



UNA VOCE KORRESPONDENZ  
Begründet von Albert Tinz †

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.  
Hasencleverstieg 12, D-22967 Tremsbüttel  
Vorstand@una-voce.de

Bestellungen, Adressenänderungen,  
sonstige Zuschriften, Aufsätze, redaktionelle Beiträge  
sowie Rezensionen bitte an die Schriftleitung der UVK:

Ana María Pilar KOCH  
UNA VOCE Korrespondenz  
Landgraben 31  
D-52146 Würselen  
Tel.: +49 (0) 2405 425081  
Mobil: +49 (0) 1573 9251862  
AnaMa.Koch@gmx.de  
www.una-voce.de

Die UNA VOCE Korrespondenz erscheint 4 x jährlich,  
Bezugspreis jährlich (einschließlich Versand): EUR 25,- / EUR 37,- (Ausland)  
Einzelheft EUR 7,50 / EUR 11,00 zuzüglich Versandkosten.

Zahlungen an UNA VOCE Deutschland e.V.  
Darlehenskasse Münster  
Konto 23100100  
BLZ 40060265  
IBAN: DE 41 4006 0265 0023 1001 00  
SWIFT-BIC: GENODEM1DKM

Gesamtherstellung: UNA VOCE Edition und Typographica, Aachen

ISSN 0724-2778

Spendenbescheinigungen werden vom Verein UNA VOCE Deutschland e.V. ausgestellt.

Die UVK überläßt es dem jeweiligen Autor, sich für die alte oder neue Rechtschreibung  
zu entscheiden.

Der Nachdruck von Beiträgen, auch auszugsweise, ist nur nach ausdrücklicher Genehmigung  
unter Quellenangabe und Übersendung eines Belgexemplares erlaubt.

# UNA VOCE KORRESPONDENZ

Herausgeber UNA VOCE Deutschland e.V.

---

44. Jahrgang

2. Quartal 2014

---

## Inhalt

Zum Geleit  
(Redaktion) ..... 165

### **Zum Thema: Alter Christus Die Stellung des Priesters in der Liturgie (Teil I)**

„Herr, ich liebe die Schönheit Deines Hauses“  
Predigt S. Exz. Dr. Athanasius Schneider, Weihbischof in Astana, Kasachstan,  
zur Motiv-Messe von Jesus Christus, dem Ewigen Hohenpriester,  
gehalten am 3. April 2014 ..... 169

Der Sinn der außerordentlichen Form des Römischen Ritus  
Predigt S. Exz. Dr. Jean-Pierre Delville, Bischof von Lüttich,  
zur Motiv-Messe vom Unbefleckten Herzen Mariä, gehalten am 5. April 2014..... 173

Weichenstellungen – Priesterbild und Liturgieverständnis am Scheideweg  
(Guido Rodheudt) ..... 176

Der Priester – Imago et Instrumentum Christi  
(Athanasius Schneider) ..... 182

Zwischen Hierophant und Animator – Zur liturgischen Frömmigkeit des Priesters  
(Andreas Wollbold) ..... 193

Tischvorsteher oder Kulldiener?  
Mit Josef Pieper auf der Suche nach der *differentia specifica* des Weihepriestertums  
(Bernward Deneke)..... 211

---

Zur Liturgiereform von 1969/1970 und zu ihren Folgen  
(Wolfgang Waldstein) ..... 235

Zuhause in der Kirche des Herrn  
Theologische Überlegungen zu Romano Guardini und Joseph Ratzinger  
(Thorsten Paprotny) ..... 245

Das Superioritätsdekret der fünften Sitzung des Konzils von Konstanz – Haec sancta  
(Carsten Misera) ..... 260

## MISZELLEN

### **Bekenntnisse und Wege zur „Messe aller Zeiten“**

|   |     |
|---|-----|
| Quo vadis? – Hufspuren der Umkehr eines treulosen Schafes<br>(Uwe Postl).....                           | 284 |
| Ein Lebensalter – Auf der Suche nach der (beinahe) verloren gegangenen Liturgie<br>(Tom Hemerken) ..... | 292 |
| „Eine katholische Oase“ – 10 Jahre Institut St. Philipp Neri in Berlin<br>(Michael Charlier) .....      | 301 |

### **Buchbesprechungen**

|   |     |
|---|-----|
| Alex Stock, Liturgie und Poesie. Zur Sprache des Gottesdienstes<br>(Georgios Zigiadis).....   | 304 |
| Klaus-Peter Vosen, Markus Hofmann (Hgg.),<br>... und es gibt sie doch! 25 Priester in guter Erinnerung<br>(Hans Jakob Bürger) .....   | 306 |
| Sr. Johanna Schwalbe OSB, Manfred Zieger (Hgg.),<br>Belebe mich neu. Glaubensaussagen im Werk Gertruds von Helfta<br>(Hans Jakob Bürger) .....  | 311 |
| Ursula Hacker-Klom, Jan Klom, Reinhard Feldmann (Hgg.),<br>„Hackers Werk wird eines Tages wieder entdeckt werden!“<br>Zum 100. Geburtstag des Indologen Paul Hacker (1913–1979)<br>Vorträge zur Tagung am 25. Mai 2013<br>(Walter Hoeres) ..... | 313 |
| Autorenverzeichnis .....  | 318 |
| Anschriften einiger Autoren .....   | 320 |

## Zum Geleit

150 Teilnehmer, darunter 60 Priester und Diakone, dazu Ordensbrüder und Ordensschwwestern, und ja, auch weibliche Laien, nämlich 40 an der Zahl – womit auch die vor der Tagung geäußerte absurde Kritik, es handele sich hier um eine „reine Herrenveranstaltung“ widerlegt ist –, kamen Anfang April auf der 16. Kölner Liturgischen Tagung in Herzogenrath wie schon in den Jahren zuvor zusammen, um über den *Alter Christus – Die Stellung des Priesters in der Liturgie* bei hochkarätigen Vorträgen zu reflektieren und zu debattieren, die Kulturveranstaltungen am Abend zu goutieren und als Höhepunkt in würdigster Weise zwei Pontifikalämter und ein levitiertes Requiem zu feiern. Wer die Feierlichkeit dieser drei liturgischen Ämter nachempfinden möchte, hat die Möglichkeit, die Videoaufzeichnungen auf DVD zu erwerben (siehe dazu die beiliegende Bestellkarte).

Die UNA VOCE Deutschland als Mitveranstalter der Tagung freute sich besonders über den Ehrengast aus London James Bogle, den Präsidenten der Internationalen UNA VOCE Föderation (FIUV), der beim Empfang am letzten Tage der Veranstaltung eine Ansprache hielt.

Nachdem in diesem Jahr durch das Thema des *Alter Christus* bereits ein Sakrament, nämlich das der Priesterweihe besondere Beachtung fand, soll im nächsten Jahr vom 18. bis zum 21. März bei der 17. Kölner Liturgischen Tagung *Die Liturgie der Sakramente* im Mittelpunkt stehen. Gewiß wird man sich wieder namhafter Referenten erfreuen können.

Doch nun wird die UNA VOCE Korrespondenz beginnend mit dieser Ausgabe die Bischofspredigten und die Vorträge der diesjährigen Tagung veröffentlichen.

Was unabdingbar bei der Ausübung unseres Glaubens ist, das verdeutlicht Bischof Athanasius Schneider nicht nur als Zelebrant der Heiligen Messe, sondern auch in seiner Predigt: So wie Jesus Christus selbst „einen verzehrenden Eifer für die Würde und Heiligkeit des Tempels Gottes gezeigt“ hat, so spüren auch wir diesen Eifer, den wir bewußt mit innerer und äußerer Haltung nachempfinden müssen. Ebenso glücklich sind wir über die Worte des Bischofs von Lüttich Jean-Pierre Delville, der über den „Sinn der außerordentlichen Form des Römischen Ritus“ predigt, aber auch über unsere Sinne, welche die alte Liturgie anspricht.

Daß bei all der Schönheit und Pracht, die uns die Worte und Bilder der alten Liturgie schenken, wir uns heute leider mit einer anderen Realität abfinden müssen als Ergebnis eines in der Vergangenheit falsch entwickelten Priesterbildes, vergegenwärtigt uns in bekannter Stringenz Guido Rodheudt, der Mitveranstalter und Gastgeber der Tagung, in seiner Einführung mit einem Einblick in die Anfänge seiner Zeit als Priesteramtskandidat im Priesterseminar.

Doch die Vorträge rücken die Stellung des Priesters wieder in ihr wahres Licht, keineswegs bemängeln sie nur, was ist und nicht sein darf. Der Priester als *alter Christus* hat durch die einzigartige Gnadengabe, die er durch seine Weihe erhalten hat, nicht nur die eine einzigartige Stellung in der Liturgie, sondern gleichzeitig eine moralische Verpflichtung seinem Amte gegenüber, denn wie Bischof Athanasius Schneider in seinem Beitrag bemerkt, hat der Priester als *imago et instrumentum Christi* immer mehr durch sein persönliches Leben ein Abbild Christi zu geben, damit er die „sakramentalen Handlungen nicht nur gültig, sondern auch heilig vollzieht“. Welche Sorge empfinden wir und welchen Anteil haben wir als Gläubige daran zu nehmen, wenn wir die Einsicht erhalten haben, daß unsere Priester brennend das spüren und flehentlich hüten müssen, was sie beim Empfang ihres Prägemaßes so gnadenreich erhielten, die Teilnahme am mystischen Leib Christi! Und wir als Glieder der Kirche sind Zeugen dieses Mysteriums! Aber nicht die Person des Priesters, nicht sein persönliches Dazutun ist es, das uns das Heil bringt, nein, es ist Christus, der ihn, den Priester wirkmächtig macht und uns so die Pforte des Himmels öffnet. Eine wichtige Anleitung auf dem Weg zu diesem Ziele bietet uns Andreas Wollbold in seinem äußerst anschaulichen Beitrag zur „liturgischen Frömmigkeit des Priesters“, aber eben nicht nur zu seiner, sondern auch zu der der Gläubigen.

Mit dem Philosophen Josef Pieper, der in diesem Mai vor 110 Jahren geboren wurde und den die UNA VOCE Korrespondenz daher in diesem Jahr nur allzu gerne ehrt, macht sich Bernward Deneke auf die „Suche nach der *differentia specifica* des Weihepriestertums“.

Rezensorisch greift Hans Jakob Bürger das Thema „Priester“ auf mit dem von Klaus-Peter Vosen und Markus Hofmann herausgegebenen Buch ... *und es gibt sie doch! 25 Priester in guter Erinnerung*.

Passend zum Schwerpunktthema werden mit Erscheinen dieses Heftes auf unserer Homepage zwei Beiträge zu lesen sein: „Der eine Priester und die vielen – oder: warum gibt es neben dem einen Priester Jesus Christus noch die vielen anderen?“ von Uwe Christian Lay und den bei der 13. Kölner Liturgischen Tagung gehaltenen und nun erstmalig veröffentlichten Vortrag des am 7. April dieses Jahres in Oslo im Alter von 84 Jahren verstorbenen

norwegischen, im Jahre 1974 zur Katholischen Kirche konvertierten evangelisch-lutherischen Theologen und Bibelwissenschaftlers Erik M. Mørstad „Der Hohepriester Melchisedek und der Hohepriester Jesus Christus – Das Geheimnis des Opfers im Schriftbefund des Alten und Neuen Testaments“. Die UNA VOCE trauert um ihn und möchte mit dieser Veröffentlichung auf der Homepage seiner gedenken.

Besonders danken möchten wir Wolfgang Waldstein für seinen zusammenfassenden Beitrag „Zur Liturgiereform von 1969/1970 und ihren Folgen“, in dem er die Kenntnisse darüber des Theologieprofessors Joseph Ratzinger hervorhebt, die schließlich das Motu proprio *Summorum Pontificum* vor ziemlich genau sieben Jahren ermöglichten. Professor Waldstein liefert uns damit den Hintergrund für unsere Bekenntnisreihe zur „Messe aller Zeiten“: Im aktuellen Heft beschreiben Uwe Postl und Tom Hemerken wie sie, aufgewachsen bzw. noch in Berührung mit der alten Liturgie, unter ihrem Verlust leiden und sie nach schwieriger Suche wieder erlangen.

Mit dem Theologen Joseph Ratzinger, aber auch mit Romano Guardini, auf den sich ersterer bezieht – besonders anlässlich der Kritik der Neuzeit, beschäftigt sich Thorsten Paprotny in seinen Überlegungen zu einem „Zuhause in der Kirche des Herrn“.

Die nachkonziliare Liturgiereform ist auch Thema des hier von Georgios Zigiadis in einer Rezension vorgestellten sehr empfehlenswerten Buches *Liturgie und Poesie. Zur Sprache des Gottesdienstes* von Alex Stock. Daß gerade die alte Liturgie zu nahezu poetischem Wirken führte, ahnen wir bei der Lektüre des von Hans Jakob Bürger rezensierten Buches über die heilige Gertrud von Helfta, deren Sprache der Mystik von Liturgie getränkt war.

Ein vehementer Kritiker der nachkonziliaren Liturgiereform – und dem UVK-Leser bestens bekannt – war der Indologe und Theologe Paul Hacker, zu dessen 100. Geburtstag im letzten Jahr eine Tagung veranstaltet wurde, an der sein Schüler Rudolf Kaschewsky wesentlich beteiligt war sowie auch Hackers Tochter Ursula Hacker-Klom, Mitherausgeberin des Tagungsbandes „*Hackers Werk wird eines Tages wieder entdeckt werden!*“, der uns hier von Hackers Freund Walter Hoeres vorgestellt wird. Der Titel des Buches ist ein Zitat eines anderen Weggefährten Hackers: kein geringerer als Benedikt XVI.

Zum 600-Jahr-Jubiläum des Konstanzer Konzils, welches dem über dreißig Jahre dauernden Schisma ein Ende bereitete, bringen wir den Aufsatz von Carsten Misera über das umstrittene Dekret der fünften Sitzung *Haec sancta*.

Auf ein weiteres Jubiläum in diesem Jahr weist Michael Charlier hin: Das Institut St. Philipp Neri feiert seit dem Gedenktag seines Namenspatrons im Mai sein zehnjähriges Bestehen als „katholische Oase“ mitten in Berlin.

Nun bleibt nur noch, unseren Lesern eine gesegnete Pfingstoktav zu wünschen. Bevor wir uns jedoch in die Sommerpause verabschieden (Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der 31. Juli), kommt es gewiß noch zu einem Wiedersehen im traditionsreichen Aachen während der Heiligtumsfahrt beim levitierten Hochamt mit Andreas Wollbold und bei dem anschließenden Vortrag von Martin Mosebach „Der geerdete Himmel – Über die Stofflichkeit des Glaubens“.

Ana María Pilar Koch, im Marienmonat Mai des Jahres 2014



## **Zum Thema: Alter Christus**

### **Die Stellung des Priesters in der Liturgie (Teil I)**

---

#### **„Herr, ich liebe die Schönheit Deines Hauses“**

Predigt S. Exz. Dr. Athanasius Schneider, Weihbischof der Erzdiözese  
der Heiligen Maria in Astana, Kasachstan,  
zur Motiv-Messe von Jesus Christus, dem Ewigen Hohenpriester,  
gehalten am 3. April 2014 in St. Marien zu Herzogenrath  
bei einem Pontifikalamt im Rahmen der 16. Kölner Liturgischen Tagung

Gelobt sei Jesus Christus! Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

In jeder Heiligen Messe, die nach der überlieferten Form des Römischen Ritus gefeiert wird, werden diese Worte aus der Heiligen Schrift aus dem Psalm 25 gebetet: „Herr, ich liebe die Schönheit Deines Hauses und den Ort, wo Deine Herrlichkeit wohnt“ (Domine, dilexi decorem domus Tuae et locum habitationis gloriae Tuae). Jesus selbst hat einen verzehrenden Eifer für die Würde und Heiligkeit des Tempels Gottes gezeigt, als Er die Händler mit einer Geißel aus dem Tempel mit den Worten hinausgetrieben hatte: „Mein Haus ist ein Haus des Gebetes, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht“ (Lk 19, 47). Der Evangelist Johannes fügte dabei noch die Worte über den Tempel des Leibes Christi hinzu. Der Leib Christi, der Eucharistische Leib Christi, ist der eigentliche Tempel Gottes hier auf Erden, der Ort der Herrlichkeit Gottes. So soll auch alles, was den Eucharistischen Leib Christi umgibt, das Kirchengebäude, der Altar, der Tabernakel, die heiligen Gefäße, die heiligen Gewänder, die heiligen Riten und die Musik die Schönheit des Hauses und der Herrlichkeit Gottes widerspiegeln.

Das Bewusstsein von Gottes großer Heiligkeit muss die erste Haltung sein, wenn ein Christ das Gotteshaus betritt und am heiligen Messopfer teilnimmt. Aus dieser Haltung müssen dann gleichsam naturgemäß äußere Gesten der Anbetung hervorfliessen, wie z.B. Kniebeuge, Schweigen, das alles ist Ausdruck einer tiefen Ehrfrucht. Das maßgebliche Zeugnis für diese grundlegende

Haltung des christlichen Gottesdienstes finden wir im Buch der Geheimen Offenbarung, welche die himmlische Liturgie als das wahre Vorbild des Gottesdienstes auf Erden beschreibt. Das war der Grundsatz und das beständige Merkmal der Liturgie im Laufe von 2000 Jahren.

Einer der ältesten Kommentare über das Vaterunser, und zwar vom Ende des 2. Jahrhunderts, spricht davon, dass wir beim Gebet im Gotteshaus in der Liturgie die Engel im Himmel nachahmen sollen: „Die Engel, die den Thron Gottes umgeben, rufen ohne Ende ‚Heilig, heilig, heilig!‘ Wenn wir also gewürdigt werden wollen, eines Tages Gefährten der Engel zu sein, müssen wir lernen, Gott schon hier auf Erden mit deren himmlischer Stimme zu singen und schon jetzt am Kult der künftigen Herrlichkeit teilnehmen“ (Tertullian, *De oratione*, 3, 3).

Die äußeren Gesten der Anbetung und Ehrfurcht dürfen in der Liturgie nie als zweitrangig betrachtet werden. Die zutiefst beeindruckenden Beispiele des Benehmens der anbetenden Engel wie sie in der Bibel beschrieben sind (vor allem im Buch Jesaja und der Geheimen Offenbarung) bleiben ein Bezugspunkt für die Art und Weise wie die Kirche auf Erden Gottesdienst hält, wenn sie Gott im Geist und in der Wahrheit (in Christus) anbeten will. Gemäß der Lehre der Väter der Kirche sind diese Beispiele der Engel dazu gegeben, damit sie von den Gläubigen nachgeahmt werden. Und diese Beispiele sind sehr konkret und für den Menschen zugänglich. Das erste dabei ist dies: innerlich auf Gott und Seine Ehre ausgerichtet sein, auf Sein Antlitz, und Sein Antlitz ist zu sehen letztlich auf dem Antlitz Jesu Christi am Kreuz und im Sakrament der Eucharistie. Dann folgt dies: Gottes Majestät zu erkennen, Seine Heiligkeit und Seine Liebe. Darauf folgt diese wichtige Bedingung: den barmherzigen Gott um die Gnaden der inneren Reinheit bitten. Aus diesem fließt da der äußere Akt, d.h. sich auch in der äußeren Form klein machen: durch Verbeugung, durch Kniebeugung. Dann folgen andere typisch äußere Akte der liebenden Ehrfurcht wie z.B.: würdige Worte des Lobes und der Anbetung aussprechen wie das „Sanctus“ der Engel, das Heilige mit einem Schleier oder hinter Stufen und einer Abgrenzung beschützen (der Altarraum mit dem Allerheiligsten wird durch die Kommunionbank verhüllt und geschützt), heilige Gegenstände küssen (an erster Stelle den Altar, das Kreuz), schweigen während der Liturgie, das Allerheiligste (das Eucharistische und wesensverwandelte Brot) sollte nur der Priester berühren, dazu wurden ja seine Hände eigens geweiht und gesalbt.

Das II. Vatikanische Konzil lehrt in der Konstitution *Sacrosanctum Concilium* (n. 2): „Die Liturgie, durch welche besonders im göttlichen Opfer der Eucharistie ‚das Werk unserer Erlösung vergegenwärtigt wird‘ befähigt die Gläubigen, in höchster Weise in ihrem Leben das Geheimnis Christi und das wahre Wesen der Kirche auszudrücken und es den anderen zu offenbaren, und dieses Wesen der Kirche hat die Eigenschaft, dass es gleichzeitig menschlich und göttlich ist, sichtbar ist und mit der unsichtbaren Wirklichkeit ausgestattet,

glühend in der Tätigkeit und auf die Beschauung ausgerichtet, gegenwärtig in der Welt und, dennoch pilgernd; und sie besitzt all diese Merkmale derart, dass das Menschliche in ihr auf das Göttliche ausgerichtet und ihm untergeordnet ist, die Tätigkeit auf die Beschauung ausgerichtet ist und das Gegenwärtige auf die künftige Stadt, zu der wir streben“ (vgl. Heb 13, 14).

Einer der größten eucharistischen Heiligen, nämlich der heilige Peter Julian Eymard, gab uns in diesen seinen Worten ein leuchtendes Zeugnis vom wahren Geist der Liturgie:

„Anfangen vom Letzten Abendmahl hat die Kirche durch alle Zeiten diesen Glauben verkündet. Ihre Apostel hatten nur eine Stimme, ihre Lehrer nur eine Lehre, ihre Kinder nur einen Glauben, eine Liebe zum Gott der Eucharistie. Wie majestätisch ist die Stimme des ganzen christlichen Volkes! Wie rührend und schön ist die Harmonie seiner Lobgesänge und seiner Liebe! Zum Zeugnis ihrer Worte fügt die Kirche das Zeugnis ihres Beispiels und ihres praktischen Glaubens hinzu. Wie Johannes der Täufer, der nachdem er auf den Messias hinwies, sich Ihm zu Seinen Füßen warf, um seine Liebe und seinen Glauben zu beweisen, so widmet die Kirche der anbetungswürdigen Person Jesu im Allerheiligsten Sakrament einen feierlichen Kult, ja ihren ganzen Kult. Sie betet Jesus Christus als Gott an, der in der göttlichen Hostie gegenwärtig und verborgen ist. Sie zollt Ihm die Ehre, welche Gott allein gebührt; sie wirft sich vor dem Allerheiligsten Sakrament nieder gleich dem himmlischen Hof vor der Majestät Gottes. Hier sind Rangunterschiede nicht angebracht: Große und Kleine, Könige und Untergebene, Priester und das Volk fallen alle instinktiv auf ihre Knie vor dem Gott der Eucharistie. Es ist der gute und liebe Gott! Die Kirche ist nicht damit zufrieden, ihren Glauben allein durch Anbetung zu bezeugen; sie fügt noch öffentliche und prachtvolle Ehrbezeugungen. Die herrlichen Basiliken sind ein Ausdruck des Glaubens der Kirche an das Allerheiligste Sakrament. Die Kirche wollte nicht Grabmäler, sondern Gotteshäuser bauen, einen Himmel auf Erden, in welchem ihr Heiland und Gott einen Ihm würdigen Thron finden würden. Mit einer delikaten und gewissenhaftesten Aufmerksamkeit hat die Kirche den eucharistischen Gottesdienst bis in seine kleinsten Einzelheiten geregelt. Die Angelegenheit in die Hand zu nehmen, um ihren göttlichen Bräutigam zu ehren, hat sie niemand anderem anvertraut; denn wenn es um die Frage der Realpräsenz Jesu Christi geht, ist alles wichtig, bedeutungsvoll und göttlich. Die Kirche wünscht dem königlichen Dienst Jesu alle echtsten und kostbarsten Dinge in der Welt zu weihen. In ihrer Liturgie ist alles auf das Geheimnis bezogen; alles hat eine geistige und himmlische Bedeutung; alles seine Eigentümlichkeit und enthält manche besondere Gnaden. Wie leicht ist es für die Seele, sich in der Einsamkeit und Stille einer Kirche zu sammeln! Eine Versammlung von Heiligen auf ihren Knien vor dem Tabernakel lässt uns ausrufen: ‚Hier ist jemand mehr als Salomon, hier ist einer mehr als ein Engel!‘ Jesus Christus ist hier, vor wem jedes Knie sich beugt, derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. In der Gegenwart Jesu Christi im Allerheiligsten Sakrament verschwindet und verblasst alle Größe, alle Heiligkeit demütigt sich und wird zu nichts. Jesus Christus ist hier!“ (The Real Presence. Eucharistic Meditations, New York 1938, SS. 42–44).

Derselbe Heilige sagte ferner: „O Herr, bleibe bei uns! Wir wollen Deine getreuen Anbeter sein. Wir wollen lieber Vertreibung, Mangel und Tod erleiden, als Deiner beraubt zu werden“ (op.cit., S. 147).

Liebe Brüder und Schwestern, lasst uns den Eucharistischen Herrn mit Liebe empfangen, in der Reinheit des Herzens, lasst uns mit einer Geste der Anbetung niederknien. Lasst uns den Eucharistischen Herrn empfangen mit einer Geste der Demut und des Kleinseins, indem wir unseren Mund öffnen und den Allerheiligsten, den König des Weltalls, in der kleinen heiligen Hostie empfangen. O Herr, wenn wir Dich in der Eucharistie empfangen, dann haben wir alles und es fehlt uns nichts! Amen.

## **Der Sinn der außerordentlichen Form des Römischen Ritus**

Predigt S. Exz. Dr. Jean-Pierre Delville, Bischof von Lüttich,  
zur Motiv-Messe vom Unbefleckten Herzen Mariä,  
gehalten am 5. April 2014 in St. Gertrud zu Herzogenrath  
bei einem Pontifikalamt im Rahmen der 16. Kölner Liturgischen Tagung

Liebe Brüder und Schwestern,

es ist mir eine Freude, Ihnen zu begegnen, um die Messe in der außerordentlichen Form des Römischen Ritus zu feiern. Wir haben diese Messe unter den Schutz Mariens und ihres unbefleckten Herzens gestellt. Sie ist für uns eine Mutter, wie Jesus, als er am Kreuz hing, es dem Apostel Johannes sagte: „Siehe da, deine Mutter. Von dieser Stunde an nahm sie der Jünger zu sich“ (Joh 19,25–27). Indem er Maria zu sich nahm, beschützte der Jünger sie und ließ sie aufleben. So wollen auch wir heute durch die Ausübung der alten Form der Liturgie die Überlieferung der Kirche beschützen und aufleben lassen. Wir nehmen sie zu uns, wie Johannes Maria zu sich genommen hat. Diesbezüglich schrieb Papst Benedikt XVI.: „Es tut uns allen gut, die Reichtümer zu wahren, die im Glauben und Beten der Kirche gewachsen sind, und ihnen ihren rechten Ort zu geben.“

Die alte Liturgie bewahrt in der Tat ein reiches Erbe an Worten, Gesten, Bildern und Gesängen, die uns helfen, unseren Glauben zu leben. Es wäre schade, wenn dies alles zu einem bloßen Museumsobjekt würde. Denn dieses liturgische Material tränkt unseren Glauben noch heute. Indem der Papst von einer „außerordentlichen Form“ spricht, erinnert er daran, dass es eine „ordentliche Form“ der Liturgie gibt, die durch das 2. Vatikanische Konzil gefördert wurde. Beide Formen müssen also miteinander verbunden und dürfen nicht voneinander getrennt werden. Das Konzil wollte die Beteiligung der versammelten Gläubigen an der Liturgie und die Rückbesinnung auf die biblischen Quellen des Glaubens fördern. Wir folgen diesem Anstoß auch, indem wir die alte Form feiern. Denn wir alle haben durch unsere Worte, unsere Gesten, unseren Gesang und unser persönliches Gebet teil am gemeinschaftlichen Gebet. Und wir kehren zu den Quellen unserer Glaubensüberlieferung zurück, nicht nur zu den biblischen Quellen, sondern auch zu den liturgischen Quellen, in der Ursprungssprache, in der sie geschaffen wurden.

Die Worte und Texte der alten Liturgie gehen manchmal ins 4. Jahrhundert zurück (die Genese der Texte und die Genese der Struktur der Messe reichen selbstverständlich noch sehr viel weiter zurück). Die Orationen der Messe sind in einem rhythmisierten Latein verfasst, das der Dichtung nahesteht; oft weisen sie drei Schritte auf: die Betrachtung von Gottes Handeln, die Berücksichtigung der Situation des Gläubigen und die Formulierung seines Bittgebets. Sie sind immer an Gott den Vater gerichtet und rufen am Schluss die Vermittlung Jesu Christi und des Heiligen Geistes an. So wird eine Messoration zu einem Gebetsmodell für uns: Betrachtung Gottes, Rücksicht auf die Situation des Menschen, Äußerung der vertrauensvollen Bitte. Die Ausschnitte aus der Heiligen Schrift finden sich in der Epistel, dem Evangelium und dem Schlussevangelium, aber auch im Introitus-Gesang, im Graduale sowie in den Gesängen zur Gabenbereitung und Kommunion. Insgesamt kommen biblische Passagen in einer Messe der außerordentlichen Form oft häufiger vor als in einer Messe der ordentlichen Form. Im Kanon der Messe überrascht uns manchmal die Poesie der Worte: So wird das ewige Leben als ein „refrigerium“, ein Ort der Frische, beschrieben. Und vor der Kommunion, wenn der Priester das konsekrierte Brot bricht und ein Stück davon in den Kelch gibt, gebraucht er das Wort „Konsekration“. Denn in der Tat wird die Konsekration des Leibes und des Blutes Christi durch diese *commixtio* vollendet, diese Mischung, die an die Verbindung von Seele und Körper erinnert.

Neben Worten umfasst die Liturgie Gesten. Diese sind weiter entwickelt als in der ordentlichen Form. Die Gesten geben dem gesprochenen Wort eine symbolische Bedeutung; so beugt der Priester jedes Mal sein Haupt, wenn er das Wort Jesus ausspricht, um darauf hinzuweisen, dass im Menschsein des Menschen Jesus sich seine Göttlichkeit oder seine göttliche Natur verbirgt. Der Priester küsst den Altar vor jeder Oration: Damit sagt er, dass das Gebet, das er sprechen wird, von Christus inspiriert ist, für den der Altar als Symbol steht. Nach der Konsekration macht der Priester eine Kniebeuge vor dem heiligen Sakrament des Leibes und Blutes Christi, um seine Anbetung auszudrücken. Und er verbeugt sich tief während seines persönlichen Gebetes, um seine Demut zum Ausdruck zu bringen. Sogar sein Blick unterliegt einer Kodifizierung: So muss der Priester den Blick zum Himmel heben, wenn er Brot und Wein bei der Gabenbereitung als Opfergaben darbringt, um seine Erwartung eines göttlichen Eingreifens auszudrücken.

Der Blick des Priesters verbindet sich mit dem Blick der Gläubigen. Diese sind beglückt von der Schönheit des Ortes, der Gewänder, der Gemälde, der Kirchenfenster, des Altars. Ihr Blick nimmt besonders im Moment der Elevation der Hostie und des Kelches Anteil, bei der Konsekration, wenn sie den Kopf heben. Die Gläubigen werden auch vom Wohlgeruch des Weihrauchs berührt, der ihren Geruchssinn erreicht. Die Sinne eines jeden werden geweckt, damit die ganze Person leibhaftig am Gebet teilnimmt und die Freude des ewigen

Lebens vorwegnimmt, wo wir ganz für alle und ganz für Gott da sein werden. Es wird uns die selig machende Schau zuteil werden, das heißt die Schau Gottes.

Schließlich sind da die Gesänge, die unser Ohr berühren. Wenn sie vom Priester angestimmt werden, machen sie sein Gebet öffentlich und feierlich. Wenn sie von der versammelten Gemeinde oder dem Chor gesungen werden, bringen sie die Teilnahme eines jeden am Gebet des Priesters zum Ausdruck, in einem Dialog, an dem jeder seinen Anteil hat. Die Gesänge verwandeln die Worte in Kunstwerke, in Lobpreis, in ein Fest, in Freude oder in Traurigkeit; sie betonen die Gefühle, die das Gebet beleben, und das Herz eines jeden berühren. Sie berühren selbst das Herz Gottes, denn der heilige Augustinus hat gesagt: Wer singt, betet doppelt.

So leben wir, liebe Brüder und Schwestern, in dieser Einheit aus Worten, Gesten, Bildern und Gesängen unseren Glauben. Wir nehmen ein Erbe auf, wie der heilige Johannes am Fuße des Kreuzes Maria, das Symbol der Kirche, aufgenommen hat. Auf dass so unsere Teilnahme an dieser Messe unsere Kirche leben lassen möge, und auf dass sie aus uns Zeugen machen möge wie den heiligen Johannes, der Evangelist gewesen ist, das heißt Überbringer einer guten Nachricht – für die ganze Welt. Amen.

## **Weichenstellungen**

### **Priesterbild und Liturgieverständnis am Scheideweg\***

Von Guido Rodheudt

Als ich vor 31 Jahren meinen Weg zum Priestertum im Collegium Leoninum in Bonn antrat, in dem damals die Priesteramtskandidaten des Bistums Aachen wohnten, begann das erste Semester mit einer üblichen Einführungswoche. Allerlei lernte man dort an Neuem kennen: das Haus, die Universität, diverse Funktionsträger, die einen fortan während des Studiums begleiten sollten und natürlich die anderen Mitstudenten, damals zweiunddreißig Erstsemester an der Zahl, eine starke Gruppe. Die meisten von ihnen waren zuvor Meßdiener gewesen und hatten ihre kirchliche Prägung in der Pfarrei empfangen. Nicht wenige waren noch zusätzlich in den damals sich auf den Siedepunkt befindlichen Gruppen des BDJ vorfrütiert worden. Die eigentliche Imprägnierung sollten sie jetzt hier im Theologenkonvikt erhalten, einer Einrichtung, die ihr Hauptaugenmerk zunächst darauf legte, kein Priesterseminar zu sein. Dementsprechend fiel auch die Einführungswoche aus: ältere Mitstudenten, die uns Neuen das Haus zeigten, listeten als erstes alles auf, was man nicht so ernst nehmen sollte, allem voran die Vorlesungen. Dann aber auch das gemeinschaftliche Stundengebet, das ja Gott sei Dank als nicht verpflichtend angekündigt werden konnte. Die Kaffeekar sei wichtig, hieß es, und das Fußballspielen. Weniger wichtig sei die tägliche Messe. Man könne ja auch alles übertreiben. Der Rosenkranz wurde erst gar nicht erwähnt. „Super“ seien auch die sogenannten „Raum-6-Messen“, Meßfeiern, bei denen man auf dem Boden säße und der Priester einer von uns sei, weshalb es auch nur eine einzige große Hostie gäbe, die zur Kommunion gebrochen würde zum Zeichen der Gemeinschaft.

Diese Botschaften von Gemeinschaftserlebnissen und kommunitären Glanzstunden wurden alsbald in der Begegnung mit den Hauptverantwortlichen, dem Direktor und dem Spiritual, manifestiert. Auf die zaghafte Frage eines damals frommen und heute längst laisierten Mitstreiters, weshalb das Stundengebet nicht wenigstens in Teilen gemeinschaftlich zur Pflicht gemacht würde und der Rosenkranz als gemeinsames Gebet gar nicht vorkäme, erhielt er

---

\* Einführung in die 16. Kölner Liturgische Tagung (*Alter Christus – Die Stellung des Priesters in der Liturgie*) in Herzogenrath am 2. April 2014.



durch den Direktor die Antwort, daß, wer hier im ersten Semester schon Brevier bete, sicher später zu den ersten gehöre, die einen Kinderwagen schieben würden. Und auf die noch zaghaftere, jedoch immer noch mutige Frage, wie es denn nun mit dem Rosenkranz bestellt sei und weshalb man ihn nicht gemeinsam beten würde, obwohl der Heilige Vater – damals Papst Johannes-Paul II. – ihn nachdrücklich empfehle, erhielten wir alle aus dem Mund des Direktors die abschließende Antwort, der Papst habe früh seine Mutter verloren und deswegen jetzt einen Mutterkomplex. Dies sei als der Hintergrund seiner marianischen Frömmigkeit festzuhalten, die er als Kompensation seines Verlustes ausgebaut habe.

Aha, dachte da der durchschnittliche Student. Dann wird hier also alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird! Und tatsächlich begann in dieser Einführungswoche für uns eine Zeit des systematischen Abtrainierens katholischer Frömmigkeit. Von dunkler Kleidung und Schuhen mit Ledersohlen über Papstbilder, Rosenkränze und Marienbilder bis hin zur Anhänglichkeit an die feierliche und prächtige Formensprache der Liturgie in ihren vielen Facetten wurde alles für verpönt erklärt, was an eine Pflanzstätte für angehende Priesterpflänzchen erinnerte. Mit Erfolg, denn die große Melange des Katholischen entschwand aus den Seelen der zukünftigen Priester durch die Zerstörung der äußeren Form und durch die Suggestion, daß durch eben dies, die Änderung der Form, der alte Inhalt lediglich neu verpackt würde. Dieses tiefgreifende Mißverständnis sollte erst Jahre später von Martin Mosebach durch seinen Hinweis auf den Ugrund allen Verfalls, nämlich die Auflösung der Form, auf den Punkt gebracht werden. Seither ist durch den von ihm geprägten Begriff der „Häresie der Formlosigkeit“ eine Wahrheit ausgesprochen, die gerade in unseren Tagen wieder und wieder betont werden muß, nämlich daß eine Änderung der Formensprache auch eine Änderung der Botschaft nach sich zieht. Man kann Martin Mosebach nicht genug für diesen Begriff danken, weil er wie in einem Brennglas die Schlimmste aller Häresien bloßlegt: die versteckte Aggression gegen das Äußere, ohne das es kein Inneres geben kann und das Gott schützt, der in Seiner Menschwerdung Form geworden ist und fortan – das ist ja die Essenz des Katholischen – in Formen in der Zeit gegenwärtig ist.

Auf der Basis dieser zuerst formalen und dann erst intellektuellen Auflösung, traf es dabei in unserer Studienzeit die Liturgie besonders hart und in der Liturgie die Rolle des Priesters. Als Reflex auf die auf anderen theologischen Ebenen betriebenen Abbruchversuche katholischen Amtsverständnisses, bläute man uns ein, daß Liturgie als Gemeinschaftsakt grundsätzlich in erster Linie Gottesvolk getragen sei, dessen Anleiter und Animator zu einem gelingenden Gemeinschaftserlebnis der Priester sei. Er sei kein Zelebrant, denn das Kultpriestertum sei durch Jesus Christus abgeschafft, so der O-Ton, sondern der

Priester sei der Vorsteher eines Aktes gemeinschaftsstiftender Handlungen, die in ihrer äußeren Gestalt daher eben immer darauf zu prüfen seien, ob sie auch einen gemeinschaftsstiftenden Charakter hätten.

Die weiteren Jahre meines Aufenthaltes in dem Theologenkonvikt, das übrigens tatsächlich weder formal noch material ein Priesterseminar war, entfalteten in den verschiedensten Facetten die ganze Pracht konzilsgehorsamer Konzilsverkennung besonders im liturgischen Bereich. Hier entlud sich das Bild von einer neuen Kirche, in der die Soziologie die Dogmatik ersetzt hatte und die Philanthropie die Liturgie. Ich erspare Ihnen an dieser Stelle weitere Einzelheiten. Die Folgen sind Ihnen ja zur Genüge aus der Praxis der durch Bildungsanstalten wie dem erwähnten Collegium Leoninum gelaufenen Priester bekannt. Fern ab der frischen Wasser der Tradition und taub und blind für die Mahnungen der Kirche entstand in diesen Jahren eine neue quasi neoprotestantische Kaste kirchlicher Funktionäre. Sie prägen bis heute das Bild der Liturgie in unseren Pfarreien. Ahnungslos, was das Wesen des liturgischen Aktes betrifft, und hilflos, was den Umgang mit dem Heiligen in angemessenen Formen betrifft, halten sie noch immer den Deckel auf jenem Faß sozusagen von innen zu, den Papst Benedikt XVI. durch seinen amtlichen Versuch im Jahre 2007, die Kirche für einen Weg zu ihren Quellen vorzubereiten, öffnen wollte. Mit der erfolgreichen Impertinenz des Banausen verweigern sich nicht zuletzt die Priester der Einsicht in die wahren Zusammenhänge, wenn es um die Liturgie geht. Und gerade, wenn dabei die Stellung des Priesters in der Liturgie betrachtet wird, sind es in der Regel die Priester selbst, die am ärgsten betonen, wie überflüssig sie eigentlich seien.

Zum Abschied von der Welt der achtziger Jahre und ihrer desaströsen und nachhaltig für das Leben der Kirche buchstäblich atemberaubenden Priesterbildung, in die ich Sie in dieser kleinen Zeitreise mitgenommen habe, schildere ich Ihnen noch kurz eine kleine Begebenheit aus der besagten Einführungswoche meines Theologenkonvikts.

Nachdem wir eines Vormittags vom Spiritual in einem Vortrag allerlei Unverdauliches zum Thema „Berufung“ erfahren hatten, wurden wir in eine Zeit der Stille geschickt. Wir sollten jeweils alleine auf unser Zimmer gehen und uns dort wahrnehmen. Während sich andere nach dem Lernerfolg der Einführungswoche, demgemäß man alles nicht so ernst nehmen sollte, vor den Fernseher legten oder Kaffee kochten, folgte ich brav der Anweisung und begab mich auf mein Zimmer, wo ich, dank der groben Auslegungsfähigkeit der spirituellen Anweisung, uns nun wahrnehmen zu sollen, an den Schreibtisch setzte und einen kleinen Bildband zur Hand nahm, der, hätte die Hausleitung Kenntnis davon erhalten, daß er sich in meinem Besitz befand, ihn sicherlich konfisziert und in den Giftschränk gestellt hätte. Es handelte sich um das Buch „Priester des Herrn“ von Heinrich Kunkel aus dem Jahre 1954. Darin gab es

eine mit schwarzweißen Photographien bebilderte Einführung in das Wesen und das Leben des Priestertums. Der Autor hatte zehn Jahre vor dem Ausbruch der klerikalen Revolution ein für den heutigen Geschmack sicherlich idealtypisches Bild des katholischen Priesters gezeichnet, das ihn als den „Alter Christus“ sichtbar machte und ihn als den Guten Hirten und als Stellvertreter des Hohenpriesters und göttlichen Lehrers Jesus Christus zeigte.

Für mich war die Lektüre, besonders aber auch die Betrachtung der Abbildungen ein wahrer Genuß. Ich vermochte mich in diesem Augenblick, ganz nach der Weisung unseres Spirituals, wahrzunehmen – und zwar als derjenige, der einen Ruf in sich gehört hatte, genau dies zu werden, ein Priester des Herrn, der in erster Linie der Welt das Heilige Meßopfer schenken würde, das in meiner damaligen Pausenlektüre als die zentrale Aufgabe dessen beschrieben wurde, der ich werden wollte.

Nun gab es aber schon damals nach dem in wenigen Tagen Erlebten keinen Zweifel daran, daß eben dies, die Formung zu einem Priester als einem Alter Christus und damit die objektive Dimension dieses Berufes keine weitere Rolle im Leben des Konviktes spielen würde. Denn die Sichtweise des Heinrich Kunkel, der unter dem Pontifikat Papst Pius XII. das zu dieser Zeit allgemein gelehrte Priesterbild in Schrift und Bild dargestellt hatte, war zu meiner Ausbildungszeit lange begraben. Der Erfolg war in Bildungsanstalten wie dem Collegium Leoninum landauf landab der tragischerweise identische: Diejenigen, die die Kirche als Alter Christus braucht, wurden in einer Weise diesem Wesen ihres Berufs abspenstig gemacht, die nachhaltig das gesamte Leben der Kirche in ihrem Mark angriff. Es ging ja nicht um Stilfragen, es ging um das Selbstverständnis des Priesters. Und wo mußte sich dies nachhaltiger offenbaren, als in der Liturgie, wo das Wesen des Priestertums am deutlichsten sichtbar wird?

In der Folge der dieses Wesen des Priestertums konterkarierenden Priesterausbildung entstanden in den meisten deutschen Diözesen diejenigen liturgischen Verwerfungen, die gemeinhin als liturgischer Mißbrauch beschrieben werden, was aber zu kurz greift. Denn der Kern der Krise im liturgischen Leben der Kirche ist ein falsches Priesterbild! Und – wie bei einem klassischen Teufelskreis üblich – das daraus resultierende falsche Verständnis von Liturgie bestätigt ein falsches Priesterbild, das im Laufe der Jahre wesentlich für den Niedergang der Berufungszahlen in unseren Diözesen gesorgt hat. Es ist erfreulich, das S.E. Joachim Kardinal Meisner genau auf diesen Zusammenhang zwischen dem Priesterbild und der Berufungspastoral in seinem Grußwort zu unserer diesjährigen Tagung hinweist. Und auch S.E. Raymond Kardinal Burke erinnert in seinem Schreiben anläßlich unserer Tagung, daß das Sakrament des Ordo in dem Moment geboren wurde, als Christus die Eucharistie eingesetzt hat und betont die Einheit des Priesters mit Christus, der sich in hypostatischer Einheit dem Vater darbringt.

Wir freuen uns, daß damit unser Anliegen, die Wichtigkeit der rechten Stellung des Priesters in der Liturgie in den kommenden zweiundsiebzig Stunden zu betrachten, in den Stimmen der beiden Kardinäle Nachhall gefunden hat und uns in unserer Absicht bestätigt, einen Beitrag zur Gesundung der Kirche von ihrem innersten Kern her zu leisten.

Wir haben deshalb ein Programm zusammengestellt, das in unaufgeregter und sachlicher Art und Weise einen logischen Gang durch die Theologie des Priestertums und der Liturgie versucht. So öffnet S.E. Bischof Dr. Athanasius Schneider unseren Blick auf den Priester als Bild und Werkzeug Christi, Professor Bruns nimmt uns in die Zeit der Väter mit, um zu sehen, wie sie zuerst das Wesen des Priesters in eine begriffliche Form gegossen haben. Professor Hoping legt die Folie heutigen Amtsverständnisses über diese Vätersicht und setzt dabei Taufpriestertum und Priestertum des Dienstamtes miteinander in die rechte Beziehung. Professor Stephan hüllt den Priester in prächtige Gewänder, weil er im Augenblick seines Handelns den Hohenpriester Jesus Christus abbildet und die Momente der Verklärung in der Liturgie auch sichtbar strahlen lassen muß. Professor Wollbold läßt den Priester aus der Liturgie seine Frömmigkeit entnehmen. Der Kult als Prägemaß des priesterlichen Handelns wird uns von Pater Deneke als Lösungsformel gegen eine nachträgliche Protestantisierung der priesterlichen Stellung im Gottesdienst empfohlen. Auf der Basis dieser Einsichten bringt Dr. Düren Licht in die Diskussion um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit priesterloser Wortgottesdienste. Pater Dr. Lang läßt die sakrale Dimension der Liturgie für die Sakralität des Priesters verantwortlich sein, gefolgt von Dr. Barth, der hilft, den Teufelskreis der Entkoppelung von Priester und Meßopfer zu verlassen.

In den Klängen des Chorals als der kultischen Musik par excellence singt Christus in der Kirche, wie wir wissen. In Liturgie und Konzert wird uns dies hörbar gemacht. Und ausgehend von dieser klanglichen Botschaft des Priestertums hilft uns Ulrich Mutz, die Hinterlassenschaften des katholischen Priesterbildes selbst in profaner Musik zu finden, wenn er den Zusammenhang von Priester und Meßopfer in Richard Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ aufzeigt, so wie uns Uwe Postl den Priester in der Literatur zu entdecken hilft, unterstützt von der Musik, die Alexander Nell dem Flügel entlockt und uns am Freitag in der literarisch-musikalischen Soiree ein starkes Zeugnis davon gibt, wie sehr die Wahrheit Christi und Seines Priestertums die Literatur zu prägen vermochte.

Nicht zuletzt sind es aber die Liturgien, die wir feiern werden, besonders die Pontifikalämter der Bischöfe Dr. Schneider und Dr. Delville, die uns ohne Deuteworte, allein durch ihren Vollzug und durch die in diesem Vollzug über das Sichtbare hinaus Christus zum Klingen bringende *musica sacra* das

klarstellen, um was es uns bei unserer diesjährigen Tagung geht: Christus lebendig zu halten in dem von Ihm gestifteten Priestertum.

Damit möchten wir einen bescheidenen Beitrag leisten zur Gesundung der Kirche, deren Quelle und Höhepunkt die Heilige Liturgie ist, was ihr aber genommen wird, wenn der diese Quelle erschließende Priester sich selbst von der Quelle entfernt und seine Stellung in der Liturgie aufgibt und sie – wohlmeinend – anderen überläßt.

Was meine eigene Erfahrung gerade mit diesem letztgenannten tragischen Fehler zum Schaden der Kirche angeht, so mag nach meinen Schilderungen aus dem Leben meiner eigenen Priesterausbildung die Veranstaltungsthematik wie ein subtiler Rachefeldzug gegen meine eigene Vergangenheit wirken und gegen diejenigen, die damals die Weiche für die Zukunft des Priestertums falsch gestellt haben. Ich bin jedoch der Meinung, daß dies auch positiv gewendet werden kann. Denn es geht ja nicht um das Lamento im Blick auf Vergangenes, sondern um die Korrektur der damals falsch gestellten Weichen im Leben der Kirche. Dies mag die Grundhaltung unserer kommenden Stunden sein, in denen es uns darum gehen muß, uns um die Zukunft zu sorgen und gerade deswegen zu den Wurzeln dessen zu gehen, aus dem die Kirche lebt: aus dem Opfer Christi, aus dem sie hervorgegangen ist und das nicht ohne den Priester auskommt.

Insofern will ich mich nicht freisprechen von dem Reflex auf die seinerzeit erlebten falschen Weichenstellungen. Allerdings nicht in der Generalabrechnung mit allen, die damals für die Krise der Kirche und des Priestertums verantwortlich waren, sondern als Impuls für die rechte Stellung der Weichen in unseren Tagen, wo wir – nicht zuletzt durch die Weisungen Papst Benedikts XVI. – guter Hoffnung sein dürfen, daß die Wahrheit siegen wird, daß Christus nicht ohne einen Alter Christus auskommen will, der Ihm Hand und Stimme leiht, um die Welt auf eine liturgische Weise mit Gott zu versöhnen.

## Der Priester – Imago et Instrumentum Christi\*

Von Athanasius Schneider

### *I. Imago et instrumentum Christi im Dienst des Sakramentes*

Aus dem Leben des Pfarrers von Ars wird folgende Begebenheit erzählt. Der heilige Johannes Maria Vianney ging zu Fuß nach Ars, um dort seine erste Pfarrstelle anzutreten. An einer Kreuzung wusste er nicht mehr genau den Weg zu seinem Zielort. Da begegnete ihm ein Knabe aus dem Dorf Ars und der Priester fragte ihn, ob er ihm den Weg nach Ars zeigen könnte. Nachdem der Knabe ihm den Weg erklärt hatte, sagte der Heilige zu ihm: „Du hast mir den Weg nach Ars gezeigt und ich werde dir den Weg zum Himmel zeigen!“ Den Weg zum Himmel zeigen, das ist die erste und ureigene Aufgabe des Priesters und der Hierarchie. Christi allein ist der eigentliche und einzige Weg zum Himmel, weil Er allein das Leben und die Wahrheit ist (vgl. Joh 14, 6). Er führt die Menschen zum Himmel, indem Er ihnen durch die Sakramente das göttliche Leben der Gnade und durch das Lehramt Seiner Kirche das Licht der Wahrheit gibt. Je mehr und je besser der Priester Werkzeug Christi ist in der Spendung der Sakramente, und vor allem in der Feier des Messopfers, desto stärker fließen Ströme des übernatürlichen Lebens auf die Welt herab; und je klarer der Priester die Wahrheit Christi verkündet, desto mehr Licht verbreitet er unter den Menschen.

Die dogmatische Grundlage für das rechte Verständnis des ministeriellen Priestertums ist das Priestertum Christi selbst, des menschengewordenen Sohnes Gottes. Das Geheimnis der Menschwerdung und näher hin der Hypostatischen Union ist der eigentliche Schlüssel zu diesem Verständnis. Die menschliche Natur Christi ist ausgestattet mit der größten Gnade, die da ist: die Gnade der hypostatischen Union mit der Zweiten Person der Heiligsten Dreifaltigkeit. Aufgrund dieser Gnade ist Christus zum Priester bestellt auf ewig. Seine erhabenste priesterliche Handlung ist die Darbringung des erlösenden Kreuzesopfers mit unendlichem Sühnewert und unendlichem Wert der göttlichen Anbetung. Dadurch dass Christus gleichzeitig Priester und Opfergabe ist (sacerdos et hostia), offenbart Er konkret und lebendig Seine eigentliche priesterliche Würde. Das Ewige Wort, die Zweite Person der Dreifaltigkeit,

---

\* Vortrag bei der 16. Kölner Liturgischen Tagung (*Alter Christus – Die Stellung des Priesters in der Liturgie*) in Herzogenrath am 2. April 2014.

besitzt und heiligt die Menschheit Christi und somit Sein Priestertum und verleiht Seinem Opfer und jeder Heiligen Messe unendlichen Wert. Die Menschheit Christi ist das Werkzeug, das mit der Gottheit unmittelbar geeint ist („instrumentum coniunctum Divinitati“).

Das Priestertum Christi ist ewig, ununterbrochen und sichtbar. Deswegen hat Christus bei der unblutigen Darbringung Seines Opfers im Abendmahlssaal die Apostel und ihre Nachfolger im Bischofs- und Priesteramt zu Priestern bestellt, die wahrhaft und wirklich an Seinem ewigen Priestertum teilhaben. Diese Teilhabe ist derart wahr, dass Christus als Haupthandelnder in einer untrennbaren Einheit zwischen Ihm und dem menschlichen Priester wirkt. Der menschliche Priester wirkt dabei „in persona Christi Capitis“ und ist deshalb dessen wahres und lebendiges Abbild und Werkzeug (imago et instrumentum). Christus übt Sein Priestertum weiterhin auf Erden aus, und zwar durch, unter und mit Hilfe geweihter Diener, die in Seinem Namen, nicht in ihrem eigenen, in Seinem Priestertum, nicht in dem ihrigen, zwischen Gott und den Menschen stehen und das eine Opfer des Kreuzes darbringen, welches allein wirksam ist bis zum Ende aller Zeiten und welches die Quelle aller Gnaden und Wahrheiten ist. Der Priester wirkt nicht als bezahlter Arbeiter, sondern als menschlicher Sohn im wahren göttlichen Sohn des himmlischen Vaters, dessen Auge auf ihm als einem „alter Christus“ ruht; er setzt das Werk des fleischgewordenen Wortes fort und ist sein lebendiges Werkzeug.

Priesterliches Abbild Christi und sein lebendiges Werkzeug zu sein verlangt vom menschlichen Priester, auch in persönlicher moralischer Hinsicht ein Abbild und ein immer gefügigeres Werkzeug Christi zu sein. Im überlieferten Ritus der Priesterweihe werden die Neugeweihten mit diesen Worten ermahnt: „Diligenter considerate ordinem per vos susceptum“ („Denkt gründlich über die von euch empfangene Weihe nach“). Der Priester soll in sich stets eine Hochschätzung seines sakramentalen Standes nähren. Die Gnade der Priesterweihe zielt darauf ab, dass der Priester die sakramentalen Handlungen nicht nur gültig, sondern auch heilig vollzieht. Hierin sind die große Würde und der hohe sittliche Anspruch des katholischen Priestertums begründet. Die sakramentale Gnade der Priesterweihe stellt gleichsam die geistige Physionomie des Priesters dar. Die heilige Maria Magdalena von Pazzi hatte eine so hohe Auffassung vom Priestertum, dass sie den Klostergeistlichen schlechthin den „Christus“ zu nennen pflegte; und denselben Namen gab sie auch jedem anderen Priester, weil sie in jedem eben nur Christus erblickte (vgl. Herbert Vaughan, *Der junge Priester*, Freiburg 1906, 19). Die göttlichen Vollmachten, die der Priester „in persona Christi Capitis“ ausübt, bringen ihn in engste Verbindung mit Christus und in beständige und gänzliche Abhängigkeit von Ihm. Leben, Streben und Ehre des Priesters gehören daher einzig Jesus.

Die eigentlichen Vollmachten des Priesters sind die Vollmacht der sakramentalen Darbringung des Kreuzesopfers Christi mit der Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi und die Vollmacht, die Seelen im Bussakrament durch die Lossprechung vom geistlichen Tod zum übernatürlichen Leben zu erwecken. Es sind diese beiden priesterlichen Dienste, welche in höchster Weise offenbaren, dass der Priester ein lebendiges und bewusstes Abbild und Werkzeug Christi ist. Das ist wiederum ein beständiger Anruf an den Priester, die Heilige Messe und das Bussakrament immer besser und vollkommener zu feiern. Tut der Priester das, dann wird auch sein persönliches sittliches Leben immer mehr ein Abbild Christi sein. Es wird dann seine Freude sein, dem nachzuahmen, was er als sakramentales Werkzeug Christi vollzieht („imitabis, quod tractabis“: aus der Liturgie der Priesterweihe).

Welches ist für den Priester das vorzüglichste Mittel, um auch in seinem persönlichen Lebenswandel ein immer klareres Abbild und ein immer gefügigeres Werkzeug Christi zu sein? Dieses Mittel ist die Einheit mit Christus, welche durch die gläubige, ehrfürchtige und liebevolle Feier des Messopfers gegeben wird. Das, was die Zelebration geistlich fruchtbar macht, ist nicht nur der ehrfürchtige Vollzug der Riten, sondern vor allem die Vorbereitung und die Danksagung nach der Heiligen Messe. Kardinal Herbert Vaughan, der einstige Erzbischof von Westminster, wandte sich an die Priester mit diesen treffenden Worten:

„Wenn wir tiefinnerlich davon überzeugt sind, dass die heilige Messe die Sonne unseres Lebens ist, um welche unser ganzes Tun und Lassen, gleich dem Lauf der Gestirne um ihr Zentrum, sich bewegen muss, und dass die Darbringung dieses heiligen Opfers die erhabenste Handlung ist, welche wir vornehmen können, so werden wir uns überdies bemühen, den ganzen Tag zur besonderen und unmittelbaren Vorbereitung zu verwenden. Und das wird uns nicht bloß schwer, sondern im Gegenteil angenehm und leicht fallen, wenn wir uns Mühe geben, erstens, lebendig zu erfassen, was die heilige Messe wirklich ist, und zweitens, uns die Gewohnheit aneignen, häufig kleine Stoßgebeten zu verrichten, etwa so: O Gott, ich opfere Dir mein ganzes Tagewerk, meine Arbeit, meine Mühe, meine Ruhe, Speise und Trank und alles, was ich leiden werde, in Vereinigung mit dem Leiden Christi auf Erden als eine Vorbereitung für die heilige Messe auf“ (op. cit., 150).

Weiter sagte der Kardinal: Man kann auch den Versen des Stabat Mater „Fac, ut ardeat cor meum in amando Christum Deum“ die Worte hinzufügen „et ut digne celebrem“ (vgl. ebd.). Papst Johannes XXIII. führte in seiner Priesterenzyklika *Sacerdotii nostri primordia* zu diesem Thema folgendes aus: „Wenn gewisse Priester der ersten Liebe ihres Weihetages allmählich untreu werden, ist es dann



nicht dem Umstand zuzuschreiben, dass sie nie ganz im Klaren waren über die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem persönlichen Lebensopfer und dem Messopfer? Diese Erfahrung hat der heilige Johannes Vianney in die Worte gefasst: Wenn ein Priester in seinem Lebenswandel nachlässig wird, so liegt es daran, dass er bei der Messe nicht andächtig ist“. Ein erschütterndes Beispiel der Einheit zwischen Leben, Feier der Heiligen Messe und Sterben gab der Selige Noël Pinot, ein Märtyrerpriester aus der Zeit der Französischen Revolution. Am 21. Februar 1794 ging er in Angers zur Stätte der Enthauptung bekleidet mit allen Gewändern zur Feier der Heiligen Messe. Beim Besteigen des Schafotts betete er laut „Introibo ad altare Dei“, einige Umstehende – und sicherlich die anwesenden Engel und Heilige – antworteten „ad Deum, qui laetificat iuventutem meam“. Das Kreuzesopfer Christi, alle Feiern des heiligen Messopfers im Leben dieses Priesters und sein letztes Lebensopfer wurden so zu einem einzigen Opfer der Verherrlichung Gottes und der Rettung der Seelen (siehe das Buch von Anatole de Ségur, *Un admirable martyre sous la Terreur*, Paris 1904).

An der Art und Weise, auf welche der Priester mit dem eucharistischen Leib Christi bei der Wandlung, bei der Kommunionsspendung und bei der Anbetung umgeht, offenbart er das Ausmaß, in welchem in ihm der Geist und das Bild Christi lebendig sind. Als leuchtendes Beispiel für eine gläubige, ehrfürchtige und liebevolle Feier der heiligen Messe kann man Papst Pius XII. anführen, über den Schwester Pascalina Lehnert, eine Teilnehmerin an seinen täglichen Messen in einem Zeitraum von etwa 40 Jahren, folgendes bewegendes Zeugnis aufschrieb:

„Um 7 Uhr begibt sich Pius XII. in die Kapelle. Er kniet auf dem großen Betstuhl nieder... zur Vorbereitung auf das göttliche Opfer. Dann schreitet er zum Altar und legt die hl. Gewänder an. Die vorgeschriebenen Gebete spricht er so klar, dass man jede Silbe verstehen kann, und doch ist es nicht laut und störend. Nun beginnt das Staffegelbet. Tief gebeugt und langsam, gleichsam in jedes Wort seine Seele legend, betet er das Confiteor. Dann breitet er die Arme weit aus, hebt Auge und Antlitz dem großen Elfenbeinkruzifix entgegen und schreitet die Stufe zum Altar hinan. Den Introitus der Messe an den Festen der hl. Kirchenlehrer fand ich immer so passend für Pius XII: ‚Inmitten der Kirche ließ der Herr ihn den Mund auf tun; er erfüllte ihn mit dem Geist der Weisheit und des Verstandes, er bekleidete ihn mit dem Gewand der Ehre...‘. Die Epistel, das Graduale, das Evangelium, all die herrlichen Gebete hatten im Mund des Heiligen Vaters eine besondere Weihe. Sursum corda! Es folgt die Präfation. Ob sie schöner, ergreifender gebetet werden kann? – dann ist es eine Weile still. Der Heilige Vater gedenkt aller, die sich seinem Gebet empfohlen haben und auf sein Gebet zählen. ... Die Heilige Messe nähert sich ihrem Höhepunkt: Mit seraphischer Andachtsglut und Hingabe spricht der Heilige Vater die Wandlungsworte, so leise und doch so deutlich, so glaubensstark und liebewarm, dass alle Anwesenden in den heiligen Bann gezogen werden. Vom

Kreuz herab blickt der ewige Hohepriester auf seinen Stellvertreter und gewährt ihm, was er in innigem Gebet vorträgt. ... Dann breiten sich noch einmal die Arme weit aus, dem Gekreuzigten entgegen, und der Segen des Stellvertreters Christi gilt nicht nur den Anwesenden, sondern der ganzen Welt. Die Danksagung nach der hl. Messe ist lange und innig. Ein Prälat, der einmal ganz zufällig Zeuge sein konnte, war so ergriffen, dass er lange brauchte, bis er vor dem Heiligen Vater erscheinen konnte. Er wollte unbedingt den betenden Papst im Bild festhalten und kam deshalb am nächsten Tag wieder. Das Bild, das uns geblieben ist, hat den Ausdruck des gesammelten Ernstes und der rückhaltlosen Bereitschaft bewahrt“ (Aus ihrem Buch „Ich durfte ihm dienen“).

## ***II. Imago et instrumentum Christi im Dienst des Wortes***

Im nicht sakramentalen Bereich hat der Priester den Auftrag, Abbild und Werkzeug Christi zu sein in erster Linie im Dienst des Wortes, d.h. in der Verkündigung der Wahrheit. Denn Christus allein ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6). In der Feier und der Spendung der Sakramente vermittelt der Priester Christus als das Leben. Im Dienst der Verkündigung vermittelt der Priester Christus als die Wahrheit. Der heilige Johannes Maria Vianney pflegte zu sagen: „Der Heiland, der die Wahrheit selber ist, schätzt Sein Wort nicht geringer als Seinen Leib“ (in: Johannes XXIII., *Sacerdotii nostri primordia*).

Jesus Christus ist das menschengewordene Wort, die menschengewordene Weisheit, die menschengewordene Wahrheit, die menschengewordene Vernunft. Unwahrheit, Unklarheit, Zweideutigkeit sind ein Widerspruch zu Gottes Wesen selbst. Wenn jemand Christus ablehnt, dann lehnt er immer auch die Wahrheit und zwar die absolute und göttlich klare Wahrheit ab. Die Liebe zur Unwahrheit, zur Halbwahrheit, zur Unklarheit, die Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit, die Relativierung der Wahrheit, das Auf-die-gleiche-Stufe-Stellen von Wahrheit und Unwahrheit befinden sich im Kern der Ursünde Adams und Evas.

Nach der sakramentalen Stellvertretung Christi besteht deshalb für den Priester und erst recht der Bischof die vornehmste Aufgabe darin, Abbild und Werkzeug der göttlichen Wahrheit zu sein. Das verwirklicht sich in erster Linie im Dienst des Wortes, bei den Bischöfen und dem Papst im Lehramt. Die Wirkung der Wortverkündigung tritt nicht aufgrund der Handlung selbst ein („ex opere operato“), sondern hängt im Wesentlichen von den Eigenschaften des Priesters ab („ex opere operantis“: persönliches Gebet, Lebenswandel, Studium). Freilich ist es letztlich Gott, der die Seelen durch das verkündete Wort berührt und erleuchtet wie es auch wiederum Gott ist, der dem verkündenden Priester besondere aktuelle Gnaden verleiht.

Christus selbst ist das Leben und die Wahrheit, und weil Christus nicht teilbar ist, sind auch das Leben und die Wahrheit unzertrennlich miteinander verbunden. Die erste Trennung zwischen Leben und Wahrheit begann in der Ursünde Adams und Evas. Die Vernachlässigung der Verkündigung der Wahrheit, der mangelnde Eifer bei der Erklärung und Verteidigung der Wahrheit bedeuten eine Sünde gegen Christus, die Wahrheit und ein Nachgeben gegenüber den sophistischen und halbweisen Einflüsterungen des Teufels, der der Vater der Unwahrheit und der Begriffsverwirrung ist.

Christus ist gekommen, das Reich der Lüge niederzureißen und Sein Reich der Wahrheit aufzubauen, um die Menschheit von der Finsternis der Lüge und der Unwahrheit zu befreien: „Dazu kam Ich in die Welt, um Zeugnis abzulegen für die Wahrheit und jeder, der aus der Wahrheit ist, hört Meine Stimme“ (Joh. 18, 37). Die von Christus gestiftete Kirche ist das Reich des Lebens der übernatürlichen göttlichen Gnade und gleichzeitig auch das Reich der Wahrheit. Wird eine von diesen Wirklichkeiten vernachlässigt, dann wird das Bild der Kirche entstellt, dann wird das Leben der Kirche auf Erden einseitig gelähmt. Solch eine Lähmung ergreift dann langsam alle geistlichen Lebensäußerungen einer konkreten Teilkirche, eines konkreten Priesters, eines konkreten Bischofs, eines konkreten Katholiken.

Vernachlässigt man das sakramentale Leben, vor allem das Leben durch die Heiligste Eucharistie, deren ehrfürchtigen und würdigen Empfang und deren gläubige Anbetung, dann fehlt der Seele deren ureigene Nahrung, das geistliche Leben verkümmert. Weil die Seele aber ohne Nahrung nicht leben kann, sucht sie sich dann Nahrung anderswo, und zwar im Diesseits, in der Psychologie, in der Natur, in der Selbstverherrlichung, in einer Zentrierung auf das Physische und Sinnliche und auf den rein natürlichen Menschen. Aus dem Ruf des gläubigen Psalmisten „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gibt die Ehre!“ (Ps. 113), wird unmerklich und oft uneingestanden der umgekehrte Ruf: „Uns, o Herr, uns, und unserem Namen gib die Ehre!“

Vernachlässigt man die Sorge um die Reinheit der Glaubenswahrheiten und deren Verteidigung, so vernachlässigt man zwangsläufig Christus selbst, so vernachlässigt man die Verteidigung Christi, so besitzt man immer weniger den Geist Christi, so nimmt das übernatürliche Licht des Glaubens in der Seele schrittweise ab. Neben der einzigen Wahrheit, die Christus ist, stellt man dann andere menschengemachte Theorien auf, man relativiert den Absolutheitsanspruch Christi. Man sagt, solch ein Absolutheitsanspruch der Wahrheit und die folgerichtige Sorge um die Reinerhaltung der Wahrheit und das Sicher-sein-wollen in der Wahrheit wäre Arroganz und der Mensch von

heute würde das nicht verstehen und nicht annehmen. Wann je hat der von der Erbsünde verwundete „alte“ Mensch der Sünde die Wahrheit geliebt und in der Wahrheit sein und leben wollen? „Sie haben die Finsternis mehr geliebt als das Licht“ (Joh. 3, 19), sagte der Herr. Und das bedeutet die Unklarheit, den Relativismus mehr lieben als die lichtklare und felsensichere Wahrheit. Christus ist das klarste Licht und der festeste Felsen der Wahrheit. Wer sich um die lichtklaren und felsensicheren katholischen Glaubenswahrheiten und um deren Verteidigung nicht sorgt, der liebt Christus nicht richtig und der „wandelt nicht in der Wahrheit“ (3 Joh. 1, 3). „Geht und lehret!“ (Mt. 28, 19), sagte Christus Seinen Aposteln. Er hat nicht gesagt: Geht und diskutiert und macht Umfragen über Meine Gebote. Vielmehr hat Er gesagt: „Geht und lehret die Menschen alle Gebote einzuhalten, die Ich euch gelehrt habe“ (Mt. 28, 20). Ferner hat Christus auch nicht gesagt: Geht und schaut, wenn jemand mein Gebot im Ausnahmefall nicht einhalten kann, dann beruhigt ihn und legitimiert seine Lebensweise.

In Seinem Hohepriesterlichen Gebet bittet Jesus, dass der Vater Seine Priester und die ganze Kirche „in der Wahrheit heilige“ (Joh. 17, 17). Das bedeutet, dass die Priester dafür ausgerüstet seien in der Wahrheit zu leben, für die Wahrheit zu leben, sie zu künden und zu verteidigen und für die Wahrheit das eigene Leben hinzugeben, wie es Christus selbst getan hat. Der Herr sagte nämlich den Menschen seiner Zeit: „Nun aber sucht ihr Mich zu töten, einen Menschen, der euch die Wahrheit verkündete“ (Joh. 8, 40). Das Priestertum der Kirche muss in seiner Tätigkeit ganz auf die Wahrheit ausgerichtet sein und sich stets davor hüten, durch Untätigkeit und Menschenfurcht den Anspruch der göttlichen Wahrheiten und deren Leuchten in der Welt zu mindern. Das ganze Sein und folgerichtig auch das ganze Tun des Priesters und der Kirche hängen von Christus ab und sind auf Ihn ausgerichtet. Man könnte das kurz so formulieren: „sacerdos est pro Christo“. „Pro Christo“ heißt eigentlich immer auch „pro veritate“. Hierin ist der Priester ebenfalls ein Abbild und ein Werkzeug Christi. Das Bewusstsein um diese Verpflichtung war am klarsten bei den Aposteln ausgeprägt, wie das z.B. der heilige Paulus ausdrückte: „Wir können nichts gegen die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit“ (2 Kor. 13, 8). Wird das Prinzip des „pro veritate“ geschwächt, so wird auch das Prinzip des „pro Christo“ im Leben des Priesters und der Kirche geschwächt. Nimmt die Sorge um die übernatürlichen Wahrheiten ab, dann nimmt beim Priester und den Bischöfen auch das Interesse um Christus ab und stattdessen wächst bei ihnen das Interesse für Scheinwahrheiten und einseitig für zeitliche und innerweltliche Belange wie soziale Gerechtigkeit, politisches Engagement, Klimawandel, Ökologie usw. unter den Schlagwörtern „Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung“.

Der Geist des Menschen braucht immer konkrete Nahrung und das sind Ideale und Überzeugungen, für die sich der Wille entscheidet. Infolge der Schwächung des Prinzips „pro veritate“ entstehen Leerräume, die mit neuen Inhalten gefüllt werden wollen. Es werden folglich neue Theorien aufgebaut, die dem Geist dieser Welt und den Erwartungen der Mehrheit entsprechen. Es werden dann ständig pastorale Dokumente produziert, die nach parlamentarischen Regeln debattiert und abgestimmt werden und welche meistens die lichtklaren und felsenfesten Ausdrucksweisen der Wahrheit meiden. Dadurch entsteht im Raum der Kirche und im Leben mancher Gemeinden und Geistlicher eine geistige Atmosphäre, die jener der Gnosis und dem Pelagianismus ähnelt. Geistliche, die in solch einer Atmosphäre leben, beginnen mit der Welt zu kollaborieren, um politisch korrekt zu sein. Die Gleichgültigkeit und die Scheu vor der Wahrheit erzeugen Angst vor der öffentlichen Meinung und vor den Mächtigen dieser Welt. Man will kein Zeichen des Widerspruchs sein, man will kein sicheres Zeichen des Felsens sein. Solch eine Haltung bringt unter den Geistlichen keine Bekenner hervor, sondern eher Schriftgelehrte, die mit dem Herodes und dem Pilatus aller Zeiten, d. h. mit der glaubenslosen Welt, kollaborieren. Ohne die Sorge um die Reinheit des Glaubens, um das Sicher-sein-wollen in der Wahrheit, um das Stehen in der Wahrheit, entsteht eine Religion der augenblicklichen und historisch bedingten Gefühle, eine Religion des Schilfrohrs. Noch verhängnisvoller ist folgende typisch gnostische Verhaltensweise: man anerkennt theoretisch die Gültigkeit einer göttlichen Wahrheit (wie z.B. die Unauflöslichkeit der Ehe, die Heiligkeit der Familie) an, legitimiert aber gleichzeitig in der Praxis das Gegenteil (wie z.B. den Kommunionempfang der wiederverheirateten Geschiedenen), wobei man sich auf angebliche alte Traditionen beruft, die in der Tat aber zweifelhaft sind.

Die Würde des „Abbildes und Werkzeugs Christi, der Wahrheit“ beinhaltet eine höchst pastorale Verpflichtung, durch welche die Geistlichen die Menschen durch die Wahrheit lehrend erleuchten und wie weise Ärzte und barmherzige Samariter von den Wunden der Unwahrheit heilen. Der Priester und erst recht der Bischof als Werkzeug der Wahrheit müssen in die Wunden der unter die Räuber der heutigen Zeit (und das sind die Geister der Unwahrheit) gefallen Menschen zunächst den desinfizierenden und deshalb oft auch schmerzenden Wein der Wahrheit gießen und ebenso auch das Öl des Trostes und der geduldigen Unterweisung. Der heilige Papst Gregor der Große sagte dazu in seiner *Regula pastoralis* (II, 6): Man soll Liebe haben, aber nicht zur Beliebigkeit und Verweichlichung; die Güte soll nicht so sein, dass sie dem Schuldigen schadet. Der kirchliche Vorsteher soll den Mut haben, sich durch seinen Gerechtigkeitsseifer gegen die Laster der Übeltäter aufzurichten und durch seine Demut den Rechtschaffenen ein Gefährte zu sein: „*bene agentibus per humilitatem socius*“ (ibid.). Papst Johannes Paul II. lehnte in der Enzyklika

*Veritatis splendor* den konstruierten Gegensatz zwischen der barmherzigen Mütterlichkeit der Kirche und der Radikalität ihrer Wahrheitsverkündigung mit folgenden deutlichen Worten ab:

„Die Kirche lasse es, so sagt man, an Verständnis und Barmherzigkeit fehlen. Aber in Wahrheit kann die Mütterlichkeit der Kirche niemals von ihrem Sendungsauftrag als Lehrerin abgetrennt werden, den sie als treue Braut Christi, der die Wahrheit in Person ist, immer ausführen muss: »Als Lehrerin wird sie nicht müde, die sittliche Norm zu verkünden ... Diese Norm ist nicht von der Kirche geschaffen und nicht ihrem Gutdünken überlassen. In Gehorsam gegen die Wahrheit, die Christus ist, dessen Bild sich in der Natur und der Würde der menschlichen Person spiegelt, interpretiert die Kirche die sittliche Norm und legt sie allen Menschen guten Willens vor, ohne ihren Anspruch auf Radikalität und Vollkommenheit zu verbergen« (Familiaris consortio, 33). Wahrhaftes Verständnis und echte Barmherzigkeit bedeuten in Wirklichkeit Liebe zur menschlichen Person, zu ihrem wahren Wohl, zu ihrer authentischen Freiheit. Und dies kommt gewiss nicht dadurch zustande, dass man die sittliche Wahrheit verbirgt oder abschwächt, sondern indem man sie in ihrer tiefen Bedeutung als Ausstrahlung der ewigen Weisheit Gottes, die uns in Christus erreicht, und als Dienst am Menschen, am Wachstum seiner Freiheit und an der Erreichung seiner Seligkeit darlegt“ (Veritatis splendor, 95).

Die Verantwortlichen für die Gesundheit des Leibes zeigen heutzutage einen außergewöhnlichen Eifer, von den Menschen Krankheiten und Epidemien fernzuhalten. Man erlässt ständig Warnungen vor sich ausbreitenden Krankheiten, wobei man detaillierte Listen publiziert, in denen aufs Genaueste die Krankheiten mit deren Ursachen und Wirkungen beschrieben werden. Es handelt sich um eine Art medizinischen Syllabus. Keinem gesund denkenden Menschen würde einfallen, die Veröffentlichung so eines medizinischen Syllabus als Intoleranz, Freiheitsbegrenzung oder als Rückschritt zu bezeichnen. Im Gegenteil, das wird als eine wahre Wohltat für die Menschen bezeichnet.

Es gab kaum eine Epoche in der Kirchengeschichte, die so sehr von lehrmäßiger Verwirrung und von Wahrheitsrelativismus geprägt war als das 20. Jahrhundert, insbesondere die vergangenen 50 Jahre bis in unsere Gegenwart. Es scheint, dass diese Verwirrung noch zunimmt. Eine Analogie findet man nur in der Verwirrung der arianischen Krise des 4. Jahrhunderts. Es werden Unwahrheiten und Halbwahrheiten verbreitet, göttliche Wahrheiten werden durch entgegengesetztes Verhalten praktisch geleugnet (der Kommunionempfang wiederverheirateter Geschiedener z. B. leugnet praktisch die göttliche Wahrheit der Sakramentalität und der Unauflöslichkeit der Ehe). Dadurch wird die göttliche Autorität Christi in Seinem absoluten Anspruch auf alle von Ihm geoffenbarten Wahrheiten wenn nicht theoretisch, so doch de facto nicht angenommen bzw. geleugnet. Die Absolutheit und Unveränderlichkeit der Wahrheit wird heutzutage oft angezweifelt und geleugnet, wie z. B. im Falle

folgender Wahrheiten: Unauflöslichkeit und Sakramentalität der Ehe; Einzigkeit des Heilsweges durch Christus – d.h. durch die Kirche – für alle Menschen, auch für die Juden; Identität der katholischen Kirche mit der einzigen Kirche Christi; die objektive und innere Schlechtigkeit – d.h. Gottwidrigkeit – der Empfängnisverhütung und gleichgeschlechtlicher Akte und Lebensformen; die volle leibliche immerwährende jungfräuliche Unversehrtheit Mariens auch bei der Geburt; der primäre und wesenhafte Opfercharakter der Messe; die eucharistische Wesensverwandlung und die Realpräsenz Christi auch im kleinsten Partikel der geweihten Hostie; die Ewigkeit der Hölle und die ewige Verdammnis der gefallenen Engel und die tatsächliche Möglichkeit derselben Verdammung für die in der unbereuten Todsünde sterbenden Menschen; die von Christus vorgegebene monarchische Verfassung und Leitung der Gesamtkirche durch Seinen Stellvertreter den Papst, den Petrus von heute.

Die Leugnung dieser Wahrheiten und deren Entstellung wirken auf den Geist und die Seele der Menschen ähnlich ein wie eine ernste Krankheit auf den Leib und zudem ist deren Wirkung noch ansteckend. Man macht sich heutzutage mehr Sorgen um die Gesundheit des sterblichen Leibes, als um die der unsterblichen Seele. Die aufgezählten gefährlichen Irrtümer für die Seelen sind weit verbreitet und ansteckend. Wäre die Erstellung und Verbreitung eines lehrmäßigen Syllabus, d. h. einer detaillierten Krankheitswarnung für die Seelen, nicht dringend notwendig und nützlich?

Es gab Krisenzeiten der Kirche, zu deren Behebung der Heilige Geist vornehmlich Glieder des allgemeinen Priestertums, d. h. Laien, benützte. In der langen Avignoner Gefangenschaft der Kirche z.B. war der Beitrag von Frauen und Männer aus dem gläubigen Volk für die Überwindung der Krise entscheidend. Die Bekanntesten darunter waren die heilige Katharina von Siena, die heilige Brigitte von Schweden und der deutsche Kaiser Siegmund. Gott liebt es, durch das Kleine Seine großen Taten zu vollbringen. So geschah es am 11. November 1417, als das Avignoner Exil durch eine neue Papstwahl formell zu Ende ging. Den Ausschlag dazu gab eine Gruppe unschuldiger Kinder. Während die Kardinäle viele Tage in Uneinigkeit und Ratlosigkeit verharren und keine Lösung in Sicht war, zog unter den Fenstern ihres Versammlungsraums ein Knabenchor vorbei und sang in hell klingenden Stimmen das „Veni Creator“. Als die Kardinäle das hörten, waren sie alle zu Tränen gerührt und wählten sofort einen neuen Römischen Papst, wodurch die über 70-jährige Krise der Kirche formell beendet wurde.

Man könnte wohlbegründet behaupten, dass sich die Kirche in unserer Zeit in einer Art liturgischem und doktrinären Avignoner Exil befindet. Im Hinblick auf eine wirksame Krankheitsbekämpfung und einen entsprechenden

Genesungsprozess brauchen die Welt und die Seelen notwendig einen doktrinären Syllabus. Vielleicht sollte die Erstellung solch eines Syllabus heute zunächst bei den einfachen Gliedern des Mystischen Leibes seinen Anfang nehmen. Gebildete Laien, Priester, und einzelne Bischöfe könnten im Bewusstsein ihrer Verantwortung für den Glauben der Kirche durchaus informell einen „Syllabus errorum“ erstellen. Mit der Zeit werden solche Stimmen der Einfachen zu einem unbeirrten Chor des Glaubens inmitten der Verwirrung der Kirchenkrise. Wir hoffen, dass der Heilige Geist auch heute die Kleinen und Reinen in der Kirche benützen wird, um die Großen in der Kirche zu entschiedenen Taten der wahren Erneuerung der Kirche zu bewegen. Solche Taten wären zweifellos die Veröffentlichung eines päpstlichen „Syllabus errorum“ zusammen mit einer überzeugenden, klaren und liebevollen Erklärung der göttlichen Wahrheit sowie die Wiederherstellung einer eindeutigeren Sakralität der Liturgie im Geiste der ununterbrochenen liturgischen Überlieferung.

Der Welt und den Seelen den Weg zum Himmel zeigen: das ist die eigentliche und die schönste Aufgabe eines jeden Priesters und der ganzen Kirche. Denn Christus, das Leben und die Wahrheit, ist das Urbild und die Tatkraft, der Priester jedoch ist Sein lebendiges Abbild (*imago*) und Werkzeug (*instrumentum*).



## **Zwischen Hierophant und Animator**

### **Zur liturgischen Frömmigkeit des Priesters\***

Von Andreas Wollbold

#### ***„Das Heiligtum reinigen und die entweihten Steine an einen unreinen Ort bringen“***

In der Geschichte des Makkabäeraufstandes gibt es eine ergreifende Szene: Der Sieg der Juden wird ihnen zur Trauer, das Emporziehen zum Tempelberg zu einem Trauerzug. Nachdem Judas der Makkabäer das königliche Heer unter Lysias besiegt hat, sagen er und seine Brüder:

„Unsere Feinde sind nun vernichtend geschlagen. Wir wollen nach Jerusalem hinaufziehen, den Tempel reinigen und ihn neu weihen. Das ganze Heer versammelte sich also und zog zum Berg Zion hinauf. Da sahen sie das Heiligtum verödet daliegen. In den Vorhöfen wuchs Unkraut wie in einem Wald oder auf einem Berg und die Nebengebäude waren verfallen. Da zerrissen sie ihre Gewänder, begannen laut zu klagen und streuten sich Staub auf das Haupt. Sie warfen sich nieder, mit dem Gesicht zur Erde. Sie bliesen die Signaltrompeten und schrien zum Himmel. Dann befahl Judas einer Schar seiner Männer die Besatzung der Burg zu belagern, bis das Heiligtum gereinigt sei. Er wählte untadelige und gesetzestreue Priester aus, damit sie das Heiligtum reinigten und die entweihten Steine an einen unreinen Ort trugen. Sie berieten, was sie mit dem entweihten Brandopferaltar tun sollten. Es kam ihnen der gute Gedanke, ihn niederzureißen; denn er hätte ihnen Schande gebracht, da die fremden Völker ihn entweiht hatten. So rissen sie den Altar nieder und legten die Steine an einen passenden Ort auf dem Tempelberg nieder, bis ein Prophet komme und entscheide, was damit geschehen solle. Dann nahmen sie unbehauene Steine, wie es das Gesetz vorschreibt, und errichteten einen neuen Altar, der genauso aussah wie der alte. Auch das Heiligtum und die Innenräume des Tempels bauten sie wieder auf und reinigten die Vorhöfe. Sie fertigten neue heilige Geräte an und stellten den Leuchter, den Rauchopferaltar und den Tisch in den Tempel. Dann brachten sie auf dem Altar ein Rauchopfer dar, zündeten die Lichter an dem Leuchter an, sodass der Tempel hell wurde, legten Schaubrote auf den Tisch

---

\* Überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrages bei der 16. Kölner Liturgischen Tagung (*Alter Christus – Die Stellung des Priesters in der Liturgie*) in Herzogenrath am 3. April 2014.

und hängten den Vorhang auf. So beendeten sie alle Arbeiten, die sie sich vorgenommen hatten“ (1 Makk 4,36-51).

*Gott, die Heiden sind eingedrungen in dein Erbe, sie haben deinen heiligen Tempel entweiht und Jerusalem in Trümmer gelegt*, dieses Psalmwort fasst die Gemütsverfassung der treuen Juden in dieser Stunde zusammen (Ps 79,1).

Wer der großen Liturgie der Kirche verbunden ist, wird heute Ähnliches empfinden. Gerade das liturgische Aufbauwerk Papst Benedikts XVI., insbesondere das Motuproprio „*Summorum Pontificum*“, das die Würde des christlichen Tempels wieder aufbauen sollte und das wünschte, „dass die Kirche Christi der Göttlichen Majestät einen würdigen Kult darbringt“ (Einleitung), es erscheint im Gesamt der katholischen Kirche weithin wie überwuchert mit „Sträuchern wie in einem Wald oder auf einem Berg“ – jener urwüchsigen Selbstverständlichkeit, mit der weithin gilt: Der Gottesdienst der Kirche ist das, was wir selbst daraus machen. Gewiss, die Zeit der Radikalismen in der katholischen Liturgie ist weithin vorüber, es herrscht Konsolidierung und gelegentlich sogar eine gewisse noble Feinheit. Doch wo niemand die Kleider zerreißt über das, was geschehen ist, wo niemand über das Ausmaß der Entweihung in Trauer gerät, ist auch kein Neuanfang möglich. Dann bleibt das Herz des Gottesdienstes tot. Was ist dieses Herz? Es ist das Heilige, und dieser Sinn für das Heilige ist uns weithin entschwunden.

Was ist da zu tun? Das erste Makkabäerbuch gibt den Weg des Judas und seiner Brüder wieder: sich nicht verstricken in liturgische Kämpfe, sondern neu aufbauen. Und dafür braucht es „untadelige, gesetzestreue Priester“. Denn da heißt es:

„Er wählte untadelige und gesetzestreue Priester aus, damit sie das Heiligtum reinigten und die entweihten Steine an einen unreinen Ort trugen. Sie berieten, was sie mit dem entweihten Brandopferaltar tun sollten. Es kam ihnen der gute Gedanke, ihn niederzureißen; denn er hätte ihnen Schande gebracht, da die fremden Völker ihn entweiht hatten. So rissen sie den Altar nieder“ (1 Makk 4,42-45).

So wollen auch wir heute die liturgische Frömmigkeit „untadeliger, gesetzestreuer Priester“ erkunden. Natürlich muss sich das ganze Volk Gottes erneuern. Aber ebenso natürlich muss der Klerus vorangehen, ganz besonders in der Feier des Gottesdienstes. Darum steht die liturgische Frömmigkeit des Priesters im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen. Hierbei werden wir jedoch rasch bemerken, dass dieses Thema keineswegs exklusiv die Kleriker betrifft. Vielmehr spiegeln sich darin grundlegende Fragen jeder liturgischen Frömmigkeit. Dabei haben wir in erster Linie die römische Messliturgie in ihrer alten Form vor Augen, ohne selbstverständlich die Bedeutung der Liturgie der übrigen Sakramente und Sakramentalien und insbesondere die des Heiligen

Offiziums<sup>1</sup> damit als sekundär hinzustellen. Ebenso sollen die für Frömmigkeit und Pastoral so wichtigen sogenannten paraliturgischen Formen der Frömmigkeit wie Andachten nicht vergessen sein. Nun hören wir in diesen Tagen viel tiefgründige Theologie und tiefschürfende Analysen. Ich als Pastoraltheologe will hier vor allem die praktischen Aspekte der liturgischen Frömmigkeit des Priesters beleuchten. Vier Bereiche dieser Frömmigkeit gehen wir durch, und dabei arbeiten wir uns gewissermaßen anabatisch von unten nach oben durch verschiedene Wirklichkeitsbereiche vor:

- das Materielle, der Leib und die Sinne;
- das Wort, das Schweigen und der Gesang;
- das Herz, die Innerlichkeit und die Ästhetik;
- das Volk, der Friede und die Kirche.

Doch noch eines vorweg. Am Ende der Bergpredigt mahnt Jesus, das Haus des christlichen Lebens auf Felsen und nicht auf Sand zu bauen. Dieser Fels ist das Hören auf sein Wort, also der Gehorsam gegenüber seiner Weisung (vgl. Mt 7,24). Man kann nicht nachdrücklich genug betonen, dass alle „höhere“ Frömmigkeit widersinnig ist, ja Augenwischerei und Selbstbetrug, wenn das kleine Einmaleins der Gebote nicht beherrscht wird. Wer die Zahl der Kerzen bei verschiedenen Feierlichkeitsstufen der hl. Messe nicht kennt (und zwar nicht aus *contemptus*), kann gerettet werden, nicht aber jemand, der in einer Todsünde verharrt. Machen wir uns keine Illusionen: Gefährdet sind wir alle, und das *donum perseverantiae* ist nach der Rechtfertigung die kostbarste Gnadengabe. Gefährdet sind wir alle, besonders gefährdet aber ist der Priester. Denn wer hoch steht, kann auch tief fallen. Ganz besonders gefährdet endlich ist der Priester von heute. Fast durchgängig fehlen ihm die Entschiedenheit von Jugend auf, die Klarheit der theologischen und aszetischen Bildung, die Stützung und Stärkung durch das kirchliche und das gesellschaftliche Umfeld und eine gewissermaßen sauerstoffreiche Luft zum Atmen, die ihn nicht auf Dauer müde im Guten und schläfrig bei der Wachsamkeit gegen das Böse werden lässt. Betrachten wir nur das traurige Schauspiel eines Priesters, der sich mit einem nicht dem Zölibatsversprechen gemäßen Leben *outet*: Er kann gewiss sein, an diesem Tag mehr öffentliche Beachtung und soziale Unterstützung zu finden als am Tag seiner Priesterweihe! Wer da nicht innerlich gefestigt und unumstößlich motiviert ist, für den ist das Durchhalten bestenfalls Glücksache.

---

<sup>1</sup> Vgl. *Andreas Wollbold*, Der Geist des hl. Offiziums in der alten Form, in: *Una Voce Korrespondenz* 40 (2010) H. 4, 11–20; zur Einbettung der liturgischen Frömmigkeit des Priesters in das Gesamt der priesterlichen Frömmigkeit vgl. *ders.*, Wegweisung für Wegweiser. Reinigung und Erneuerung des priesterlichen Lebens. Exerzitien mit dem hl. Pfarrer von Ars, Tremsbüttel: UNA VOCE Edition 2014.

### ***Das Materielle, der Leib und die Sinne***

Es gibt ein grundlegendes Missverständnis der Rubriken, so als wären sie gewissermaßen nur ein beständiger Test der Kirche auf die Folgsamkeit ihrer Söhne: „Tun sie das, was ich vorschreibe, oder erlauben sie sich Eigenmächtigkeiten?“ Beinahe so wie das alte Spiel „Mutter, Mutter, wie viele Schritte darf ich?“, bei dem die „Mutter“ sich plötzlich zu den Spielern umdreht, und wen sie dann bei einer Bewegung ertappt, der muss wieder ganz zurück. Danach wäre die Ordnung der Liturgie nichts Anderes als eine Übung im Gehorsam. Ich fürchte, die 50er Jahre haben es weithin nur noch so verstanden, und dementsprechend unbeliebt war diese Ordnung – manchmal nicht mehr als der Drill der Rekruten auf allen Kasernenhöfen der Welt, wo man sich auf Kommando in eine Pfütze werfen, den Nacken steif machen oder die Hände an die Hosennaht legen musste. Und so fing man schon damals an, die Gehorsamsübung in den Reiz zum Ungehorsam umzumünzen: hier noch ein Schrittmehr als erlaubt, dort sich noch eine kleine Freiheit herausgenommen, und schließlich über alles noch die spirituelle Soße: „Der liebe Gott sieht das alles doch nicht so eng!“ Das war der Geist, der dann in den Jahren der liturgischen Revolution alles niederriss. Das Verständnis für die Notwendigkeit dieser Ordnung war schon längst erodiert.

Was aber sind dann Rubriken? Was bedeutet die liturgische Ordnung? Ein religiöser Mensch würde die Frage kaum verstehen. Denn das Heilige, das *sacrum*, ist vom *profanum* getrennt, und deshalb folgt, wer sich dort aufhält, anderen Gesetzen. Die Gegenwart Gottes, seine Herrschaft ist an diesem Ort so unmittelbar und ausschließlich – *In seiner Gegenwart schweige alles Fleisch* (Hab 2,20 V, vgl. Sach 2,17) –, dass nur ein streng geordneter Ritus, dass nur ein restlos von ihm bestimmtes Verhalten und Sprechen angemessen erscheint. Alles Persönlich-Private, alles Locker-Spontane, aber auch jede bloß subjektive Äußerung von Frömmigkeit oder Suche nach Erfahrung und Ekstase, auch jeder charismatische Kult des Außergewöhnlichen, Spektakulären und Mirakelhaften ist dem nicht angemessen. Um recht verstanden zu werden: Alles an seinen Ort – der Katholizismus war immer stark darin, außerhalb des heiligen Raumes und der heiligen Liturgie all diesen Elementen ihr Recht zu lassen. Aber ihr Eindringen in Kirchenraum und Liturgie hat nichts Gutes. „Buon pranzo“ mag zum Abschluss einer außerliturgischen Begegnung des Papstes mit seinen römischen Gläubigen ein netter Ausdruck von Sympathie und Menschlichkeit sein, aber übertragen an das Ende der Sonntagsmesse nivelliert es das Heilige ins Alltägliche und transportiert so die Botschaft: „Gott ist doch eigentlich auch ganz menschlich.“

Noch einmal: Was sind Rubriken? Gebundenheit, Selbstzurücknahme, Proskynese alles Seins vor dem heiligen Gott, soviel ist bereits deutlich geworden. Vielleicht kann uns bei diesem Gedanken die liturgische Tradition

der Ostkirche helfen. Ich denke hier insbesondere an die eindrucksvolle Schrift des hl. Maximus Confessor (ca. 580-662), die „Mystagogia“.<sup>2</sup> Darin legt er – ähnlich wie Dionysius Areopagita, aber noch christologischer und weniger neuplatonisch – die Riten der göttlichen Liturgie und den Bau der Kirche als Gleichnis des Kosmos aus. Hans Urs von Balthasar hat seine große Monographie über den Bekenner darum sehr treffend mit „Kosmische Liturgie“ betitelt.<sup>3</sup> D.h. der Kirchenraum, vor allem der Altarraum, und das, was sich darin vollzieht, ist ein gewaltiges Gleichnis auf das Gesamt der Schöpfung und Erlösung. Auf die Rubriken angewendet, bedeutet dies: Wer liturgisch handelt, verzichtet darauf, sich selbst darzustellen, also Einzelperson, *privatier* zu sein, um so das Geheimnis von Gott und unserer Erlösung darstellen zu können. Verdeutlichen wir dies anhand einiger weniger Beispiele.

Da ist der Zelebrant selbst. Er ist ein Mensch, und als Mensch ist er Mikrokosmos. Alle Seinsbereiche verkörpert er in sich: Geistiges und Materielles, Himmlisches und Irdisches. Er hat ebenso Anteil an den Engeln wie an den Tieren. Doch durch den Sündenfall ist dieser Kosmos Gottes zerrissen worden, die Einheit allen Seins ist zerbrochen. Wie sie im Gottmenschen Jesus Christus wieder hergestellt wurde, so ist auch der Erlöste dazu berufen, sie in sich zu verwirklichen. Dazu muss das Höhere das Niedrigere durchdringen und darf nicht von ihm beherrscht werden: das Geistliche muss den Geist durchdringen und der Geist Leib und Sinne und nicht umgekehrt. Sofort erkennt man, was die vollkommene Selbstbeherrschung bedeutet, die die Liturgie vom Zelebranten mehr als von allen anderen verlangt. Selbstbeherrschung ist hier aber alles andere als ein zwanghaftes Sich-Verbiegen. Ganz im Gegenteil, er lernt, vor Gott in eine geradezu paradiesische Ordnung zu kommen. Einige Beispiele:

- Die Haltung der HÄNDE ist überaus sprechend. Die zum Gebet gefalteten Hände werden nicht eng an die Brust gelegt, wie es vielleicht dem persönlichen Empfinden entsprechen würde, aber dem Brustkorb die Luft zum Atmen nehmen würde. Dann würde es wirklich eng und verkrampft. Nein, die Ellenbogen liegen leicht seitlich an, und die Arme streben nach vorn. So löst sich die Bewegung vom Ich und weist auf den Anderen, auf Gott. Ebenso ist die Orantenhaltung gemessen und überschreitet zur Seite nicht das Maß des Rumpfes und nach oben nicht das des Halses. D.h. es verzichtet auf Enthusiasmus und Schaumache („Ich könnte die ganze Welt

<sup>2</sup> *S. Massimo il Confessore, La mistagogia ed altri scritti.* Hg. von R. Cantarella (= Testo cristiani con versione italiana a fronte. Introduzione e commento), Florenz 1931, 119–215 (= CPG 7704). Deutsche Übersetzung in: *Hans Urs von Balthasar, Kosmische Liturgie. Das Weltbild Maximus' des Bekenners.* Zweite, völlig veränderte Auflage, Einsiedeln 1961, 363–407.

<sup>3</sup> *Hans Urs von Balthasar, Kosmische Liturgie. Das Weltbild Maximus' des Bekenners.* Zweite, völlig veränderte Auflage, Einsiedeln 1961.

umarmen!“) ebenso wie darauf, im Tun die Dominanz des Geistigen über das Leibliche zu verlassen.

- Dasselbe gilt von der Haltung des ganzen LEIBES. Der Stand ist nicht breitbeinig wie der des Matrosen auf hoher See – wir müssen uns den Platz im Himmelreich nicht mit Gewalt sichern –, die Haltung ist kerzengerade und nicht „krummbucklig“ – denn wir *sorgen uns nicht um das, was wir essen oder was wir anziehen sollen* (vgl. Mt 6,25), sondern wir *streben nach dem, was oben ist* (vgl. Kol 3,1f. V) –, und das Haupt ruht auf dem Rumpf, ohne sich zu verkrampfen – denn *Gott sah alles, was er gemacht hatte: Es war sehr gut* (Gen 1,31).
- Die VERNEIGUNGEN sprechen eine so klare Sprache, dass man an ihre Bedeutung nur kurz erinnern muss. Die tiefe Verneigung des ganzen Leibes ist die Verdemütigung, etwa beim *Confiteor* oder beim Stillgebet vor dem Evangelium. „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar,“ drückt dies volkstümlich der Beginn der Haydn-Messe aus. Die halbtiefe Verneigung dagegen – gerne mit ersterer verwechselt – ist Anbetung wie die der Engel, die allzeit vor Gottes Angesicht stehen, so beim *Sanctus*. Die Verneigungen des Kopfes schließlich staffeln die Ehrfurchtsgebärde je nach dem, ob es sich um eine der göttlichen Personen, um die Muttergottes und die ihr geschuldete „Hyperdulie“ oder um einen Menschen – einen Heiligen, den regierenden Papst oder den Ranghöheren in der Liturgie handelt. In diesem Zusammenhang nur die kleine, aber feine Erinnerung daran, dass der Prediger am Ende seiner Ansprache eine kleine Kopfverneigung vor den Gläubigen macht. Was mag das wohl bedeuten...?

Ebenso wichtig ist es, die Bedeutung der Orte im Kirchenraum zu entdecken und zu verinnerlichen. Die moderne Ästhetik verteilt die Bedeutungen nach Funktionen – dies war das radikale Credo der Bauhaus-Bewegung, und sie ist bis heute trotz postmoderner Spiel-Arten dominant. Ein Fußballstadion – von Liturgiewissenschaftlern gerne als Ort einer profanen „Liturgie“ verstanden – weist Spielern, Betreuern und Zuschauern usw. rigoros verschiedene Plätze zu. Typischerweise hängen dabei die einzelnen Plätze an ihrem Geldwert: teure und billige Zuschauerplätze, Ehrenplätze für die Alpha-Tiere des öffentlichen Lebens, größte Bewegungsfreiheit für die Medien usw.

Die Orte im Kirchenraum haben dagegen symbolisch-repräsentative Bedeutung. In der klassischen römischen Liturgie sind sie aus gutem Grund streng an den Altar gebunden worden, aber sie können, wie im *novus ordo missae*, durchaus auch einen weiteren Raum füllen. Dabei wird allerdings die innere Ausrichtung aller Orte auf Gott umso schwieriger, und in der Tat ist sie nur selten gelungen. Zur Zelebrationsrichtung *versus populum* ist schon so viel geschrieben worden, dass sich hier mehr als ein Hinweis auf ihre Problematik

erübrigt. Ebenso problematisch, aber viel weniger erwähnt ist der Priestersitz, ggf. flankiert von Assistenten- und Ministrantenplätzen, in der Mitte des Raumes, womöglich sogar noch vor dem Tabernakel.<sup>4</sup> Das ist der Ort der Königs mit seinen Thronassistenten oder, demokratisch gewendet, der Vorstandsplatz. Vor allem als Sitzplatz dient er der Darstellung von Macht, weil er nicht funktional durch eine Tätigkeit vor den Versammelten bedingt ist. Hier sieht man, wie unglücklich die Bezeichnung des Priesters als „Vorsteher“ der Eucharistiefeyer ist. Wie viel angemessener ist es da doch, die Sedilien im 90-Grad-Winkel an die Seite zu rücken, um dem wahren Herrn den Vortritt zu lassen. Aber kommen wir zu einigen besonderen Orten:

- Nur der Priester tritt in die MITTE. Es ist eine heilige, eine erlösende Mitte, denn nur sie kann ja die Spannungen und Gegensätze verbinden. Darum kann man nur in Christus, genauer „in persona Christi“, an diese Stelle treten. Die Leviten nehmen nur gestuft daran teil, die übrigen Altardiener vermeiden sie dagegen. Es ist übrigens guter Brauch, dass auch ein Priester außerhalb der Messe nicht „ab durch die Mitte“ zum Altar tritt, sondern nur von der Seite. Doch diese Mitte kennt eine Staffelung. Unten am Fuß der Altarstufen ist er der Bettler an der Schwelle des Tempels [...]. Hier geschieht das *Erscheinen vor Gottes Angesicht*, von dem die Heilige Schrift so häufig spricht. Selbstverständlich muss er hier verharren, muss warten, bis er zugelassen wird, muss sich verdemütigen und klein machen – der Sinn des Stufengebets. *Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden* (vgl. Mt 23,12). Dann erst wird er zugelassen und kann seine mittlere Aufgabe wahrnehmen.
- DIE LINKE UND DIE RECHTE SEITE, klassisch also Epistel- und Evangelienseite, bauen gegenüber der Mitte eine Spannung auf. Sie wirken wie die Saite eines Instruments, die hin und her schwingt und so durch Schwingung einen Ton erzeugt. „Das Evangelium, das auf der rechten Seite des Altars gelesen wird („Evangelienseite“), bedeutet die Predigt des Herrn, der uns von der linken auf die rechte Seite versetzt, also von den zeitlichen zu den ewigen Dingen und von der Sünde zur Gnade,“ deutet etwa der hl. Robert Bellarmin diese Bewegung in seinem großen Katechismus.<sup>5</sup> Gegenüber dem Ruhen in der Mitte, dem *semper idem* – verkörpert etwa im stets einen und selben Kanon –, letztlich in Christus selbst, dem Mittler, der *derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit* (Hebr 13,8), geschieht an diesen Orten Bewegung auf Christus hin: Belehrung,

<sup>4</sup> Die geniale Entwicklung des Tabernakelplatzes in der Mitte des Hochaltares ist darum ganz zu Unrecht kritisiert worden. Gerade wenn die Einheit von Messopfer und Altarsakrament (natürlich einschließlich der bleibenden eucharistischen Gegenwart) betont wird, kann der Tabernakel nicht an die Seite wandern.

<sup>5</sup> Robert Bellarmin, Ausführliche Erklärung des christlichen Glaubens. Für den heutigen Gebrauch aufbereitet von Andreas Wollbold, Würzburg 2013, 112.

Erleuchtung, Bereitung und Bekehrung. Schriftlesungen und Gebete an den Seiten ziehen in die Mitte hinein, sie bereiten etwas dafür vor, damit das heilige Opfer als *dignum et iustum* vollzogen werden kann. Denn natürlich gilt gerade für den christlichen Gottesdienst die prophetische Mahnung: *Das Opfer, das Gott wohlgefällt, ist ein zerknirschter Geist* (Ps 51,19). Wie im Echo lädt Paulus dazu ein, *sich selbst als lebendiges, vernunftgemäßes Opfer darzubringen* (Röm 12,1). Doch diese Bewegung ist selbst voll Ruhe und Gemessenheit, wie es vielleicht am schönsten in der Inzens des Altares zum Vorschein kommt. Denn Unruhe, Brüche, Hast, Hin und Her im Widerspruch, das ist die Handschrift der unerlösten Erde, während sich im Himmel und in der Liturgie als seinem Abbild alles in Symmetrie und Ordnung vollzieht.

- Und der PLATZ DER GLÄUBIGEN? Sind sie die Fernstehenden, die Ausgeschlossenen bei einer bloßen „Klerikerliturgie“, wie es das Klischee will? Ganz und gar nicht. Gerade das Konzil von Trient hat ja gewünscht, dass der Altarraum von überall her einsehbar ist, und dem entspricht der barocke Kirchenraum vollkommen.<sup>6</sup> Aber sie haben heilsamen Abstand, d.h. sie sind nicht den rigorosen Forderungen des Altarraumes unterworfen, sondern können in größerer Freiheit und Subjektivität einfach sie selber sein und ihren Alltag, das, was sie bewegt, *mit Hymnen und Liedern vor Gott bringen* (vgl. Eph 5,19 und Phil 4,6).

Ein Letztes zu den Rubriken. Sie verhelfen zur Darstellung der heiligen Ordnung und sind kein Ausdruck von Kasernenhofdrill. Die heilige Ordnung ist aber souverän. Sie bedarf nicht unseres Tuns. Das gibt nun wieder der irdischen Liturgie eine Leichtigkeit und – überraschenderweise eine große Menschlichkeit. Es ist ein Irrwitz, wenn immer wieder berichtet wird, wie eifrige Zelebranten ihre Ministranten am Altar für Fehler und Vergehen zusammengestaucht oder gehorfeigt haben. Da haben sie sich wie Unteroffiziere (oder genauer das Zerrbild davon) verhalten, aber nicht wie Hirten. Diese wissen, dass Liturgie Abbild der himmlischen Liturgie ist, und wie jedes Abbild haftet ihm Unvollkommenheit und Vorläufigkeit an. Eifer ist darum gut, Freude auch am Kleinsten, stetiges Streben nach Verbesserung, nicht aber Furcht und Schrecken, Kleinlichkeit und rigoroser Perfektionismus. Gerade in heutigen Verhältnissen wird man mehr als einmal „fünf gerade sein lassen“, und es gilt

<sup>6</sup> „[...] ut ei debitus honor et cultus ad Dei gloriam, et fidelis populi aedificationem restituatur“ (22. Sitzung: „Decretum de observandis, et evitandis in celebratione missae“ [= COD 712,28f.]). „Wenn auch das Tridentinische Konzil keine unmittelbaren Anweisungen für den Kirchenbau gab, so hat doch der Geist des Konzils und dessen Wünsche neue Kirchentypen hervorgebracht, bei denen auf die Überschaubarkeit des Raumes, gute Sicht auf den Opferaltar und auf Akustik geachtet wurde“ (*Peter Claus Hartmann*, Kulturgeschichte des Heiligen Römischen Reiches 1648 bis 1806. Verfassung, Religion und Kultur [= Studien zu Politik und Verwaltung 72], Wien-Köln-Graz<sup>2</sup>2011, 182).



nicht selten das Wort, das mein Vater gerne zitierte: „Wenn’s gerade gut ist, soll man aufhören.“

### ***Das Wort, das Schweigen und der Gesang***

Gerade die alte Liturgie weiß um die Wirkmächtigkeit des Wortes. Darum ist es Unsinn, die neue Liturgie so zu verstehen, als würde sie dem Wort einen größeren Raum geben. Das gilt übrigens bereits bei der Predigt, die heute in der Regel – außer bei Bischöfen – nur einen Bruchteil der Zeit von einer früheren Predigt beim Pfarrgottesdienst einnimmt. Aber es geht nicht um Quantitäten. *Nicht plappern wie die Heiden* (vgl. Mt 6,7), das ist das christliche Ideal. Ja, man darf sich fragen, ob das endlose Wortmachen – vom *warming-up* bei der Statio zu Beginn der hl. Messe bis zu guten Wünschen für den gedeihlichen Sonntagsbraten vor dem Schlusssegen – nicht ein Symptom dafür ist, dass *Heiden eingedrungen sind in deinen Tempel* (vgl. Ps 79,1). Das endlose Wortmachen geht bis zu den sogenannten Zeichengottesdiensten für Kommunionkinder, wo jeder einzelne Ritus wortreich erläutert wird – wohlgermerkt im Rahmen der liturgischen Feier selbst. Das ist nun aus „Sacrosanctum Concilium“ geworden, wo doch ganz im Gegenteil die Durchsichtigkeit der Riten gefordert wurde, so dass diese aus sich selbst heraus zu verstehen seien (vgl. SC 34).

Nichts von alledem also in der alten Liturgie, und gewiss auch nicht in der neuen, wenn sie dem Geist und Buchstaben der „Grundordnung des römischen Messbuchs“ entsprechend zelebriert wird.<sup>7</sup> Sie vertraut darauf, dass das Wort Gottes seine Wirkung selbst mitbringt: *So ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe* (Jes 55,11). In vielen Gesten und Gestalten kommt dies zum Ausdruck:

- Da sind einzelne Momente wie der vom Evangelium an Epiphanie. In ihm ist davon die Rede, dass die Weisen das Kind sahen, niederfielen und anbeteten. Im gleichen Augenblick vollzieht dies der Priester, und er fällt auf die Knie. Es ist, als würde das Herz ihm zujubeln: „Das ist heute!“ Das Wort des Evangeliums vergegenwärtigt also das einst Geschehene. Denn das Wort Gottes und der Glaube der Kirche sind in der Liturgie bereits eins. Darum ist dieser Kniefall beim Evangelium ein Zwillingsbruder des Niederknien zum „Et incarnatus est“ beim Credo.

<sup>7</sup> Vgl. Missale Romanum. Editio typica tertia 2002. Grundordnung des Römischen Messbuchs. Vorabpublikation zum Deutschen Messbuch (3. Auflage) (12. Juni 2007). Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (= Arbeitshilfen 215), Bonn 2007.

- Ebenso erinnert das erste Vorbereitungsgebet auf das Evangelium an den Propheten Jesaja, dem ein Engel die Lippen mit glühender Kohle gereinigt hat. D.h. es ist, als werde ihm das Wort des Herrn nun vom Himmel herab gereicht, und das, was er nun gleich verkündet, ist *nicht Menschenwort, sondern, was es in Wahrheit ist, Gottes Wort* (vgl. 1 Thess 2,13).
- Damit verstehen wir auch, warum in der klassischen römischen Liturgie auch Epistel und Evangelium lateinisch vorgetragen werden und nicht unmittelbar in der Muttersprache. Denn das Wort hat hier nicht mehr die Aufgabe, Glauben zu wecken und zu belehren – das muss bereits im Glaubensunterricht der Katechumenen vorausgegangen sein –, sondern es wird, getragen vom Glauben der Kirche, nun zur höheren Ehre Gottes proklamiert.
- Da ist schließlich das Schlussevangelium. Mancherorts singt man dabei schon das „Salve regina“ oder ein Schlusslied. Doch gerade dieses zweite Evangelium ist ganz Segen – in deutschen Landen kennen wir das ganz ähnlich bei den vier Altären der Fronleichnamsprozession, an denen die vier Evangelien-*Initia* – stellvertretend für das gesamte Evangelium – vorgetragen wird. Und schon der hl. Augustinus berichtet, dass „Leute aus dem Volk, wenn sie Kopfschmerzen hatten, sich einen Evangeliencodex auf den Kopf legen ließen“<sup>8</sup>.

Wir könnten diese Reihe beliebig verlängern. Der erhabenste Ausdruck der Ehrfurcht vor dem göttlichen Wort aber ist – das Schweigen! Die Bedeutung dessen brauche ich hier nicht auszubreiten. Welchen Verlust des Empfindens für das heilige Schweigen wir erlitten haben, kann man etwa morgens im Petersdom erleben, wenn an den verschiedenen Altären Dutzende von Messen zelebriert werden. Doch was früher die Stille des heiligen Raumes gewissermaßen nur erhöhte, das verwandelt sie jetzt häufig in eine babylonische Kakophonie, so dass man sich am Altar schon recht konzentrieren muss, um nicht von schwungvollen Liedern und beinahe geschrienen Predigten am nächsten Altar aus der Andacht gerissen zu werden.

Hier erschließt sich auch die Staffelung der Lautstärke in das allen vernehmliche Wort („*elata voce*“ bzw. „*voce altas, clara, intelligibili*“) – übrigens ein Beweis dafür, dass auch die alte Liturgie selbstverständlich keine reine Klerikerliturgie ist, für die die Gläubigen keine Rolle spielten! –, das so leise geflüsterte („*submissa voce*“ bzw. „*voce secreta*“), das nur der Zelebrant selbst noch hört, was er allein in das Geheimnis Gottes hinein spricht, und dazwischen das halblaut gesprochene („*vox mediocris, paululum elata*“), das wie das Stufengebet oder das „*Orate fratres*“ nur der Verständigung zwischen den Dienern des Altares dient. Denn die rechte Bereitung und der Vollzug des

---

<sup>8</sup> Fritz van der Meer, Augustinus der Seelsorger. Leben und Wirken eines Kirchenvaters, Köln 1953, 151, unter Verweis auf *Augustinus*, Tract. in Io. 7,12 (= CCL 36,73).

Opfers besitzen Teile, die für den Darbringenden und seine Helfer wichtig sind, aber die nicht zur Proklamation der göttlichen Herrlichkeit selbst gehören. An dieser Stelle dürfen wir auch bemerken, dass diese dreifache Staffellung der Lautstärke durchaus auch in der Messliturgie nach Paul VI. ihren Platz hat.

Kommen wir zum Gesang und der Musik. Zunächst etwas Praktisches. Es gehört mittlerweile geradezu zum guten Ton im wahrsten Sinne des Wortes, dass die alte Messliturgie möglichst immer gesungen werden soll.<sup>9</sup> Grundsätzliche Zustimmung, „in linea di principio“, wie die Italiener sagen. Aber leider ist der gute Ton nicht immer gut. „Darum singe, wem Gesang gegeben,“ das darf zumindest als Erinnerung unsichtbar auch in jeder Sakristei angebracht sein. Nur Wenige sind Naturtalente, die meisten haben Übungen nötig, Stimmbildung und Einsingen, Selbstkritik und den Willen zur Arbeit an der eigenen Stimme und Musikalität, in der Regel auch mit professioneller Hilfe. Es soll uns nicht unterlaufen, dass die Gläubigen beim priesterlichen Gesang unwillkürlich an den Vers des Kinderspiels denken müssen: „Armer schwarzer Kater“...! Beinahe habe ich in diesem Zusammenhang den Eindruck, man traue der geistlichen Macht der Riten nicht mehr. Um den alten Ritus bei den Leuten „ankommen“ zu lassen, muss schon ein bisschen Weihrauch und heiliger Gesang dazu kommen. Vielleicht ist es auch gerade hierzulande so, dass wir in der neuen Liturgie die Messe ohne Gesang fast überhaupt nicht mehr kennen. Aber keine falschen Gegensätze: alles mit Maß und Ziel, dann stimmt es schon! Doch ein Wort noch zum Gesang des Chores und des Volkes. Ich persönlich habe immer gerne den gregorianischen Choral gesungen, und ich fördere ihn, wo immer es möglich ist. Aber eben auch hier gilt: „wo immer es möglich ist“! Der Choral ist doppelt anspruchsvoll, seitens der Sänger und seitens der Hörer.

- Ein schlecht gesungener CHORAL ist so etwas wie ein verkohlter Guggelhupf: Da fastet man gerne, selbst wenn der Hunger groß ist...! Um ihn aber gut zu singen, genügt es nicht, die Noten zu beherrschen, was ja an sich schon eine Leistung darstellt. Um aber die Wort-Ton-Verschmelzung zustande zu bringen, um auch der in den letzten Jahrzehnten wiederentdeckten Dynamik der gregorianischen Aufführungspraxis (anstelle des klassischen, aber nicht ursprünglichen „cantus planus“) gerecht zu werden, wird von den Sängern schon sehr viel verlangt. Das ist Ansporn, die Praxis der Schola zu vervollkommen, aber sicher auch nicht selten Anlass zur Selbstbescheidung. Insofern dürfte sich des Weiteren jede Beteiligung des Volkes am Proprium beinahe generell als Überforderung und somit als schlecht verwirklichte „participatio actuosa“ darstellen. Und selbst beim Ordinarium wird man lieber auf die

---

<sup>9</sup> Vgl. zuletzt *Martin Mosebach*, Warum die Heilige Messe gesungen werden muß, in: *Una Voce Korrespondenz* 43 (2013) H. 4, 413–419.

wenigen an einem Ort bekannten Choralmissen zurückgreifen – z.B. unter Ausnutzung der im „Gotteslob“ verzeichneten –, als in „reiner Lehre“ die für einen entsprechenden liturgischen Tag vorgesehenen Messen auf Gedeih und Verderb singen zu wollen. Übrigens scheint mir die alte Praxis der Choralerleichterung – etwa durch Orgelbegleitung, nur teilweisen Gesang eines Stückes und anschließende Rezitation, durch Vortrag im *tonus rectus* oder auch durch Orgelersatz – im Blick auf heutige Verhältnisse durchaus neu zu bedenken zu sein. Was ein Benediktiner der Solesmer Kongregation in Jahrzehnten lernt, kann und darf nicht zum Alles-oder-Nichts-Maßstab der Weltkirche werden. Eine Diskussion eigener Art wäre m.E. auch der Versuch eines vereinfachten Chorals wert, wie er bis heute vor allem bei Liturgien im Petersdom und an vergleichbaren Orten zur Anwendung kommt.<sup>10</sup>

- Da sind auf der anderen Seite die HÖRER. Natürlich sind die ersten Hörer die englischen Heerscharen, und ihnen ist der Choral zweifellos die Lieblingsmusik. Doch auch für sie gilt das eben Gesagte. Und die irdischen Versammelten? Machen wir uns nichts vor: Der Choral ist trotz gewisser Verkaufsschlager in der Plattenindustrie nicht populär. Dafür ist er heutigem Musikempfinden einfach zu fern. Da braucht es geduldige und maßvolle Hinführung. Ebenso wichtig dürfte es aber auch sein, dass daneben andere musikalische Formen wie Mehrstimmigkeit, deutsches Kirchenlied und Instrumentalvortrag – denken wir an die frühere Gattung der Kirchensonate! – ihren Platz erhalten. Keineswegs ausschließen möchte ich dabei eine gewisse Experimentierlust, wenn sie nur in gleicher Weise von musikalischem und theologischem Sachverstand getragen ist. Es wäre verhängnisvoll für die Sache einer würdigen Liturgie, wenn sie sich ausschließlich auf musikalische Stile der Vorvergangenheit stützen wollte und dadurch *volens volens* den Eindruck des Antiquierten vermittelte. Das wäre das Zerrbild eines übersteigerten Cäcilianismus. Übrigens kann man in diesem Zusammenhang nur dringend zu einer engen, ja freundschaftlich interessierten und demütigen (!) Zusammenarbeit mit den professionellen Kirchenmusikern raten. Der Theologe allein steht immer in der Gefahr, Musik als Vehikel zu pastoralen Effekten („Dann wird’s feierlicher!“, „Das lieben die Leut’ halt so sehr!“, „Wir müssen auch der Jugend etwas bieten!“) zu ge- oder besser zu missbrauchen.

Die etwas brachiale Art, mit der Papst Pius X. den Choral als die Musik des Gottesdienstes rehabilitierte – nicht selten beinahe exklusiv verstanden sowie jede andere Art von Gesang und Musik verdrängend –, hat ihren Sitz im Leben in einer sehr spezifischen Situation im italienischen Kirchengesang und seiner

<sup>10</sup> Vgl. *Graduale simplex. In usum minorum ecclesiarum. Editio typica altera*, Rom 1999.

Vorliebe fürs Opernhafte und Theatralische, gegen den der Papst die Ideale der französischen Choralrestauration ebenso wie (unter Einfluss Pier Luigi Lorenzo Perosis [1872-1956]) des Cäcilianismus mit seinem „Palästrinastil“ setzte. Dies zu generalisieren und der ganzen Kirche in starrer Weise zum Gesetz zu machen hat der Sache des Chorals dagegen langfristig mehr geschadet als genutzt.<sup>11</sup>

Wenn wir schon bei Pius X. sind: Von der Liturgischen Bewegung wird er gerne als Vater der Bewegung vereinnahmt, und das Losungswort ist dabei „participatio actiosa“<sup>12</sup>. Wenn man aber untersucht, was der heilige Papst eigentlich damit meinte, bleibt nicht viel mehr als der Wunsch, dass die Gläubigen nicht gelangweilt ihre Zeit in der Kirche absitzen sollen oder die jungen Burschen nicht zu den Mädchenbänken hinüberschielen sollen.

### ***Das Herz, die Innerlichkeit und die Ästhetik***

*Das Reich Gottes ist innerlich* (vgl. Lk 17,20), zu allen Zeiten hat dieses Wort geistliche Menschen begeistert. Keine Frage, es gibt die Gefahr des Spiritualismus: Nur das Innerliche zählt, das Äußere ist Schall und Rauch. So kritisierte etwa Papst Leo XIII. in Strömungen, die manche unter dem Begriff „Amerikanismus“ zusammenfassten, die Auffassung einiger Neuerer: „Der Heilige Geist gieße, wie sie sagen, den Seelen der Gläubigen heute größere und reichlichere übernatürliche Gnadengaben ein als in den vergangenen Zeiten, und er lehre und führe sie ohne irgend jemandes Vermittlung durch eine Art von insgeheimem Gespür.“<sup>13</sup> Diese Gefahr durchzieht die gesamte Kirchengeschichte, angefangen von den Montanisten und den Messalianern der Alten Kirche über die Franziskaner-Spiritualen und die Joachimisten des

<sup>11</sup> „Das Motu proprio [sc. Papst Pius' X.] war ursprünglich nur für die Diözese Rom gedacht, wurde dann aber als ‚kirchenmusikalisches Gesetzbuch für die ganze Kirche‘ publiziert“ (*H. Hücke*, Art. „Kirchenmusik. Die Kirchenmusik im Mittelalter. Die katholische Kirchenmusik“, in: Marc Honegger / Günther Massenkeil, *Das große Lexikon der Musik*. Bd. 4, Freiburg i.Br. 1987, 339–344, hier 343). Das Motu Proprio „Tra le sollecitudini“ vom 22. November 1903 findet sich in: *Documenta Pontificia ad instaurationem liturgicam spectantia* (1903–1953). Hg. von A. Bugnini (= Bibliotheca „Ephemerides Liturgicae“. Sectio practica 6), Rom 1953, Nr. 3, S. 10–26.

<sup>12</sup> Im authentischen lateinischen Text von „Tra le sollecitudini“ ist übrigens im Italienischen zwar von der „partecipazione attiva“ die Rede, im Lateinischen jedoch nicht von der „participatio actiosa“, sondern von der „communicatio actiosa“: „[...] hoc est ex actiosa cum sacrosanctis mysteriis, publicis solemnibusque Ecclesiae precibus communicatione“ (*Documenta* S. 13).

<sup>13</sup> *Leo XIII.*, Schreiben an Kardinal James Gibbons *Testem benevolentiae* vom 22. Januar 1899 (*Joseph de Guibert*, *Dokumente des Lehramtes zum geistlichen Leben*. Übersetzt, aktualisiert und herausgegeben von Stephan Haering und Andreas Wollbold / *Josephus de Guibert*, *Documenta ecclesiastica christianae perfectionis spectantia, quae transtulerunt, recognoverunt et ediderunt Stephanus Haering et Andreas Wollbold*, Freiburg i.Br. 2012, [= Guibert], Nr. 568; Original in: ASS 31 [1898–1899] 474–478).

Mittelalters und die spanischen „Alumbrados“ und die Quietisten der Neuzeit bis hin zur nachkonziliaren „Alles neu macht das Konzil“-Euphorik.

Dennoch, wirklich katholisch ist auch nicht einfach das Gegenteil: Hauptsache, die äußere Ordnung stimmt! Nein, es geht um die rechte Verbindung von Äußerem und Innerem. Der Maßstab ist dabei stets das Wachstum in der Liebe. Mitten in der Quietismus-Kontroverse und näherhin dem Streit zwischen „Kontemplativen“, die das rein passive Verweilen in der Gegenwart Gottes bevorzugten, und „Betrachtenden“, die beim innerlichen Gebet Verstand und Willen aktiv bemühten, hat es Kardinal Casanata auf den Punkt gebracht:

„Außerdem sollen sowohl die Kontemplativen als auch die Betrachtenden daran denken, dass sie keineswegs von der Befolgung der Gebote Gottes und der Kirche entbunden sind; dass vielmehr alle wie Diener gegenüber Herren und wie Ehefrauen gegenüber ihren Männern streng zur Befolgung der Gebote verpflichtet sind, die sie entsprechend dem jeweiligen Stand befolgen müssen. Denn die Tugend des Gebetes führt zu Demut und Gehorsam, nicht aber zu Stolz und Überheblichkeit.“<sup>14</sup>

Auf die liturgische Frömmigkeit gewendet, bedeutet dies zweierlei:

1. Stets bemisst sie sich daran, dass die Liturgie jedem Einzelnen ein Wachstum in der Treue zu Gottes Gebot, zu Demut und Gehorsam verschafft. Die sehr schlichte Frage „Was bringt's?“, ist in diesem Sinne also durchaus angemessen. *An den Früchten wird man sie erkennen* (vgl. Mt 12,33), das gilt für jede Teilnahme am Gottesdienst. Hat er ihnen nachhaltig (und nicht nur durch eine momentane Euphorie oder ein gutes *feeling*) etwas mitgegeben, was ihnen hilft, bessere Christen zu werden? Man mag einwenden, der Gottesdienst sei doch primär latreutisch, also selbstlose Verehrung Gottes. Gewiss ist er das, und in dem Maße, wie die Teilnehmer wirklich selbstlos und aus Liebe zu Gott beten, werden sie reiche Gnaden erhalten und als bessere Menschen die Kirche wieder verlassen. Aber ganz so selbstverständlich ist diese Selbstlosigkeit natürlich leider nicht. Man kann Gott sagen und sich selber meinen: die Lust an spirituellen Erlebnissen, der Genuss, vor anderen ein heiliges Spiel aufführen zu dürfen, die Befriedigung, alles richtig zu machen, ganz anders als die vielen Anderen. *Gott, ich danke dir, dass ich [...] nicht bin wie dieser Zöllner da* (vgl. Lk 18,11). Gott braucht nicht unseren Kult, und im Blick auf unser Heil und das Wachstum in der Gnade gilt das scholastische Axiom: „*sacramenta propter homines*“. Eine kleine Nebenbemerkung in diesem Zusammenhang. Bei den meisten Seminaristen und jüngeren Priestern steht heute die Freude an der Liturgie im Mittelpunkt ihrer Berufung. Das ist schön und ein Zeichen der Hoffnung nach Jahrzehnten liturgischer Schonkost. Dennoch muss die Liebe zur

<sup>14</sup> Entwurf des Kardinals Girolamo Casanata über die Meditation und die Kontemplation vom Oktober 1682, Nr. 9 (Guibert Nr. 451).

Liturgie und zum Wirken am Altar gereinigt werden, will sie nicht gewisse selbstverliebte Elemente behalten, so als wäre die Liturgie einfach „meine Welt“, in der ich mich auskenne, wohlfühle und mir von niemandem hineinreden lassen will. Andernfalls kommt es unweigerlich schon nach wenigen Priesterjahren zur großen Ernüchterung: Die Leute wollen „meine“ Liturgie nicht, sie kritisieren mich, weil es zu lange dauert usw. Und was sie wollen, das lehne ich einfach aus dem Grund ab, weil es nicht meinem Geschmack entspricht. „Das muss ich mir doch nicht antun!“ Ich denke, wir kennen diese Versuchung. Wie überwindet man sie? Nun, „*sacramenta propter homines*“, das bedeutet für den Priester: Nirgendwo ist er so sehr Seelsorger, Hirte, alles Eigene für das Heil der Herde Darangebender wie am Altar. In dem Maße, wie ein Priester also von *caritas pastoralis* durchdrungen ist und von ihr seine Liebe zur Liturgie leiten lässt, wird er auch in seiner Berufung gefestigt. Prüfstein dessen ist die Demut. Natürlich wäre vieles wünschenswert, und man sehnt sich nach Mesnern und Ministranten, die mehr als nur Fußball im Kopf haben, nach Organisten, die den Choral nicht so begleiten, als wäre es der preußische Defiliermarsch, und nach Gläubigen, die von sich aus auch einmal um eine eucharistische Andacht bitten. Und doch, *hic Rhodus, hic salta!* Es gilt, die Menschen zu heiligen, wie sie mir anvertraut sind, und nicht auf die zu warten, die ich mir wünschen würde. Das ist die wahrhaft pastorale Haltung, von der die Kirchenväter sagten, sie sei wie ein freiwilliges Mitgehen in die babylonische Gefangenschaft Israels.<sup>15</sup> Hier stehen wir am Abgrund jeder „liturgischen Frömmigkeit“. Frühere Zeiten hätten allein den Begriff schon kaum verstanden. Sie hätten vielleicht von einer eucharistischen Frömmigkeit gesprochen, aber kaum verstanden, dass das geistliche Leben die Text- und Symbolgestalt der liturgischen Form selbst zum Gegenstand seiner Andacht erheben kann. Stets muss man also vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom „sacramentum“ zur „res sacramenti“ vordringen, sonst bleibt es ein leeres Spiel. Und damit verbindet sich schließlich ein ausgewogenes Verhältnis liturgischer und außerliturgischer Frömmigkeit. Hier hat schon Pius XII. gegen Auswüchse der Liturgischen Bewegung festgehalten:

„Aus diesen scharfsinnigen Gedankengängen schließen manche, die ganze christliche Frömmigkeit müsse im Geheimnis des Mystischen Leibes Christi ihren Bestand haben ohne ‚persönliche‘ oder ‚subjektive‘ Beziehung; und sie sind sogar der Meinung, die übrigen religiösen Übungen, die nicht eng mit der heiligen Liturgie verbunden sind und sich außerhalb des öffentlichen Kultes vollziehen, seien hintanzusetzen.“<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Vgl. etwa *Maximus Confessor*, Zwei Centurien über Gott und das Heil in der Menschwerdung des Wortes 2,49 (*Capita theologica et oeconomica* [CPG 7694]: PG 90,1081–1174, hier 1145–1148). – Der Autor bereitet derzeit eine zweisprachige Ausgabe vor, die 2015 erscheinen soll.

<sup>16</sup> Enzyklika „*Mediator Dei*“, zit. nach Guibert Nr. 1426.

2. Zum anderen geht es beim liturgischen Tun stets darum, Herz, Mund und Tat miteinander im Einklang zu haben, um *nicht zu plappern wie die Heiden* (vgl. Mt 6,7). Während dies für die anwesenden Gläubigen nichts anderes bedeutet als dass sie in irgendeiner förderlichen Weise ihren Sinn zu Gott erheben, muss der Priester sich stets bemühen, sein Tun auch innerlich mit Aufmerksamkeit und Hingabe zu füllen. Bei den Worten, die er spricht, und bei den Riten, die er vollzieht, soll er bedenken, was sie bedeuten. Es gibt gerade beim alten Ritus manchmal die Unart, dass er dadurch besonders „authentisch“ wirken soll, dass man die Worte sehr rasch und mit einer gewissen Nachlässigkeit ausspricht. Nein, das Maß ist ein Sprechtempo, das wir auch sonst wählen, um etwas auszusprechen, nicht schneller. Dabei ist es auch eine schwierige Aufgabe, sich zu sammeln und andere Gedanken, Bilder, Erinnerungen und Besorgungen nicht in den Vordergrund drängen zu lassen – zweifellos eine lebenslange Aufgabe.

### ***Das Volk, der Friede und die Kirche***

Das unübertreffliche Ideal der Kirche ist die tätige Einmütigkeit der ersten Jerusalemer Christen: *Die Menge der Gläubigewordenen war ein Herz und eine Seele. Kein Einziger nannte etwas von seinem Besitz sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam* (Apg 4,32). Der hl. Augustinus hat seine Regel allein aus diesem Satz entwickelt: „Das erste Ziel eures gemeinschaftlichen Lebens ist, dass ihr einträchtig im Hause zusammenwohnt und in Gott ein Herz und eine Seele seid und deshalb nichts euer eigen nennt, sondern alles euch gemeinsam gehört. [...] So lest ihr ja in der Apostelgeschichte: Alles hatten sie gemeinsam und jedem wurde zugeteilt, soviel er brauchte (vgl. Apg 4,32.35).“<sup>17</sup> Nirgendwo müssen darum Einmütigkeit und Frieden so sehr zur Erscheinung kommen als im Gottesdienst. Bevor nun aber eine „Friede, Freude, Eierkuchen“-Stimmung aufkommt, muss daran erinnert werden, dass christlicher Friede von oben kommt. Die Engel auf den Feldern von Betlehem singen das „et in terra pax hominibus bonae voluntatis“, nicht die stämmigen Herbergswirte der Davidsstadt. Und der himmlische Friede setzt bei den Menschen Gerechtigkeit, also Treue zu Gottes Gebot voraus: „Opus iustitiae pax“ (vgl. Jes 32,17). Das ist übrigens auch der Grund, warum die Kirche nicht einfach alle Menschen zur Feier der Eucharistie einlädt, sondern nur die Getauften. Gewisse Forderungen nach einer „missionarischen“ Liturgie sind darum, sofern damit Eucharistie und Sakramente gemeint sind und nicht vorliturgische einfache evangelisierende Feiern und Gesten, ein Unding. Es ist auch der Grund, warum es

<sup>17</sup> Zit. nach Guibert Nr. 63.



Beschränkungen bei der Zulassung zur Kommunion gibt. Das ist alles andere als eine Form von sakralem Pranger. Es geht nicht um Diskriminierung und Ausgrenzung, sondern um die Übereinstimmung himmlischen Friedens und irdischer „bona voluntas“. Das kann gerade die orthodoxe Praxis lehren: die enge Verbindung von Moral und Liturgie. Diese ist dem nachkonziliaren Katholizismus weithin verloren gegangen, und der fatale – wenn auch sachlich nicht begründete – Eindruck eines unbarmherzigen Rigorismus ist die Folge, wie Martin Mosebach klarsichtig konstatiert hat:

„Für Außenstehende, damit sind auch viele Katholiken gemeint, verkörpert sich die katholische Kirche inzwischen vor allem in der von ihr gelehrten und für ihre Gläubigen geforderten Moral, die in einer Reihe von Verboten und Geboten im Widerspruch zu den Anschauungen der säkularen Welt stehen. In einer vor allem auf die unmittelbare liturgische Gottesbegegnung ausgerichteten Kirche waren die moralischen Forderungen aber nicht einfach nur auf die Lebensführung bezogen, sondern wurden ganz konkret als Vorbereitung auf die volle Teilnahme an der Liturgie aufgefaßt. Es war die Liturgie, die der Moral das Ziel vorgab. [...] Es ergab sich überraschend, daß die katholische Kirche der Vergangenheit, die auf die Liturgie ausgerichtet war, für Außenstehende auf skandalöse Weise als moralisch lax erschien, und daß die gegenwärtige Kirche den Zeitgenossen und nicht nur den Kirchenfernern unerträglich moralisierend, unbarmherzig und kleinlich puritanisch vorkommt.“<sup>18</sup>

Aber nun friedlich! Es ist leider so, dass Liturgie in beinahe allen ihren Aspekten zum Kampfplatz geworden ist. Umso schwerer ist es, hier den Frieden zu wahren. Viel naheliegender ist das Machtspiel, manchmal auch nur die Spielchen: Wo jemand etwas zu sagen hat, kann er endlich einmal durchdrücken, wovon er überzeugt ist. Ich erinnere mich an wilde Zeiten in einem römischen Kolleg, wo die eine Richtung am helllichten Werktag ein „Asperges“ vorsah und die andere Richtung, die – unvermeidlich in einem Priesterseminar! – davon Wind bekommen hatte, im gleichen Moment Regenschirme aufspannte... – kein Ruhmesblatt für niemanden! Ja, keine Richtung und Gruppierung ist von solchen liturgischen Machtspielchen ausgeschlossen, selbstverständlich auch nicht der Tradition verhaftete. Davor bewahrt zweierlei: die Wahrung der liturgischen Ordnung der Kirche und das Fingerspitzengefühl für alle Beteiligten (übrigens auch für diejenigen, die gar nicht mehr zur Kirche kommen!). Ersteres darf an dieser Stelle selbstverständlich vorausgesetzt werden, zweites benötigt vielleicht hier und da eine kleine Nachhilfe. Was wir vorhin zur Leichtigkeit der Rubrikanwendung gesagt haben, findet hier ihre Bewährung. Unterhalb der Schwelle des wirklich Sündhaften gibt es einen weiten Raum dessen, was zwar grundsätzlich in

<sup>18</sup> *Martin Mosebach*, Das Paradies auf Erden. Liturgie als Fenster zum Jenseits, in: *Una Voce Korrespondenz* 43 (2013) H. 3, 201–214, hier 213f.

Ordnung oder nur einfach wünschenswert wäre, was aber unter gegebenen Um-  
Umständen – gerade auch nach Jahrzehnten der Unordnung und liturgischen  
Eigenbrötelei! – nicht einfach autoritär durchsetzbar ist. Hier sei an die so  
wichtige Tugend der Toleranz erinnert. Sie bedeutet Duldung (und zwar  
keineswegs immer mit saurer Miene!) und nicht Gutheißung. Sie lässt selbst  
gewisse Missstände *ad tempus* bestehen, weil ein Einschreiten wahrscheinlich  
größere Übel hervorrufen würde, z.B. dass ein Pfarrer bald nach seiner  
Amtseinführung beim *Gros* seiner Gemeinde als Querulant verschrien wäre  
oder dass an sich wohlmeinende Laien, Mesner oder Kirchenmusiker unnötig  
gegen ihn aufgebracht würden. Das Martyrium ist ein Weg zur Heiligkeit,  
gewiss, aber das selbst gewählte Martyrium ist im besten Fall Dummheit, im  
schlechtesten Falle Stolz und Einbildung! Gerade wer selber unter manchen  
liturgischen Missbräuchen gelitten hat, neigt dazu, alles zur Grundsatzfrage zu  
machen. Dann bleibt natürlich kein Platz mehr für Klugheit, Geduld und  
Augenmaß. Die Rechtstradition der Kirche hat dagegen weise Gegengewichte  
geschaffen, die wenigstens namentlich erwähnt werden sollen<sup>19</sup>: Epikie,  
kanonische Billigkeit („*aequitas canonica*“), der Unterschied zwischen enger  
und weiter Gesetzesauslegung, Gewohnheit, die Orientierung am Konsens (die  
schönste Erinnerung an die *pax* der kirchlichen *communio* und damit die  
grundsätzliche Berechtigung der gerne belächelten kirchlichen  
„Harmoniesucht“) und natürlich der berühmte letzte Kanon des CIC, die  
Orientierung am Seelenheil als letztem Maßstab allen kirchlichen (und damit  
auch gottesdienstlichen) Handelns (c. 1752). Der hl. Augustinus setzte gegen  
eine rigoristische „*severitas diligentiae*“, die im Volk Gottes auf donatistische  
Art Reine und Sünde, Weizen und Unkraut voneinander trennen will, das  
Prinzip „der Geduld, die diejenigen erträgt, die zu bessern sie nicht in der Lage  
ist, wenn nur die Lehre der Wahrheit gewahrt bleibt“<sup>20</sup>. Und noch praktischer:  
Wenn es grundsätzlich etwas zu klären gibt, dann im Vorfeld im ruhigen  
Gespräch, aber wenn irgend möglich nicht erst in der Sakristei wenige Minuten  
vor Beginn des Gottesdienstes! Ansonsten würde das durch den Streit  
aufgewühlte Gemüt die gesamte Feier trüben und das Herz schwer machen,  
anstatt es sich zu Gott erheben zu lassen, und dann wäre der geistliche Schaden  
groß.

<sup>19</sup> Vgl. Georg May / Anna Egler, Einführung in die kirchengeschichtliche Methode, Regensburg 1986.

<sup>20</sup> Augustinus, De fide et operibus 27,49 (= PL 40,228).

## Tischvorsteher oder Kultdiener?

### Mit Josef Pieper auf der Suche nach der *differentia specifica* des Weihepriestertums<sup>1</sup>

Von Bernward Deneke

1. Wenn sich ein fast schon betagter Philosoph, Typus des weisen Mannes, als katholischer Christ zu Wort meldet und in innerkirchliche, ja innertheologische Diskussionen einschaltet, dann verdient dieser Vorgang Beachtung. Handelt es sich bei den „Klärungsversuchen“, wie er selbst sie bezeichnet, um engagierte Stellungnahmen zu Themen, die für das Leben und den Bestand des Werkes Jesu Christi von hoher Bedeutung sind, und spricht er dabei ebenso mit profunder Kenntnis der Überlieferung wie als *homo religiosus*, aus einem tiefen persönlichen Glauben heraus, so wäre es eine sträfliche Unterlassung, seiner Stimme nicht wenigstens mit Ernst und Ehrfurcht zu lauschen.

Bei dem Philosophen handelt es sich um den Münsteraner Professor Josef Pieper, bei seiner Wortmeldung um einen Artikel, der 1971 zunächst unter dem Titel „Was unterscheidet den Priester?“, später als eigene Schrift mit dem Namen „Was ist ein Priester?“ veröffentlicht wurde.<sup>2</sup> Daß Piepers Einlassung allgemein große Aufmerksamkeit gefunden hätte, wäre zu viel behauptet. Eher das Gegenteil ist der Fall: Im weithin chaotischen Stimmengewirr jener Tage gingen die Worte unter wie eine feinsinnig musizierte Violin-Sarabande von Bach im rauschenden Geplärre einer bevölkerten Fußgängerzone. Hier und da bleibt wohl jemand stehen und hört zu, vielleicht innerlich bewegt und verzaubert. Die meisten aber zieht es zu den lautstärkeren Darbietungen einiger Samba-Musikanten aus Lateinamerika, mehr noch zu den Wühltischen vor dem Supermarkt.

---

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz gibt in leicht überarbeiteter Form einen am 4. April 2014 bei der 16. Kölner Liturgischen Tagung (*Alter Christus – Die Stellung des Priesters in der Liturgie*) in Herzogenrath gehaltenen Vortrag wieder.

<sup>2</sup> Josef PIEPER, Was ist ein Priester?, in: Ders., Was heißt „sakral“? Klärungsversuche, Ostfildern 1988, 42–65. [Nach dieser Ausgabe wird im folgenden zitiert: „Was ist ein Priester“.] Der Aufsatz war zuerst in der Zeitschrift „Hochland“ (63. Jg., 1971), dann im selben Jahr im Verlag der Arche, Zürich veröffentlicht worden. Im 7. Band der Pieper-Werkausgabe (Religionsphilosophische Schriften, hrsg. von Berthold Wald, Hamburg 2000) ist er in leicht veränderter Form zusammen mit einigen anderen Artikeln zu diesem Themenbereich unter der Sammelüberschrift „Differentia specifica des Priestertums“ (437–476) zu finden [im folgenden zitiert als „Religionsphilosophische Schriften“].

Die Zeit der Abfassung und ersten Publikation des Pieperschen Statements hatte schon etwas von Fußgängerzonenatmosphäre, von Geplärre und Wühltisch an sich. Umbruch und Verunsicherung breiteten sich aus in Gesellschaft und Kirche. 1971 erschien „Wozu Priester?“ von Hans Küng<sup>3</sup> mit Forderungen wie diesen: Die bisherige Bezeichnung „Priester“ sei abzuschaffen, da von amtlich-hierarchischen Vorstellungen belastet, an ihre Stelle sollten funktionale Begriffe wie „Vorsitzender“ oder „Leiter“ treten.

Apropos „Funktionalität“: Schon 1963 hatte der Jesuitenpater Karl Rahner in einem Lexikonartikel über das Priestertum inmitten eher strenggehaltener Ausführungen geschrieben: „Die Priester sind (man verzeihe den banalen, aber treffenden Vergleich) in ähnlicher Position wie die Funktionäre eines Klubs berufener Schachspieler: ihre Funktionen können von den einzelnen Schachspielern nicht wahrgenommen werden. Aber ihre Funktionen dienen letztlich nur einem: daß hervorragend Schach gespielt wird.“<sup>4</sup>

Andere prominente Theologen setzten den Reigen des Neu- und Uminterpretierens fort. So der Dominikaner Edward Schillebeeckx, der einen priesterlichen Weihecharakter als *conditio sine qua non* für die Gültigkeit der Heiligen Messe in Abrede stellte, es folglich für möglich hielt, daß ein von der Gemeinde gewählter Laie der Eucharistie vorstehe.<sup>5</sup> Römische Einsprüche<sup>6</sup> fanden allgemein, zumal in rheinischen Landen, ebenso wenig Beachtung wie die Domglocke beim Karnevalssumzug. Im Mainstream des Katholizismus, der weithin in eine neue Pubertätskrise inklusive Antirom-Komplex geraten war, verdunstete die hinlänglich verwässerte Lehre vom katholischen Priestertum zusehends.

2. In diese Lage hinein also hat Josef Pieper die Frage nach dem Unterscheidend-Priesterlichen gestellt. Daß sie auch heute, nach über 40 Jahren, noch Aktualität beanspruchen kann, liegt auf der Hand. Angedeutet wird das durch die – freilich falsche – Alternative im Titel dieses Aufsatzes: „Tischvorsteher oder Kultdiener“. Denn wo das eintritt, was Hans Sedlmayr in anderen, kunsthistorischen Zusammenhängen als „Verlust der Mitte“ gekennzeichnet hat<sup>7</sup>, wo also der Organismus des Glaubensdenkens seiner Balance verlustig geht und ins Schwanken gerät, da werden bald einzelne

<sup>3</sup> Hans KÜNG, Wozu Priester?, Zürich 1971.

<sup>4</sup> Karl RAHNER, Art. „Priester. Dogmatisch“, in LThK<sup>2</sup> VIII (744–746), 745.

<sup>5</sup> Edward SCHILLEBEECKX, Das kirchliche Amt, Düsseldorf 1981, 73 f.; 129 f.

<sup>6</sup> Brief der Kongregation für die Glaubenslehre an den Weltepiskopat über einige Fragen bezüglich des Dieners der Eucharistie *Sacerdotium ministeriale* vom 6. August 1983 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 49). Vgl. auch den Briefwechsel zwischen der Glaubenskongregation und Schillebeeckx, veröffentlicht unter „Das Amt in der Kirche“, L'Osservatore Romano, deutsche Ausgabe, Nr. 3/1985, 5.

<sup>7</sup> Hans SEDLMAYR, Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit, Salzburg/Wien 1948.

Aspekte überbetont, andere wie belastendes Gepäck entsorgt, und am Ende bleiben Schlagworte stehen, die die Unterscheidung von Substanziellem und Akzidentellem, von unveränderlichem Bestand und geschichtlich gewordener Ausgestaltung kaum noch möglich machen.

Falsch ist die Alternative zunächst, weil sie einfachsten logischen Standards nicht genügt. Die Aussagen „Der Priester ist ein Tischvorsteher“ und „Der Priester ist ein Kultdiener“ stehen in keinem Verhältnis zueinander, welches ein strenges „oder“ rechtfertigt, denn es könnten formallogisch durchaus beide Behauptungen zutreffen oder auch nicht zutreffen, weil sie sich weder kontradiktorisch noch konträr oder subkonträr zueinander verhalten.

Ungeeignet ist die Alternative aber ebenso in theologischer Hinsicht, enthält sie doch keine Begriffe, die etwa aus der göttlichen Offenbarung stammten oder die nach Abschluß der Offenbarung irgendwann Einzug in die Terminologie der kirchlichen Lehrverkündigung und der klassischen Theologie gehalten hätten.

Den einen Ausdruck „Tischvorsteher“ kultivieren im positiven Sinne vielleicht hier und da noch einige Sonderzirkel, die, weiterhin in einer Urkirchen- oder Konzilsaufbruch-Nostalgie befangen, das Ideal der „Gemeinde im Herrenmahl“<sup>8</sup> vor Augen haben und den Priester als Präses bei diesem brüderlichen bzw. geschwisterlichen Essen und Trinken sehen möchten. Ansonsten gehört „Tischvorsteher“ zum Beschimpfungsvokabular derer, die mit solchen und ähnlichen Benennungen ihre Einschätzung der letzten Liturgiereform zum Besten geben wollen. Das Stichwort gab eine Formulierung in der berühmten Ottaviani-Intervention vom 5. Juni 1969: Im *Novus Ordo Missae* Papst Pauls VI., so heißt es da, liege eine Tendenz, aus dem Opfer Christi „eine Versammlung von Philanthropen und ein Wohltätigkeitessen“ zu machen.<sup>9</sup> Der Polemiker Rudolf Krämer-Badoni schmiedete daraus in seiner Kampfschrift „Revolution in der Kirche“ die griffige Formel: „Das Wohltätigkeitsbankett, früher Meßopfer genannt“.<sup>10</sup> Wo ein Bankett, da auch ein Tischvorsteher.

Aus ganz anderen Zusammenhängen stammt die Bezeichnung „Kultdiener“. In der französischen Sprache wird sie seit der napoleonischen Gesetzgebung neutralisierend für Geistliche aller Konfessionen benutzt: *ministre du culte*. Die Katholiken blieben für ihre Geistlichen bei *prêtre*, nannten dafür jedoch die protestantischen Pastoren, die nach eigenem

---

<sup>8</sup> So der Titel eines Emil Joseph LENGELING gewidmeten Sammelbandes: *Gemeinde im Herrenmahl. Zur Praxis der Meßfeier*, hrsg. von Theodor MAAS-EWERD und Klemens RICHTER, Freiburg i. Br. 1976.

<sup>9</sup> In deutscher Übersetzung: *Kurze kritische Untersuchung des neuen „Ordo Missae“*, übersetzt von Inge Köck, Vaduz („Lumen Gentium“-Stiftung) 1969, 12.

<sup>10</sup> Vgl. Rudolf KRÄMER-BADONI, *Revolution in der Kirche*. Lefebvre und Rom, München 1980, 93–114.

Verständnis *ministre du saint Évangile* heißen müßten, *ministre du culte protestant*. Merkwürdig genug, da die reformierte Christenheit den *cultus* doch hauptsächlich durch Verkündigung des Wortes ersetzt hat.

Allerdings taucht der „Kultdiener“ – oft mehr der Sache als dem exakten Begriff nach – seit einiger Zeit auch als Kennzeichnung des katholischen Priesters auf. Maria Laach und Herstelle lassen grüßen, jene Brutstätten „authentisch liturgischen Geistes“, in denen Odo Casel und seine Mysten ihre von „Pneuma“, „Ekklesia“, „Theophanie“, „Mysterium“ und eben auch „Kult“ gesättigte Sprache pflegten. Auf dieser Linie muß der Priester (bzw. „Hiereus“) selbstverständlich zuallererst und allerwesentlichst ein „Kultdiener“ sein...

Heute lebt diese Auffassung in einer interessanten Variation auf, wird zum Schlachtruf wider all die Protestantisierer, Politisierer, Pädagogisierer und Pastoralisierer der Liturgie: Der Priester ist vor allem Liturge, sein Ort ist dort, wo der Kult vollzogen wird! Und weil er nicht nur *im*, sondern auch *dem* Kult dient, deshalb darf nicht er sich ihn zu Diensten machen, sondern hat ihm gefälligst gehorsam zu sein. Er hat die Rubriken zu befolgen und darüber hinaus treu zu sein bis ins kleinste Detail, das nach Meinung einiger als maßgeblich angesehener Rubrizisten von anno dazumal einzuhalten ist, so obsolet es in der realen Praxis auch geworden sein mag.

„Was ist der Priester?“ Auf diese piepersche Frage, die auch die unsrige ist, gibt keiner der Ausdrücke des Titels eine hinreichende Antwort. Trotzdem wurde sie nicht aus einer augenblicklichen Laune heraus gewählt, sind doch mit „Tischvorsteher“ und „Kultdiener“ tatsächliche Tendenzen aufgezeigt, in die sich die Auffassung vom *sacramentum ordinis* dort entwickeln kann und auch wirklich entwickelt hat, wo theologische Klarheit schwindet und die alles zusammenhaltende und tragende Glaubensmitte verfehlt wird.

3. Wie wichtig es ist, nicht nur allgemein zu fragen, was denn ein Priester sei, sondern auch die andere Frage hinzuzufügen: „Was unterscheidet den Priester?“, das illustriert Josef Pieper an einem einleuchtenden Beispiel. Eigentlich müßten wir seine Worte in der Tonaufzeichnung anhören, die ehemals von der *Freiburger Diözesanstelle Berufe der Kirche* (die uns noch beschäftigen wird) verbreitet wurde, so könnten wir uns auch an Piepers eigentümlichem münsteranischen Klangkolorit erfreuen... Hier seine Worte:

Würde jemand bei der Erörterung der Frage, worin das unterscheidend Kennzeichnende des Arztes, des approbierten Arztes, liege, zu bedenken geben, die Kunst des Heilens sei doch nicht auf den Arztstand beschränkt, es gebe viele „charismatisch“ heilkundige Nicht-Ärzte, und jede tüchtige Mutter verstehe sich darauf, eine Wunde zu versorgen (und so weiter); oder wenn ein anderer sagen würde, ein Arzt sei *in concreto* doch immer zugleich und außerdem Staatsbürger, Ehegatte, Vater, Nachbar, oft auch Leiter einer Klinik, also eine Art Manager (und so fort) – dann hätten zwar beide zweifellos etwas völlig Richtiges ausgesprochen,

aber den Fragepunkt hätten sie klarerweise verfehlt – dem Fragenden wären sie die Antwort schuldig geblieben. (...) In dem genannten Beispiel „Arzt“ würde die zutreffende Antwort doch etwa lauten: das den approbierten Arzt Unterscheidende liege darin, daß auf Grund eines gesetzlich anerkannten Ausbildungsganges allein er die Befugnis habe, zum Beispiel jemandem den Bauch aufzuschneiden (was in jedem anderen Falle Körperverletzung wäre); Arzneien, auch gifthaltige, zu verordnen, den Tod eines Menschen festzustellen (und so fort).<sup>11</sup>

Das also unterscheidet den Arzt, daß er manches kann und darf, was niemand sonst außer ihm darf, selbst wenn er es kann. Durch die Hervorhebung dieses Spezifischen erst tritt ein Begriff aus nebelhafter Verschwommenheit ins Klare. Häufig aber gehen Begriffe den umgekehrten Weg: Sie verfließen, verlieren ihre Konturen, werden schemenhaft und schwammig. Das hat C.S. Lewis am Beispiel eines Wortes gezeigt, dessen präzise Bedeutung sich längst ins Diffuse aufgelöst hat, so daß kaum einer sie noch kennt:

Unter einem *gentleman*, so erklärt Lewis, verstand man ursprünglich einmal „einen Mann, der ein Wappen führte und einigen Grundbesitz hatte“. Weil diese Bedeutung manchen als zu eng und eingeschränkt erschien, verlegten sie sich vom Materiellen aufs Geistige und weiteten den Begriffsinhalt derart aus, daß daraus am Ende ein „Schwammwort“ wurde: „Das Wort *gentleman*, seiner ursprünglichen, groben, objektiven Bedeutung entkleidet, vergeistigt und verfeinert, bezeichnet kaum mehr als einen Mann, den man persönlich nett und anständig findet. Die Konsequenz: Das Wort *gentleman* ist heute ein leeres Wort. (...) Für wissenschaftliche Zwecke ist das Wort untauglich geworden.“<sup>12</sup>

Hat nicht auch der Begriff „Priester“ eine ähnliche Entwicklung durchlaufen? Befindet er sich nicht schon seit geraumer Zeit in der durchaus realen Gefahr, zum „Schwammwort“ zu degenerieren? Schon im Jahr 1520 schrieb Martin Luther an den deutschen Adel: „Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied dann des Amtes halben allein. (...) Demnach so werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht. (...) Was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweiht sei, obwohl es nicht jedem ziemt, dieses Amt auch auszuüben.“<sup>13</sup>

Das allgemeine Priestertum in Ehren! Man kann seine Bedeutung für das Leben des Christen, auch des geweihten Priesters, gar nicht hoch genug ansetzen und sollte oftmals erklären, was es bedeutet, daß wir nach Exodus 19,6, mehr noch nach dem 1. Petrusbrief 2,9 und der Johannes-Apokalypse 1,6

<sup>11</sup> Josef PIEPER, Was ist ein Priester, 42.

<sup>12</sup> Clive Staples LEWIS, Christentum schlechthin, Freiburg 1959, 14 f. [Original: Mere Christianity, 1952].

<sup>13</sup> Martin LUTHER, An den christlichen Adel, WA 6, 407 f.

ein heiliges, königliches und priesterliches Volk sind und immer mehr sein sollen.

Und dennoch: Durch die Gleichsetzung von „getaufter Christ“ und „geweihter Priester“ bezeichnet „Priester“ nur noch einen Aspekt am Getauftsein, ist also kein spezieller, eine eigene *species* betreffender Begriff mehr. Und indem er das Vielerlei, das man inzwischen unklarerweise mit „christlich“ benennt, in sich aufsaugt, schwemmt der Begriff Priester auf, wird zum Schwammwort, das so ziemlich alles – und somit auch nichts – bedeuten kann. Vom anonymen Christentum zum anonymen Priestertum...

4. Deshalb Piepers *status quaestionis*: „Was unterscheidet Priester von Nicht-Priestern?“ Was also entspricht im katholischen Weihepriestertum dem Wappen und Grundbesitz des *gentleman* oder der Befugnis des Arztes, anderen Leuten den Bauch aufzuschneiden und giftige Medizin zu verabreichen? Wer der klassischen Logik kundig ist, erkennt, daß die Frage auf die sogenannte *differentia specifica* abzielt, den artbildenden Unterschied, der eine Sache von allem anderen unterscheidet, das sich innerhalb derselben Gattung befindet. In der mittelalterlichen, auf Aristoteles zurückgehenden Formel ausgedrückt: *Definitio fit per genus proximum et differentiam specificam*. Eine Definition hat zu erfolgen durch Angabe der nächsthöheren Gattung und der artbildenden Differenz.

Das mag dem einen oder anderen wie eine scholastische Spitzfindigkeit vorkommen, abstrakt und lebensfern. Doch ist es recht unklug, voreilig gegen den Einsatz der klassischen Logik auf theologischem Terrain zu protestieren, denn immerhin ist ja Theologie eine „Logie“ und kann deshalb der Logik nicht entraten. Obwohl in vielem überlogisch, kann die göttliche Wahrheit doch niemals unlogisch sein. Wie die Gnade die Natur nicht zerstört, sondern vollendet: *Gratia non tollit, sed perficit naturam*<sup>14</sup>, ebenso wird auch die natürliche Logik durch die übernatürliche Wahrheit nicht zerstört, sondern diese erhebt sich auf jener und weist dann freilich über sie hinaus in die Klarheit des unfaßbaren Lichtes Gottes.

Bei aller Liebe zur patristischen und mittelalterlich-monastischen Gottesweisheit mit ihrem Denken in biblischen Worten und Bildern plädiere ich in Zusammenhängen wie dem unsrigen für eine Theologie, die noch definiert, die her- und ableitet, die Distinktionen vornimmt und stringente Argumentationen anstrebt. Wo diese begriffliche Klarheit fehlt, da wird ein gewiß auch anregendes, aber nicht selten bedenkliches Spielen und Tricksen mit weichen, schillernden Begriffen möglich, die sich besser kneten und in

---

<sup>14</sup> Vgl. z.B. THOMAS VON AQUIN, STh I, 1, 8 ad 2: *cum enim gratia non tollat naturam sed perficiat*.



ideologische Zusammenhänge einfügen lassen als exakte, kristallklare, kristallharte Bestimmungen.

Unter Theologen fällt angesichts des Bemühens um Wesensbestimmung durch Definition gerne der Ausdruck „Engführung“. Dazu bemerkt der Philosoph, der uns durch unsere Gedanken leitet und nun wieder zu ihnen zurückführt, passend:

Die thematische „Engführung“, wie man sagt und gegen die man sich mit rätselhafter Vehemenz immer wieder zur Wehr setzt – diese Eingrenzung des Blickfeldes auf das, was, im Unterschied zum Laien, *einzig* der Priester, er allein, zu tun vermag, ist in Wirklichkeit ebenso unerläßlich wie klärend – wobei man freilich, wie gesagt, nicht vergessen darf, daß natürlich die Beschreibung der *differentia specifica* ein vollständiges „Priesterbild“ nicht schon vor die Augen bringt und das auch gar nicht will.<sup>15</sup>

Es sei also bewußt auf ein vollständiges Priesterbild verzichtet und eine „thematische Engführung“ gewagt! Bevor wir aber direkt auf die *differentia specifica* zugehen, muß noch das übergeordnete *genus proximum* sichergestellt sein: In welcher nächsten Gattung ist der Priester unterzubringen? Ohne hier lange zu problematisieren, begeben wir uns sogleich auf die von der Tradition gewiesene Spur: Das *genus* ist das des Sakramentes. Der Priester ist jemand, der ein bestimmtes Sakrament empfangen hat.

Daß auch dies keine Selbstverständlichkeit mehr ist, verwundert nicht und ist doch erstaunlich. Nochmals Josef Pieper:

Mag sein, daß eine gelegentlich zu hörende Feststellung oder auch Klage recht hat, wonach die moderne theologische Reflexion zum Thema „Priesterweihe“ bislang wenig Differenziertes zutage gefördert habe. Und tatsächlich ist in dem sonst so exzessiv wuchernden Schrifttum über das Priestertum von diesem Sakrament erstaunlich wenig die Rede; man ist versucht zu sagen: erschreckend wenig.<sup>16</sup>

In den älteren, neuscholastischen Handbüchern der Dogmatik wurde die Weihe für gewöhnlich definiert als – *genus proximum* – „jenes Sakrament, das – *differentia specifica* – dem Empfänger geistliche Gewalt überträgt und die Gnade verleiht, sie in gottgefälliger Weise auszuüben“ – so Franz Diekamp<sup>17</sup>; oder etwas ausführlicher Ludwig Ott: „jenes Sakrament, in welchem dem Gläubigen durch Handauflegung und Gebet des Bischofs eine geistliche Gewalt

<sup>15</sup> Josef PIEPER, Was ist ein Priester, 43.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Franz DIEKAMP, Katholische Dogmatik nach den Grundsätzen des heiligen Thomas, Band 3, neu bearbeitet von Klaudius Jüssen, Münster 1954, 346.

übertragen und Gnade zur gottwohlgefälligen Ausübung derselben verliehen wird.“<sup>18</sup>

Im Anschluß an diese Definition des Weihesakramentes könnte der Priester nun einfach als derjenige definiert werden, der das Weihesakrament empfangen hat. So wäre bereits ein fester Standpunkt gewonnen, der uns inmitten des wogenden Meeres der Meinungen und im *mainstream* modischer Theologien einigen Halt gibt. Freilich ist damit noch nicht viel Inhaltliches geklärt, ebenso wie die Definition des Arztes als einer Person, die über ein abgeschlossenes Medizinstudium und eine Zulassung zur Ausübung des Gelernten verfügt, uns noch nicht preisgibt, was der Arzt denn eigentlich tut. Gerade das aber wollen wir ja wissen.

Besagte Theologen früherer Zeit sprechen in ihren Definitionen des Weihesakramentes von einer geistlichen Gewalt, *potestas spiritualis*. Was aber ist diese? Ein gnadenhaftes Können, gar etwas Seinshaftes? Oder vielmehr eine Funktion, die dem Geweihten übertragen wird und die er übernimmt?

5. Letztere Auffassung kann sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einer Erfolgsgeschichte rühmen, die sich zu beträchtlichem Teil derart prominenten Stimmen wie derjenigen Karl Rahners verdankt. Sein nach eigener Aussage „banaler aber treffender Vergleich“ mit einem Schachklubfunktionär verfolgte gewiß zunächst die Absicht, die Lehre von der Weihe aus allzu metaphysisch-abstrakten Höhen auf die Ebene einer uns näher stehenden Realität herab zu holen und sie in die konkreten Bezüge des kirchlichen Lebens einzufügen. Was die meisten Gläubigen vom Pfarrer einst wußten, war eben – außer der Tatsache, daß er die Messe halten und Sündenvergebung spenden kann – vor allem: Er hat sich darum zu kümmern, daß wir ein gutes Leben führen und einmal in den Himmel kommen!

Dennoch kann die funktionale Darstellung nicht unwidersprochen bleiben. Bemerkenswerterweise hat ausgerechnet der emeritierte Freiburger Dogmatiker Gisbert Greshake den Schachklubfunktionärsvergleich kritisch danach befragt, ob diese Konzeption denn das „Wesen kirchlichen Amtes und priesterlicher Weihe“ tatsächlich ausschöpfe. „Funktion“ sei, so weiß Greshake aus der Logik, „zunächst ein nur formaler Begriff, der um überhaupt sinnvoll verwendet zu werden, für den jeweiligen Zusammenhang präzisiert werden muß.“ Und er selbst präzisiert ihn folgendermaßen: „Was im kirchlichen Amt ‚funktioniert‘, ist primär eine Person; sie ‚funktioniert‘ in einem Verhältnis, das zwischen Christus und seiner Kirche besteht“. Damit habe „sich zwar der Begriff der ‚Funktion‘ für das kirchliche Amt nicht erledigt, wohl aber deren heute oft so

---

<sup>18</sup> Ludwig OTT, Grundriß der Dogmatik, Freiburg <sup>10</sup>1981, 537.

undifferenzierter polemischer Gebrauch im Gegenüber zum ‚ontologischen‘ Amtsverständnis.<sup>19</sup>

Damit ist denn auch das Stichwort gefallen, das einer beträchtlichen Anzahl von Theologen beträchtliche Schwierigkeiten bereitet: „ontologisch“. Daß gemäß dem Grundsatz *agere sequitur esse* („Das Handeln folgt dem Sein“) dem spezifisch priesterlichen Handeln auch ein priesterliches Sein, also etwas „Ontisches“, zugrunde liegen muß, das zum Gegenstand einer wie auch immer gearteten Ontologie werden kann, das wollen sie nicht zugestehen. Die metaphysische Herangehensweise könnten heutige Menschen nicht mehr nachvollziehen, weil sie mit dem modernen, mehr relationalen und existentiellen Denken inkompatibel sei.

Jedenfalls können wir ziemlich sicher sein: Immer, wenn in unseren Zusammenhängen ein „ontologisches Verständnis“ kritisiert wird, geht es, ob ausgesprochen oder unausgesprochen, um die katholische Lehre vom *character indelebilis*, vom unauslöschlichen Prägemaß des Geweihten, die nicht wenige Vertreter der Theologenschaft in Verlegenheit bringt. Einen Ausweg bietet zumeist die Historisierungstaktik: Man behandelt das Werden und Sich-Entwickeln solcher Vorstellungen und fügt dann noch lächelnd einige Bemerkungen über die Dispute hochmittelalterlicher Theologen an, die sich an Fragen wie derjenigen aufreihen konnten, ob es sich bei diesem Prägemaß nun wohl um einen *habitus* der Seele, wie es die Franziskaner lehrten, oder vielmehr – so die Darlegung des heiligen Thomas von Aquin<sup>20</sup> – um eine *qualitas* handle. Jedenfalls ist es auf diese distanziert-wissenschaftliche und zugleich amüsante Weise gelungen, das unauslöschliche Prägemaß zumindest in weiten Teilen der Theologie auszulöschen...

6. Tatsächlich aber bildet der *character indelebilis*, der ohne Zweifel integral zur kirchlichen Lehre über das Weihesakrament gehört, das seinshafte Fundament, ohne das eine angemessene Betrachtung nicht auskommen kann. Dabei ist – ähnlich dem Begriffspaar im Titel dieses Aufsatzes – die Alternative „ontisch oder funktional“ strenggenommen eine falsche Alternative. Sollte es den Verstand eines katholischen Christen, mehr noch eines Theologen tatsächlich überfordern, daß sich beides, eine seinshafte Ebene und deren Funktion, sagen wir besser: deren Zielgerichtetheit, durchaus miteinander vereinbaren läßt? Nach Avery Kardinal Dulles muß das sakramentale Prägemaß „in gewissem Sinne ontologisch sein“, weil die Weihe „den Priester in seinem tiefsten Sein betrifft“; zugleich ist aber auch ihre Funktionalität (oder: Zielgerichtetheit) einzusehen, insofern dieses Siegel „dynamisch ist; es

---

<sup>19</sup> Gisbert GRESHAKE, *Priester sein*, Freiburg 2000, 47 f.

<sup>20</sup> STh III, 63, 2.

vermittelt ein grundlegendes Vermögen und die Fähigkeit, bestimmte Handlungen zu vollziehen.<sup>21</sup>

Sein und Tun, Statik und Dynamik – beide Seiten gehen auch für Papst Johannes Paul II. bestens zusammen, wenn er in seinem Gründonnerstagsbrief des Jahres 1979 formuliert: „Dem Leben des Priesters liegt als tragende Wirklichkeit das Weihesakrament zugrunde, das unserer Seele das Zeichen eines unauslöschlichen Merkmals einprägt. Dieses Prägema! in der Tiefe unseres menschlichen Seins erf!aft dynamisch auch unsere Person.“<sup>22</sup> Erf!aft sie, so sei hinzugef!ugt, um dann t!agig zu werden.

Als „tragende Wirklichkeit“ also mu! der Weihecharakter auf der seinshaften Ebene liegen und daher auch zum Gegenstand ontologischer Fragen gemacht werden d!rfen. Es zeugt von hier aus betrachtet doch eher von Oberfl!achlichkeit und Unkenntnis als von fortschrittlichem Denken, wenn man heute das Ringen gro!er christlicher Denker der Vorzeit, denen es um die rechte Einordnung und Beschreibung solcher Wirklichkeiten ging, sp!ttisch abwinkend abtut.

Zwar erwecken Theologen, die das bisher als „ontisch“ Betrachtete ganz ins Relationale und Funktionale verlegen, bei einer bestimmten Leser- und H!rerschaft noch immer den Eindruck, dynamische Denker auf der H!he der Zeit zu sein, die endlich die Verkrustungen statisch-starrer Kategorien des Mittelalters wegsp!lten und so Spannung und Spiritualit!t in die Sache br!chten. Tats!chlich jedoch machen sie es sich nur zu leicht mit gewichtigen Wahrheiten des Glaubens und werden darin der Realit!t und Konkretheit der Religion des fleischgewordenen Logos nicht gerecht. Mag der heutige Begriff des *gentleman* zwar weiter, irgendwie spiritueller und sogar spannender sein als der, welcher einen „Mann, der ein Wappen f!hrte und einigen Grundbesitz hatte“ meint – richtiger und zutreffender ist er damit noch keineswegs.

7. Der Weihecharakter steht f!r die katholische Lehre in seiner seinshaften Wirklichkeit fest. Wohin aber zielt seine Dynamik? Es hat in den letzten Jahrzehnten nicht an Versuchen gefehlt, die Theologie des Priestertums von drei verschiedenen Seiten her aufzuziehen, z!hlt man doch mit Recht drei !mter Christi auf – Prophetenam!, Hirtenam! und Priesteram! –, die sich in das Leben der Kirche und ihrer Diener hinein verl!ngern.

Erster Anlauf: Man k!nnte das kirchliche Amt (wie man das ministerielle Priestertum gerne nennt, um nicht der „Reduktion auf das Priesterlich-Kultische“ zu erliegen) von der Pastoral her entwickeln: Der Gute Hirte leitet die Herde durch sein verk!ndigendes Wort und gibt schlie!lich sein Leben f!r

<sup>21</sup> Avery Kardinal DULLES, *Priester Christi*, Augsburg 2004, 25 f.

<sup>22</sup> Papst JOHANNES PAUL II., *Gr!ndonnerstagsbrief 1979*, Abschnitt 7.

sie hin (Joh 10,11). Der Priester wäre dann vorzüglich ein Pastor, der verkündigend die ihm Anvertrauten führt und der die Hingabe Jesu, des einen Guten Hirten, im Opfer des Altares immer neue Wirklichkeit werden läßt. So also die pastorale Variante, wie sie z.B. in einem Aufsatz von Hans Urs von Balthasar nahegelegt wird.<sup>23</sup> Nach dieser Sichtweise wären der Verkündigungs- und der Priesterdienst gleichsam unter das Vorzeichen des Hirtendienstes gestellt, diesem subsummiert und integriert.

Die Gedanken, die sich an den pastoralen Zugang zum Weihesakrament knüpfen, sind anregend, vor allem für den Priester selbst, der dadurch einen tieferen inneren Zusammenhang seiner seelsorglichen Tätigkeiten mit der Verkündigung sowie der Feier der heiligen Geheimnisse erkennen kann. Doch über eine kostbare spirituelle Inspiration scheint mir der Ansatz nicht hinauszugehen; kein überzeugender Grund spricht dafür, im Hirtendienst tatsächlich die *differentia specifica* des Weihepriestertums zu erblicken.

Ohne Zweifel schenkt die Priesterweihe wesentliche Gnaden für den pastoralen Einsatz, aber ihre besondere Gnade bezieht sich nicht auf diesen. Sonst könnte man dort nicht mehr von einem priesterlichen Leben sprechen, wo ein Geweihter den Hirtendienst nicht ausüben kann, weil ihn Krankheit oder andere Aufgaben davon abhalten oder ihm bestimmte kirchliche Kreise den Zugang zur Herde verwehren.

So sehr wir also gerade heute auf den Zusammenhang von *Sacerdotium* und Hirtensorge hinweisen müssen – das Wesensmerkmal des priesterlichen Dienstes liegt offensichtlich nicht in pastoraler Sendung und Vollmacht. Ist es nicht, nebenbei bemerkt, merkwürdig, wenn nicht selten dieselben, die den Priester theoretisch in erster Linie unter dem Gesichtspunkt des Hirten sehen wollen, ihm gleichzeitig die Pastoral mehr und mehr aus den Händen nehmen und sie ungeweihten Personen im haupt- oder nebenamtlichen Dienst übertragen?

Zweiter Anlauf: Häufiger begegnet uns die andere Variante, die den Priester zunächst als Mann des Gotteswortes sieht; des Wortes in seinem höchsten und tiefsten Verständnis. Eine Theologie dieses Wortes kann ja auch wirklich nicht hoch und tief genug gehen. Sie muß ein oberflächliches Verständnis, das allein die einzelnen Worte beachtet, ebenso hinter sich lassen wie die Vorstellung, es gehe nur oder doch vorwiegend um eine Ansammlung von Lehrsätzen, so bedeutend diese auch sind. Auf dem Hintergrund der alt- und neutestamentlichen Rede vom machtvollen Wort Gottes, das voll Leben und Kraft und schärfer als ein zweischneidiges Schwert ist (Hebr 4,12) und das uns im Johannesevangelium als der fleischgewordene Logos begegnet, wird klar,

---

<sup>23</sup> Hans Urs von BALTHASAR, Priester des Neuen Bundes, in: Pneuma und Institution. Skizzen zur Theologie IV, Einsiedeln 1974 (340–368), insbesondere 353 ff.

daß das Gotteswort eben nicht nur einen informativen, sondern auch einen „performativen“, wirkmächtigen, ja schöpferischen Charakter hat: Gott spricht, und es wird. Sein Wort erschafft das, was in ihm ausgesprochen wird.<sup>24</sup>

Der Zugang zum Priestertum über das Wort Gottes wird beispielsweise von Karl Rahner und Joseph Ratzinger beschritten. Beide stimmen darin überein, der Priester sei „der, dem das wirksame Wort Gottes anvertraut ist“<sup>25</sup>, so „daß das in seiner ganzen Tiefe verstandene Wort das Umfassende und Gründende ist, das die beiden anderen [Dienste, also den priesterlichen und den der Leitung] als die zwei Artikulationsweisen seines Vollzugs aus sich entläßt und sie zugleich ständig in sich umgreift.“<sup>26</sup>

Eine solche Sichtweise will die kultische Dimension keineswegs schwächen. Im Gegenteil: Gerade beim Vollzug der eucharistischen Geheimnisse, bei der Absolution eines Sünders oder der Spendung eines Segens kommt ja die Macht des göttlichen Wortes zu vollem Einsatz, ganzer Wirkung. Die Konsekrationsworte sind zugleich Verkündigung des Todes des Herrn (nach 1 Kor 11,26) und „performative Rede“, die das hervorbringt, was sie bezeichnet: „Das ist mein Leib“. Grundsätzlich kommt es ja bei jedem Sakrament auf dieses Wort an: *Accedit verbum ad elementum, et fit sacramentum*, lautet der berühmte Satz des heiligen Augustinus<sup>27</sup>: „Tritt das Wort zum Element, so entsteht das Sakrament.“ Ganz in diesem Sinne sind dem Priester nach Karl Rahner „die sakramental höchsten Intensitätsgrade dieses Wortes anvertraut“.<sup>28</sup>

Nicht unsympathisch ist ein unterstützendes Argument von Paul Joseph Kardinal Cordes. Er fürchtet ein „Wiederaufleben der tridentinischen Priesterkonzeption“, also der wesentlich kultischen Ausrichtung des Geweihten, an einer Stelle, wo wir es zunächst nicht vermutet hätten: dort, „wo man heute die integrale Amtsgestalt mit ihrer Verankerung im Weihesakrament dem ‚Linsenmus‘ der Laienpredigt opfern“ will.<sup>29</sup> Der Kardinal will sozusagen zwei sehr unterschiedliche Fliegen auf einen Streich schlagen: die Vertreter eines angeblich überholten Priesterbildes und die Anhänger der Laisierung des Wortgottesdienstes. Tatsächlich scheint ja durch die mancherorts gepflegte Laienpredigt der Priester zu einem bloßen „Konsekrator“ oder „Eucharistisierer“ er-

<sup>24</sup> Vertieft wird die Theologie des Wortes Gottes in den diesbezüglichen Artikeln im von Heinrich FRIES herausgegebenen Handbuch theologischer Grundbegriffe (Bd. 2, München 1963) von Heinrich SCHLIER (845–867) und Hermann VOLK (867–876).

<sup>25</sup> Karl RAHNER, Priester und Dichter, in: Schriften zur Theologie III, Einsiedeln 1957, 364.

<sup>26</sup> Joseph RATZINGER, Zur Frage nach dem Sinn des priesterlichen Amtes, in: Geist und Leben 41/1968, (347–376), 369.

<sup>27</sup> AUGUSTINUS, In Iohannis evangelium tractatus, 80,3.

<sup>28</sup> Karl RAHNER, Der theologische Ansatzpunkt für die Bestimmung des Wesens des Amtspriestertums, in: Schriften zur Theologie IX, Einsiedeln 1970, 370.

<sup>29</sup> Paul Josef Kardinal CORDES, Warum Priester? Fällige Antworten mit Benedikt XVI., Augsburg 2009, 136 f.

klärt zu werden – ein „Sakramentalismus“, den man sogenannten progressiven Kreisen gar nicht zugetraut hätte!

Und doch ist die gewitzte Argumentation, die derartige Umtriebe mit einer verengten „tridentinischen Priesterkonzeption“ verknüpft, unangemessen, und zwar deshalb, weil gerade dem Tridentinum eine solche Engführung nicht vorgeworfen werden kann. Wohl hat das große Reformkonzil das Priestertum von der sakramentalen Vollmacht her dargestellt. Zugleich blieb es aber im Hinblick auf die Sendung des Geweihten zur Predigt und zum Hirtendienst nichts schuldig. Streng forderte es von den Priestern ein, ihrem Verkündigungs- und Seelsorgeauftrag mit Eifer und Hingabe nachzukommen. Gerade „tridentinische“ Heilige wie ein Karl Borromäus, ein Petrus Canisius und viele andere zeigen das umfassende Priesterbild, in dem alle Aspekte zu einer beeindruckenden Fülle zusammengewachsen sind.

So gilt von dem Zugang zum Wesen des Priestertums über das Wort Gottes Ähnliches wie von dem über die Pastoral. Wiederum wird hier eine theologische Einsicht von großer Tiefe und Kraft in unpassender Weise mit etwas verbunden, das auf einer anderen Ebene liegt. Den Zelebranten der Heiligen Messe führt eine Betrachtung über die performierende Macht des geisterfüllten Gotteswortes, in dem er die Gaben von Brot und Wein in Jesu Leib und Blut verwandeln kann und darf, sicher zu wichtigen Einsichten; sie steigert in ihm die Demut und zugleich das Wissen um die unverdiente Würde, Instrument des schöpferischen Logos sein zu dürfen.

Aber damit liegt die *differentia specifica* doch noch nicht in der Übertragung des Wortes, zumal es jeder Priester erleben wird, wie ihm auf anderen Gebieten – denen der Verkündigung wie der Seelsorge – oft die nötigen Worte fehlen, die aber möglicherweise von gläubigen Laien gefunden werden. Diese bewirken zuweilen mit begeistert-begeisterndem Appell oder einfühlsamem Zureden, was der geweihte Geistliche nicht zustande bringt.

Anders ausgedrückt: Das dem Priester anvertraute göttliche Wort ist nur im strikt sakramentalen Bereich von unfehlbarer Wirkung, nur dort, wo er *in persona Christi* tauft, die Konsekration vollzieht und einen Sünder losspricht oder *in persona Ecclesiae* firmt und die Krankensalbung spendet. Und somit führt nichts um die Erkenntnis herum, daß priesterliche Vollmacht zunächst und wesentlich nicht im pastoralen oder verkündendem Bereich liegt, sondern eine sakramental-kultische *potestas* darstellt.

8. Stellen wir uns vor, in einer Quizsendung würde den Teilnehmern folgende Frage vorgelegt: „Welches der folgenden Ämter ist für das Verständnis des katholischen Priestertums grundlegend: A) das Lehramt, B) das Hirtenamt oder C) das Priesteramt?“ Ich bin sicher, nicht nur der Loisl aus Altötting, sondern auch Cindy aus Chemnitz (Jahrgang 1992, Jugendweihe mit 14 Jahren, arbeitet

zur Zeit in einem Tatroo-Shop) käme auf die Antwort: „Äh, vielleicht C – das mit dem Priester oder so?“ –

Josef Pieper, unser väterlicher Führer auf diesen Gedankenpfaden, weist in seinen wohlthuend klärenden Gedankengängen auf den traditionellen Sprachgebrauch der Kirche hin, der im Zusammenhang mit dem Sakrament des *Ordo* so lautet: *Sacerdotes consecrantur*, „Priester werden geweiht“. Als Zeugen dafür führt er den heiligen Thomas von Aquin und das Zweite Vaticanum an, das folgende Formulierung benutzt: *Presbyteri consecrantur ut veri sacerdotes Novi Testamenti*, „Presbyter werden geweiht als wahre Priester des Neuen Testaments“.<sup>30</sup>

Der Unterschied zwischen einer *consecratio* und einer bloßen Beauftragung liegt, so Pieper, darin, „daß die Person des Beauftragten, indem sie einen Auftrag erhält, sich nicht selbst verändert, während der Geweihte eine neue seinshafte Qualität empfängt; durch die Konsekration wird er umgewandelt in eine *persona sacra*.“<sup>31</sup> Von hier aus eröffnet sich für Pieper der Blick auf die so lange gesuchte *differentia specifica*. Zuerst faßt er sie noch allgemein: „Das schlechthin Unterscheidende des Priesters ist (...) eine besondere, ihm in der Priesterweihe zuteilgewordene geistliche Vollmacht, eine, wie das Zweite Vaticanum sagt, *potestas sacra*.“<sup>32</sup>

Nach dem heiligen Thomas stellt der sakramentale Charakter im allgemeinen eine *deputatio ad cultum Dei* dar, eine Bestimmung für den Kult Gottes.<sup>33</sup> Wer also getauft, gefirmt und zum Priester geweiht wird, der kann und soll dadurch auf die dem jeweiligen Sakrament entsprechende Weise Gott verehren, und zwar in innerlichen wie äußeren Akten. Beim ministeriellen Priestertum geht es, wie jedem einleuchtet, um die äußeren Akte, die er für die kirchliche Gemeinschaft zu verrichten hat. Kraft seines Weihecharakters kann er sie gültig, kraft der Weihegnade soll er sie würdig und heilig verrichten.

Daß diese wesenhafte Verbindung von Priestertum und Kult nicht ein mittelalterliches Konstrukt ist, sondern in die frühe Kirche zurückreicht, läßt sich ohne weiteres nachweisen. Der Kult ist in Piepers „genuin traditioneller Sichtweise“ allgemein eine „Handlung, die durch einen dafür in der Weise der Weihung zur *persona sacra* bestellten Liturgen (...) als Akt vollzogen wird und von den Teilnehmenden durch Hören, Schauen und den Ausdruck der Gebärde nach-vollzogen wird“.<sup>34</sup>

<sup>30</sup> Josef PIEPER, Was ist ein Priester, 44 (mit Bezug auf THOMAS VON AQUIN, STh III, 67, 2; Contra Gentes 4, 77; Vat II, LG 28 [daraus das Zitat] sowie PO 5 und 12).

<sup>31</sup> Ebd., 49.

<sup>32</sup> Ebd., 51; Zitat aus LG 10.

<sup>33</sup> Vgl. STh III, 63, 1.

<sup>34</sup> Guido RODHEUDT, Die Anwesenheit des Verborgenen. Zugänge zur Philosophie Josef Piepers, Münster 1997, 231, Anm. 462.



Welches nun aber ist der spezifische Kult, den der Priester kraft seines Weihecharakters zu vollziehen befähigt ist? Hier vollzieht Pieper den letzten, klärenden Schritt. Unter Berufung auf den Aquinaten führt er aus, die *potestas sacra* des Priesters „bestehe (...) darin, daß er das Altarsakrament *in persona Christi* für die ganze Kirche zu vollziehen vermöge“<sup>35</sup>: „Dem Priester wird, da er geweiht wird, die Vollmacht übertragen, dieses Sakrament [der Eucharistie] *in persona Christi* zu konsekrieren.“<sup>36</sup>

Von seinem Wesen her ist das Priestertum nach dem heiligen Thomas auf das Sakrament der Eucharistie, das *sacramentum sacramentorum*, hingeordnet<sup>37</sup>, ist der Priester doch dafür geweiht, daß er das Sakrament des Leibes Christi vollziehe.<sup>38</sup> Daher ist der hauptsächliche Akt des Priesters das Konsekrieren von Leib und Blut Christi: *principalis actus sacerdotis est consecrare corpus et sanguinem Christi*<sup>39</sup>, während der zweite Akt darin besteht, das Volk für den Empfang dieses Sakramentes vorzubereiten<sup>40</sup>.

Pieper kann sich demnach mit Fug und Recht auf Thomas berufen. Wichtiger freilich als die Übereinstimmung mit einem noch so bedeutenden *Doctor Ecclesiae* (und erst recht mit den exegetischen Strömungen der Gegenwart) ist ihm diejenige mit dem kirchlichen Lehramt, „dem endgültig legitimierten Interpreten“ der Offenbarung; so schätzt er sich angesichts der gegensätzlichen und widersprüchlichen Auffassungen unter den Theologen „glücklich, (...) die wahre, die von ihrem Autor selbst inspirierte und verbürgte Auslegung der Heiligen Schrift nicht von der exegetischen Wissenschaft noch überhaupt von der Theologie“ erwarten zu müssen, „sondern eben von der Kirche, nicht nur freilich von ihren formellen Verlautbarungen, sondern zugleich von allem, was sie, auch als *ecclesia orans*, durch ihr kultisch-sakramentliches Tun und Leben selber sagt.“<sup>41</sup>

Eindringlich und klar hat sich das kirchliche Lehramt als „endgültig legitimierter Interpret“ der Offenbarung auf dem Konzil von Trient zu unserem Thema geäußert. Dort wird die Kultdeputation des Priesters als „die Vollmacht, seinen [Christi] Leib und sein Blut zu konsekrieren, darzubringen und auszu-teilen“ beschrieben, darüber hinaus wird auch die Vollmacht zum Vergeben bzw. Behalten der Sünden genannt (*potestas consecrandi, offerendi et ministrandi corpus et sanguinem Christi necnon et peccata dimittendi et retinendi*: DH 1764). Und die *Ecclesia orans* spricht während der Liturgie der Priesterweihe durch den Mund des Bischofs zu den Kandidaten: „Der Priester

<sup>35</sup> Josef PIEPER, Was ist ein Priester, 51.

<sup>36</sup> STh III, 82, 1: Sacerdoti, cum ordinatur, confertur potestas hoc sacramentum [Eucharistiae] consecrandi in persona Christi.

<sup>37</sup> In Sent. 4 d. 24,2,1,2.

<sup>38</sup> STh. III, 67,2.

<sup>39</sup> In Sent. 4 d. 24,2,3.

<sup>40</sup> In Sent. 4 d. 24,3,2,1.

<sup>41</sup> Josef PIEPER, Religionsphilosophische Schriften, 433.

muß opfern, segnen, vorstehen und taufen“ (*Sacerdotem etenim oportet offerre, benedicere, praeesse, praedicare et baptizare*), eine Formel, die man nicht der Engführung wird bezichtigen können, die aber der Darbringung des Opfers unter den priesterlichen Tätigkeiten den ersten Platz einräumt.

9. Nun wird der gutwillige, aber ganz und beinahe ausschließlich auf das „lebendige Lehramt der konkreten Kirche von heute“ ausgerichtete Katholik sich durch das Gespann Thomas-Trient-Pieper nicht restlos von einer solchen Ausrichtung des Priesters auf den Kult überzeugen lassen. Ihm ist die maßgebliche Auslegung des Glaubens das Zweite Vaticanum. Und das scheint – trotz des Passus über die *potestas sacra*, den der Münsteraner Philosoph zitiert – hier einfach übergangen worden zu sein. Hat nicht, so fragt dieser belesene Gegenwartskatholik, das Konzil endlich jene „kultische Engführung des priesterlichen Dienstes“ überwunden, vor der z.B. Paul Josef Kardinal Cordes uns warnt (und das sogar unter Berufung auf Papst Benedikt XVI.)<sup>42</sup>, indem es den Verkündigungs- und den Hirtendienst neu ins Licht hob und dadurch den liturgisch-sakramentalen Dienst heilsam relativierte?

Viele Interpreten des letzten Konzils sind dieser Meinung. So stellt Avery Kardinal Dulles über die Lehre des Zweiten Vaticanum im Hinblick auf das Priestertum fest: „Dieses plötzliche Abweichen von einer jahrhundertealten Tradition mußte zwangsläufig zu einiger Verwirrung, wenn nicht sogar zu einer Krise führen“<sup>43</sup>, und zur Untermauerung seiner Sicht der Dinge führt er die Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* an, in deren 28. Abschnitt „allen drei Ämtern etwa das gleiche Gewicht zuerkann“ werde, weil dort zu lesen ist, daß Presbyter „zur Verkündigung der Frohbotschaft, zum Hirtendienst an den Gläubigen und zur Feier des Gottesdienstes geweiht werden als wirkliche Priester des Neuen Bundes.“<sup>44</sup>

An der von Kardinal Dulles angesprochenen nachkonziliaren Verwirrung und Krise besteht kein Zweifel. Was aber die Einschätzung der Konzilslehre betrifft, gehe ich doch eher einig mit Georg May, dem ansonsten für seine kritische Haltung gegenüber der konziliaren und nachkonziliaren Entwicklung bekannten Kanonisten. Er schreibt: „Das Zweite Vatikanische Konzil steht in bezug auf die Lehre vom Priestertum zur Gänze in Kontinuität mit der Vorzeit.“<sup>45</sup>

Das erweist sich als völlig zutreffend. Zunächst trägt uns dieses Konzil die traditionelle Lehre vom *character indelebilis* und die durch ihn bewirkte sakramentale Gleichgestaltung mit Christus vor, die das *In-persona-Christi-*

<sup>42</sup> Paul Josef Kardinal CORDES, a.a.O., 126.

<sup>43</sup> Avery Kardinal DULLES, a.a.O., 12.

<sup>44</sup> Ebd., 24.

<sup>45</sup> Georg MAY, Das Priestertum in der nachkonziliaren Kirche, Köln (UNA VOCE Deutschland e.V.) 1993, 21.

Handeln ermöglicht: Das Weihesakrament „zeichnet die Priester durch die Salbung des Heiligen Geistes mit einem besonderen Prägemaß und macht sie auf diese Weise dem Priester Christus gleichförmig, so daß sie in der Person des Hauptes Christus handeln können“ (PO 2). Nach demselben Dokument bedeutet das ministerielle Priestertum daher eine „besondere Teilhabe“ am Priestertum Christi (PO 5).

Sodann ist es ausgerechnet *Lumen Gentium* Nr. 28, der Abschnitt also, den Kardinal Dulles zur Untermauerung seiner Hermeneutik der Abweichung und Diskontinuität – um nicht zu sagen: des Bruches – anführt, der ein glänzendes Beispiel darstellt für die eindeutige, freilich etwas angereicherte, Fortsetzung dessen, was der Aquinate und das Tridentinum lehren:

Am meisten (*maxime*) üben sie ihr heiliges Amt in der eucharistischen Feier aus, wobei sie in der Person Christi handeln und Sein Mysterium verkünden, die Gebete der Gläubigen mit dem Opfer ihres Hauptes vereinigen und das einzige Opfer des Neuen Bundes, das Opfer Christi nämlich, der sich ein für allemal dem Vater als unbefleckte Gabe dargebracht hat, im Meßopfer bis zur Wiederkunft des Herrn vergegenwärtigen und zuwenden.

Dieses *maxime* unterstreicht klar die Tatsache, daß man zum Verständnis des Priestertums unter den drei Ämtern – Lehramt, Hirtenamt, Priesteramt – vom Priesteramt auszugehen hat. Und es entspricht der gesamten christlichen Überlieferung, ja reicht noch hinter sie zurück in den Alten Bund sowie in außerjüdische und -christliche Traditionen.

10. Die kultische Dimension des alttestamentlich-levitischen Priestertums ist offensichtlich. Was die Priester zu tun haben, wird mit Worten wie *karaph* („sich nahen“, „hinzutreten“, „darbringen“, „opfern“) und – noch verstärkend – *alah* („hinauf- und darbringen“) beschrieben. Dem entsprechen die griechischen Opfertermini der Septuaginta *prospHEREIN* und *anaphereIN*, letzteres allgemein bekannt durch den liturgischen Begriff der *Anaphora*, des eucharistischen Opfergebetes. Das lateinische *offere* (daraus gebildet: *oblatio*) gibt den Sinn passend wieder.

In der eigentümlich sprachgewaltigen und zugleich bizarren Bibelübersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig, die sich bemüht, den ursprünglichen Sinn der hebräischen Worte soweit wie möglich ins Deutsche zu übertragen, klingt die Beschreibung priesterlichen Wirkens mit den Hauptbegriffen „darnahen“ für „darbringen“, „Darhöhung“ für „Opfer“ und „Statt“ für „Altar“ wie folgt: „Aharons Söhne, die Priester, sollen das Blut darnahen ... Man enthäute die Darhöhung und zerstücke sie zu ihren Rumpfstücken, Aharons des Priesters Söhne sollen Feuer auf die Statt geben ... Der Priester

lasse das Ganze emporrauchen auf der Statt, Darhöhung ists, Feuerspende: Geruch des Geruhens in IHM.<sup>46</sup>

Daß der Zusammenhang von „Darnaher“ und „Darhöhung“ auch außerhalb der jüdisch-christlichen Offenbarung immer bestand, ist allgemein bekannt. Wir wollen es uns von einem Zeugen ganz besonderer Art in Erinnerung rufen lassen. In seinem berühmter gewordenen SPIEGEL-Interview des Jahres 1991 wurde Eugen Drewermann nach der Möglichkeit des Frauenpriestertums befragt. Seine Antwort verquickt in abenteuerlicher Weise Zutreffendes mit völlig Verfehltem:

Solange das katholische Priestertum mit der Opfertheologie begründet wird, können Frauen nicht Priester werden. Seit der Steinzeit ist das Töten von Tieren, das Darbringen von Opfern eine Sache der Männer. Erst wenn das Priestertum wesentlich anders begründet würde, als Dienst an der Gemeinde zum Beispiel, könnten Frauen zum Priesteramt zugelassen werden. Dann wären sie sogar die besseren Priester, denn dann ginge es nicht mehr um Triebunterdrückung und Opfer, nicht mehr um Macht und Herrschaft. Priesterinnen würden der katholischen Kirche helfen, die richtige Einstellung zu den Frauen zu finden. Das ist ihr nun schon zweitausend Jahre lang nicht geglückt.<sup>47</sup>

Drewermann sieht es richtig, wenn er die traditionelle Auffassung vom Priestertum, die bis an die Anfänge der Menschheit zurückreicht, mit dem Opfern in Verbindung bringt. Verfehlt ist allerdings seine Sichtweise vom Opfer, die zu dessen Ablehnung führen muß. Da seiner Ansicht nach Jesus Christus weder am Kreuz ein solches vollzogen noch im Abendmahlssaal eines eingesetzt hat, kann Drewermann sich ohne weiteres ein Christentum ohne Opferkult und folglich ohne ein Priestertum, das auf diesen hingeordnet wäre, denken.

Tatsächlich aber verhält es sich anders, und daher liegt denn auch die wichtigste biblische Begründung für die priesterliche *deputatio ad cultum*, die in der *potestas* zur eucharistischen Konsekration ihr Ziel findet, in der Tatsache, daß die Einsetzung des Priestertums und die Weihe der Apostel zu Priestern am Gründonnerstagabend während des Letzten Abendmahls geschah: Die Opferpriester des Neuen Bundes werden während der Stiftung des Opfers des Neuen Bundes geweiht, um eben dieses Opfer darzubringen! Hier greift das Tridentinum – ohnehin in der Anwendung dieses starken Mittels nicht gerade zimperlich – zur Waffe des bindenden und bannenden Anathem, die in unseren Tagen unter einer dicken Staubschicht in den Verliesen des Vatikans zu liegen scheint: „Wenn jemand sagen würde, mit den Worten: ‚Tut dies zu meinem Gedächtnis‘ [Lk 22,19; 1 Kor 11,24], habe Christus die Apostel nicht als Priester

<sup>46</sup> Die fünf Bücher der Weisung, verdeutscht von Martin BUBER gemeinsam mit Franz ROSENZWEIG, Heidelberg <sup>9</sup>1976, 275. Die Stelle ist aus Lev 1.

<sup>47</sup> „Jesus wollte diese Kirche nicht“, Interview mit Eugen DREWERMANN, in: Der Spiegel 52/1991 (61–74), 72.

eingesetzt, oder er habe nicht angeordnet, daß sie selbst und die anderen Priester seinen Leib und sein Blut opferten, so sei er im Banne.“ (DH 1752)

Es kann, wie bereits bemerkt, historisch nicht ernstlich bestritten werden, daß die Kirche von der patristischen Epoche bis über die Mitte des vergangenen Jahrhunderts hinaus das Priestertum auf der Ebene des Kultes ansiedelte und seine hauptsächlichen Aufgaben in der Darbringung des Opfers und der Auspendung himmlischer Gaben an die Menschen erblickte. Für die frühe Zeit des Christentums stehe beispielsweise die Bestimmung des Hippolyt († 235), nach welcher das Ziel der Weihe im liturgischen Dienst liegt: *Ordinatio autem fit cum clero propter liturgiam*.<sup>48</sup> Das Konzil von Trient, das diese Lehre darlegt, betreibt im Blick auf den Alten Bund eine „Hermeneutik der Kontinuität“, die übrigens auch – darin ausnahmsweise einmal *d'accord* mit Eugen Drewermann – die meisten vorchristlichen Religionen einschließt, wenn es in der 23. Sitzung feststellt:

Da also die katholische Kirche im Neuen Testament das heilige Opfer der Eucharistie aufgrund der Einsetzung des Herrn sichtbar empfangen hat, muß man auch bekennen, daß es in ihr ein neues sichtbares und äußeres Priestertum gibt, in welches das alte überführt wurde. Daß dieses aber von demselben Herrn, unserem Erlöser, eingesetzt wurde und daß den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priestertum die Vollmacht übergeben wurde, seinen Leib und sein Blut zu konsekrieren, darzubringen und auszuteilen sowie auch die Sünden zu vergeben und zu behalten, das zeigt die Heilige Schrift und hat die Überlieferung der katholischen Kirche immer gelehrt. (DH 1764)

Ein wichtiges Argument dafür, daß die Vollmacht zur Darbringung des Meßopfers tatsächlich die *differentia specifica* katholischen Priestertums darstellt, ist außerdem in der Tatsache gegeben, daß die Kirche ihre Priester auch dann, wenn sie keine Gemeinde bei sich haben, nicht einmal im Seelsorge- und Verkündigungsdienst stehen, zur täglichen Zelebration anhält. So heißt es im Dekret des II. Vaticanum über Leben und Dienst der Priester:

Im Mysterium des eucharistischen Opfers, dessen Darbringung die vornehmliche Aufgabe des Priesters (*munus suum praecipuum*) ist, wird beständig das Werk unserer Erlösung vollzogen; darum wird seine tägliche Feier dringend empfohlen (*enixe commendatur*); sie ist auch dann, wenn keine Gläubigen dabei sein können, ein Akt Christi und der Kirche. Während sich so die Priester mit dem Tun des Priesters Christus verbinden, bringen sie sich täglich Gott ganz dar, und genährt mit dem Leib Christi, erhalten sie wahrhaft Anteil an der Liebe dessen, der sich seinen Gläubigen zur Speise gibt. (PO 13)

---

<sup>48</sup> HIPPOLYT, *Traditio apostolica* 10.

Sich auf diese Konzilsstelle berufend, empfiehlt das Kirchenrecht in can. 904 allen Priestern eindringlich (*enixe commendatur*), „häufig zu zelebrieren“ (*frequenter celebrent*), dies auch dann, „wenn eine Teilnahme von Gläubigen nicht möglich ist“. Demnach wäre die tägliche Darbringung des Opfers Christi für den Pfarrer sogar als Pflicht zu betrachten.<sup>49</sup> Warum, so muß man fragen, sind die Geweihten wohl nicht in gleicher Weise zu täglicher Verkündigung oder Seelsorge angehalten? Einfach deshalb, weil diese Ämter, so heilig und nötig sie sind, dennoch nicht die Wesensmitte ihres Amtes ausmachen. Daher schreibt Papst Johannes Paul II. in seinem Gründonnerstagsbrief des Jahres 1983 an die Priester: „Wir, die wir jeden Tag die Messe feiern, das heilige Sakrament des Leibes und Blutes Christi, müssen besonders innig mit jenem Geheimnis verbunden sein, aus dem dieses Sakrament entspringt. Das Priesteramt findet seine Deutung einzig und allein aus dem Zusammenhang mit diesem göttlichen Geheimnis, und nur in ihm kann es sich verwirklichen.“<sup>50</sup>

Somit wäre die *differentia specifica* des katholischen Weihepriestertums sichergestellt: Der Priester ist ein Geweihter Gottes, der im Sakrament ein unauslöschliches, seinhaftes Prägemaß empfangen hat, das ihn in erster Linie befähigt und darauf hinordnet, Gott den Kult der Anbetung, des Dankes, der Bitte und der Sühne im Heiligen Meßopfer darzubringen und den Menschen die daraus fließenden Gnaden auszuspenden, die in der Heiligen Kommunion ihren Höhepunkt finden, die aber auch in den anderen Sakramenten, ja ebenso in der Verkündigungs- und Hirtenätigkeit wirken.

Fazit: Das Priestertum muß letztlich von der Heiligen Messe her und auf sie hin verstanden werden. Während man nämlich bei vielen Tätigkeiten des Priesters zumindest auf den Gedanken kommen kann, sie ließen sich auch von anderen Berufen – „dem Arzt, dem Lehrer, dem Psychotherapeuten“ – übernehmen, „könnte es doch niemandem einfallen, zu glauben und zu sagen“, der Vollzug des kultischen Opfers „gehe auf einen Nicht-Priester über.“<sup>51</sup>

11. Von hier aus sei noch ein Blick auf die gegenwärtige Lage des „Priesterbildes“ in deutschen Landen geworfen, und zwar anhand einer Broschüre, die mir am Schriftenstand eines Gotteshauses im traditionsreichen Konstanz in die Hände fiel. Verantwortlich zeichnet für diese Publikation die *Diözesanstelle Berufe der Kirche* der Erzdiözese Freiburg.<sup>52</sup> In dem Heft, dem man das Bemühen um ansprechende, zeitgemäße Gestaltung anmerkt, wird der Beruf des Priesters

<sup>49</sup> Vgl. Georg MAY, Die Pflicht des Pfarrers zur täglichen Zelebration der Messe, Köln (Editiones UNA VOCE) 2006.

<sup>50</sup> Papst JOHANNES PAUL II, Gründonnerstagsbrief 1983, Abschnitt 2.

<sup>51</sup> Josef PIEPER, Religionsphilosophische Schriften, 438.

<sup>52</sup> Im Internet: <http://www.berufe-der-kirche-freiburg.de/pages/berufe/dioezesanpriester/berufsbild.php> (abgerufen im März 2014).

ohne nennenswerte Hervorhebung unter andere kirchliche Berufe – Ständiger Diakon, Pastoralassistent/in, Gemeindeferent/in, Katechet/in usw. – eingereiht.

Daß die Bilder des Heftleins freundliche Priester in Zivil zeigen, die sich äußerlich nicht von einem Gemeindeferenten oder einem Religionslehrer unterscheiden, verwundert unsere inzwischen abgehärteten Katholikenseelen kaum noch, trotz der Anweisung des Canon 284 des Kirchenrechtes: „Die Kleriker haben gemäß den von der Bischofskonferenz erlassenen Normen und den rechtmäßigen örtlichen Gewohnheiten eine geziemende kirchliche Kleidung zu tragen“, und trotz der dazugehörigen Partikularnorm der Deutschen Bischofskonferenz, die immerhin verlangt: „Der Geistliche muß in der Öffentlichkeit durch seine Kleidung eindeutig als solcher erkennbar sein“, wobei als Normalfall der römische oder der Oratorianerkragen genannt wird, „in begründeten Ausnahmefällen“ auch ein dunkler Anzug mit Kreuz gestattet ist.<sup>53</sup> In der besagten Broschüre: weder – noch!

Interessanter ist in unseren Zusammenhängen, welche Informationen ein am Priesterberuf interessierter junger Mann aus ihr schöpfen kann. Wird ihm darin wohl nahegebracht, was den geweihten katholischen Priester von anderen Berufen unterscheidet, was ihn daher zutiefst ausmacht? Der in Anredeform gehaltene Text zum Berufsbild Priester („Diözesanpriester – ein spannender Weg und: Kein Beruf wie jeder andere“) beginnt: „Durch die Weihe wirst du für die Menschen in besonderer Weise zu einem Zeugen, daß Jesus Christus mitten unter ihnen lebt. Wie ein Brückenbauer übersetzt du das Evangelium in den Lebensalltag der Menschen. So bist du ihnen Hilfe, die Spur Gottes in ihrem Leben zu entdecken.“

„Brückenbauer“, „Übersetzer“ – das ist schön gesagt und bedenkenswert. Doch wird dadurch wohl der Kern des katholischen Priestertums zur Sprache gebracht? Auch Mutter Teresa war eine leuchtende Zeugin für die Gegenwart des Herrn in der Welt, dies ohne das Sakrament der Weihe. Und die Übersetzung des Evangeliums in den Lebensalltag, die Hilfeleistung beim Entdecken der Spuren Gottes im Leben anderer gelingt vielen Laien mindestens ebenso gut wie manchem Priester, wenn nicht weitaus besser.

Aber vielleicht stellt sich das *specificum sacerdotale* im weiteren Verlauf des Textes doch noch heraus? Da heißt es: „Die Herausforderung ist groß: Du leitest und begleitest die Gemeinden einer Seelsorgeeinheit. Wie Jesus lebst du mit den Menschen, teilst ihre Sorgen, ihre Freuden. Du bist ein Zeuge für den auferstandenen Herrn.“

---

<sup>53</sup> So die Partikularnorm Nr. 5 der Deutschen Bischofskonferenz zu can. 284 CIC; vgl. Norbert RUF, Das Recht der Katholischen Kirche nach dem neuen Iuris Canonici für die Praxis erläutert, Freiburg 1989, 91 (5. überarbeitete Auflage mit „Imprimatur“ vom 12. Mai 1989 durch den Generalvikar der Erzdiözese Freiburg!).

Auch aus diesen Worten läßt sich bei bestem Willen das Wesen des Priestertums nicht destillieren, denn weder für die leitende und begleitende Gemeindegemeinschaft noch für das teilnehmende Leben mit den Menschen bedarf es unbedingt des Weihesakramentes; das erweisen Beispiele aus der Diaspora und Tendenzen in der gegenwärtigen Pastoral zur Genüge. Der Freiburger Text legt eine Sicht des Priesters nahe, die uns in ihm eher einen „Bruder unter Brüdern“ als eine *persona sacra* erkennen läßt – eine Sichtweise, mit der sich schon Josef Pieper im Jahr 1971 konfrontiert sah. Er diagnostizierte darin „eine verhängnisvolle Aversion gegen das ‚Sakrale‘ und ‚Kultische‘“, die sich u.a. aus der Auffassung speise, derzufolge „die Eucharistiefeier der Urgemeinde ein ausdrücklich *nicht*-kultischer Vorgang gewesen sein soll (was ich schlichthin für falsch halte).“<sup>54</sup> Ob die Verantwortlichen der *Diözesanstelle Berufe der Kirche* auch dieser Meinung sind? Doch weiter im Text: „So verkündest du die Frohe Botschaft in Predigt und Gottesdienst, im seelsorgerlichen Gespräch und Religionsunterricht, kurz: durch deine ganze Lebensweise. Als Diözesanpriester begleitest du die Menschen an wichtigen Knotenpunkten ihres Lebens: Sakramente, Taufe, Kommunion, Hochzeit, Sterben.“

Einmal abgesehen von der merkwürdig disparaten Aufzählung der „Knotenpunkte des Lebens“: „Sakramente, Taufe, Kommunion, Hochzeit, Sterben“ (als ob Taufe und Kommunion keine Sakramente wären oder – andere Lesart – auch das Sterben zu ihnen gehörte!), sind wir wiederum nicht weitergekommen. Die Frohe Botschaft in Predigt und Gottesdienst zu verkünden, steht innerhalb der Heiligen Messe wie dem Priester so dem Diakon, in anderen Gottesdienstformen auch Laien zu, die zudem längst schon seelsorgerliche Gespräche übernehmen. Selbst unter den namentlich aufgezählten Sakramenten ist keines, das als Spender *stricte* den geweihten Priester voraussetzen würde, wie es der Fall ist bei der Darbringung des Meßopfers, der Absolution im Bußsakrament und der Krankensalbung (die hier vielleicht, wenig euphemistisch, mit „Sterben“ umschrieben werden soll?). Bleibt der allerdings beherzigenswerte Appell, das Evangelium mit dem ganzen Leben zu verkünden, der sich nicht nur an geweihte Priester, sondern an alle getauften und gefirmten Christen richtet.

Auf der mehr geistlichen Ebene endet der Text: „Du bist als Diözesanpriester ein Mann des Gebetes. Deine Quellen findest du in der Heiligen Schrift und in deiner persönlichen Spiritualität. Das alles zeigt deine tiefe Verbundenheit mit Jesus, die schließlich auch in der Lebensform der Ehelosigkeit Ausdruck findet.“

Der erbauliche Schlußabschnitt nennt immerhin die zölibatäre Lebensform, aber es wäre wohl selbst im Rahmen einer streng traditionellen bis traditionalistischen Theologie zu viel behauptet, die Ehelosigkeit als ein dem

<sup>54</sup> Josef PIEPER, *Religionsphilosophische Schriften*, 475 f.



Priestertum wesentliches Element zu bezeichnen. „Jeder weiß, daß Priestertum und Ehelosigkeit nicht kraft ihres Wesens notwendig zusammengehören und daß also für oder gegen ihre tatsächliche Verbindung keine zwingenden, aus dem Wesen der Sache herzuleitenden Gründe, die das für die Kirche praktisch Sinnvolle, Wünschbare und Notwendige betreffen, ins Feld geführt werden können“, liest man bei Josef Pieper.<sup>55</sup> Umso erstaunter ist man, in der Berufsbeschreibung ausgerechnet den ansonsten doch mit wenig Begeisterung verteidigten Zölibat, nicht aber die Wesensmitte des Priestertums erwähnt zu finden.

Wollte man in Anlehnung an die Freiburger Broschüre das Profil des Arztberufes darstellen, so könnte das etwa so lauten:

Durch Studium und Zulassung wirst du zu einem Zeichen für Gesundheit unter den Menschen. Du hilfst ihnen, ein angenehmes Leben zu führen. Verantwortlich für ein Team von Mitarbeitern, führst du mit diesen Gespräche und sorgst für ein gedeihliches Zusammenwirken. Im Behandlungszimmer erfährst du manches von den Sorgen und Nöten der Menschen. Du vermittelst ihnen die Hoffnung: Es wird schon alles wieder gut! Du begleitest die Patienten in wichtigen Lebenssituationen wie Geburt, Kinderkrankheiten, Husten und Grippe. Dein Beruf verlangt von dir vollen Einsatz und eine positive Ausstrahlung...

Daß es übrigens auch anders geht, beweist die Stelle für Berufungspastoral der Diözese Regensburg.<sup>56</sup> In ihrer Broschüre ist u.a. zu lesen, der katholische Priester empfangt „in der Priesterweihe die Vollmacht, in der Person Jesu Christi, des einzigen Mittlers (1 Tim 2, 5) und ewigen Hohenpriesters (Hebr 9 – 10), das Volk Gottes zu leiten, das Evangelium zu verkünden und die Sakramente zu spenden.“ Der Sinn seines Amtes liege darin, „die durch Christus einmal bewirkte Erlösungsgnade zu den Menschen bringen.“ Ausdrücklich findet die Vollmacht zur Sündenvergebung Erwähnung. Das ehelose Leben wird mit der Weiterführung der Sendung des Herrn begründet und als Zeichen für ein Leben „allein durch Jesus und seine Gnade“ erläutert. Der Priester stelle „Christus als Haupt und Bräutigam seiner Kirche dar“. – Der Unterschied zwischen der Freiburger und der Regensburger Berufsinformation könnte größer kaum sein.

12. Der Priester: ein Tischvorsteher oder Kultdiener? Am Ende der Ausführungen, die wenn schon nicht ein vollständiges, so doch zumindest ein präzises Bild des Priesters bieten wollten, sollte deutlich geworden sein, daß beide Schlagworte untauglich sind, diesen Stand und sein Tun hinreichend zu kennzeichnen, obwohl sie durch den Bezug zur Heiligen Messe, immerhin eine

<sup>55</sup> Ebd. 444.

<sup>56</sup> Im Internet unter: [www.berufungspastoral-regensburg.de/berufe-der-kirche.html?id=19&phpMyAdmin=G7nXJKZBaaT7u2Q8FlkP1xhw9Q1](http://www.berufungspastoral-regensburg.de/berufe-der-kirche.html?id=19&phpMyAdmin=G7nXJKZBaaT7u2Q8FlkP1xhw9Q1)

Berührung mit der *differentia specifica* priesterlichen Seins haben. Priester sind gewiß keine Tischvorsteher, aber, trotz ihrer Deputation zum Kult, auch keine bloßen Kulddiener. Sie sind vielmehr, so der heilige Thomas von Aquin, „*Mediatores Dei et hominum*, Mittler zwischen Gott und den Menschen, insofern sie Diener des wahren Mittlers sind, die an seiner Stelle den Menschen die heilbringenden Sakramente darreichen.“<sup>57</sup> Und die, so ist hinzuzufügen, selbstverständlich im Einsatz Gottes leben sollen als Verkünder der Wahrheit, sei es gelegen oder ungelegen; und als Hirten des Volkes, welche die Herde vor hereinbrechenden Wölfen schützen und sie zu den besten Weideplätzen, schlußendlich zu den ewigen, immergrünen Auen des himmlischen Paradieses führen. –

Noch immer spielt jemand die wundervolle Sarabande Johann Sebastian Bachs inmitten des Lärms der Fußgängerzone, und die Domglocke tönt während des Karnevalssumzuges. Ob sich einige Ohren öffnen werden, den Klang zu vernennen? Gelegentlich dringt er in Momenten durch, in denen man es kaum erwartet hätte. Es ist nochmals Josef Pieper, der einen solchen Augenblick schildert. Seine hier wiederholt angeführten „Klärungsversuche“ schließt er ab mit einem bewegenden Ereignis aus dem Leben des 1966 verstorbenen kolumbianischen Befreiungstheologen und Guerillas Camilo Torres, eines abgefallenen Priesters.

Dieser habe, so der Münsteraner Philosoph, „das Entscheidende sehr wohl gekannt und übrigens auch ausgesprochen. Am gleichen Tage, da er die Soutane auszog, hat er öffentlich bezeugt: er sei ‚von Jesus Christus dazu auserwählt, Priester zu sein auf ewig‘, und er gebe nun das ‚am tiefsten geliebte Recht‘ auf, das Sakrament des Leibes Christi zu vollziehen, worin, noch einmal, der Kern des Priestertums besteht.“<sup>58</sup>

---

<sup>57</sup> S. Th. III, 26, 1 ad 1.

<sup>58</sup> Josef PIEPER, Was ist ein Priester, 65 (mit Hinweis auf German GUZMAN, Camilo Torres. Persönlichkeit und Entscheidung, München 1970, 15; 146.)

## Zur Liturgiereform von 1969/1970 und zu ihren Folgen

Von Wolfgang Waldstein

Mit dem ersten Fastensonntag 1976 wurde im deutschen Sprachraum die Benützung der neuen Messbücher von der Ritenkongregation verpflichtend gemacht. Damit war implizit die Benützung der früheren liturgischen Bücher bis auf kleine Ausnahmen für alte und kranke Priester bei Messen ohne Volk, also nur im Verborgenen, faktisch verboten. Dieses Verbot war jedoch nicht ein rechtliches, wie auch Papst Benedikt XVI. im Motu proprio *Summorum Pontificum* von 2007 bestätigte. Es war vielmehr nur ein administratives Verbot der Kongregation, das nicht in den *Acta Apostolicae Sedis* verlautbart wurde, sondern nur in den *Notitiae* der Kongregation. Es war aber zudem ein rechtswidriges Verbot. Can. 34 § 2 CIC bestimmt: „Anordnungen von Instruktionen heben Gesetze nicht auf, und wenn irgendwelche mit Vorschriften von Gesetzen nicht in Einklang gebracht werden können, entbehren sie jeder Rechtskraft.“ Das Verbot der Verwendung früherer liturgischer Texte kann jedoch nicht nur einfach bedeuten, dass es mit „Vorschriften von Gesetzen nicht in Einklang gebracht werden“ kann. Es widerspricht vielmehr klar dem feierlichen Art. 4 der Konstitution über die heilige Liturgie des Zweiten Vatikanischen Konzils, der mit den Worten beginnt: *Traditioni denique fideliter obsequens* etc. Dies bedeutet nicht nur „Treu der Überlieferung“, wie die deutsche Übersetzung in der Ausgabe des Lexikons für Theologie und Kirche und auch sonst sagt, sondern: „Der Überlieferung treu gehorsam“. Der Unterschied ist deswegen bedeutsam, weil es hier um die sachlich gleiche Bindung des Lehramts der Kirche an die Heilige Überlieferung und die Schrift geht, wie etwa in Art. 10 der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung. Dies gilt auch für die Gesetzgebung der Kirche in anderen Materien. Der ganze Text lautet: „Der Überlieferung treu gehorsam erklärt das Heilige Konzil schließlich, daß die heilige Mutter Kirche allen rechtlich anerkannten Riten gleiches Recht und gleiche Ehre zuerkennt. Es ist ihr Wille, daß diese Riten auch in Zukunft erhalten und in jeder Weise gefördert werden“. Auf diesem Hintergrund ist nicht zu verstehen, wie das tatsächliche Verfahren der Reformatoren nach dem Zweiten Vaticanum war. Besonders unbegreiflich ist die Tatsache, dass praktisch der gesamte Weltepiskopat mit nur wenigen Ausnahmen das Verbot nicht nur fraglos angenommen hat, sondern besonders im deutschsprachigen Raum mit großer Härte durchgesetzt hat. Was ich schon immer behauptet hatte, nämlich, dass es kein rechtliches Verbot gegeben hat, hat Papst

Benedikt XVI. mit dem Motu proprio *Summorum Pontificum* ausdrücklich bestätigt.

Es muss als große Tragik für die Katholische Kirche bezeichnet werden, dass die Durchführung der vom Konzil gewünschten Reform der Römischen Liturgie Personen anvertraut wurde, die etwas anderes im Auge hatten als das wahre Wohl der Kirche. Erst nachdem alles geschehen war, konnte ein italienischer Priester Papst Paul VI. Dokumente vorlegen, die bewiesen, dass der Hauptakteur der „Reform“, Annibale Bugnini, der Sekretär der Liturgiekongregation, Hochgrad-Freimaurer war. Als der Papst diese Dokumente zur Kenntnis genommen hatte, wurde Bugnini am nächsten Tag von seinem Amt abberufen. Gottardo Pasqualetti I.M.C. schreibt dazu in seinem Vorwort zur italienischen Ausgabe des Buches Bugninis über die Liturgiereform, dass „Mgr. Bugnini Mitte Juli 1975 seine Blätter zusammengepackt und einen wehmütigen Blick geworfen hatte auf die Stätte seiner täglichen Arbeit“ und sich in das „Haus der Missionen bei Sankt Silvester am Quirinal“ zurückzog. Er sagt dann weiter: „Seine Arbeit für die Liturgie fand damit ganz unerwartet, fast auf dramatische Weise, ohne eine plausible Erklärung, ein Ende. Es folgten Monate des Schweigens, in denen niemand, abgesehen von einigen treuen Freunden, ihn zu sehen bekam.“ Pasqualetti sagt dann, dass „sich im Dezember die Reise nach dem Iran abzeichnete“ (S. 9 der deutschen Übersetzung des Buches). Bugnini wurde als Nuntius nach Teheran geschickt. In der Zeit seines Aufenthaltes in Teheran hat er das Buch: „La riforma liturgica“ geschrieben. Seine Einführung zu seinem Buch ist folgendermaßen datiert: „Teheran, 6. August 1981“. Der Verfasser des Vorworts zur deutschen Übersetzung der italienischen Ausgabe des Buches von Bugnini: „Die Liturgiereform 1948–1975, Zeugnis und Testament“, Johannes Wagner, hat über Bugnini gesagt: „Bei dessen Abberufung und Entsendung als Vertreter des Heiligen Stuhles nach Teheran war der größte Teil der Liturgiereform vollendet“ (S. 8).

Die Frage, wie weit die neue Liturgie wirklich den Wünschen des Konzils entspricht, hat sogar Annibale Bugnini selbst in seinem Buch über „Die Liturgiereform“ beantwortet. Unbestreitbar hat das Konzil nicht die Schaffung einer neuen Liturgie angeordnet oder eine solche gar selbst geschaffen. Vielmehr wurde von Papst Paul VI. bekanntlich ein Rat (*Consilium*) zur Ausführung der Reformen eingesetzt. Das Ergebnis der Arbeit dieses Rates war die sogenannte „missa normativa“. Über diese hatten die Väter der Bischofssynode von 1967 zu entscheiden. Wie Bugnini berichtet, fand am 24. Oktober 1967 vor den versammelten Synodenvätern „in der Capella Sistina ein Experiment mit der »missa normativa« statt“<sup>1</sup>. Er schildert auch selbst die Reaktionen der Väter. Bugnini gibt zu, „daß das Experiment mißlang“, und fügt hinzu: „Ja, in ge-

<sup>1</sup> Annibale Bugnini, Die Liturgiereform 1948–1975, Zeugnis und Testament, Deutsche Ausgabe hrsg. von Johannes Wagner unter Mitarbeit von François Raas, Herder, Freiburg im Breisgau 1988, 373.

wissem Sinn bewirkte es das Gegenteil und wirkte sich negativ auf die Abstimmung aus<sup>2</sup>. Und er meint: „Die Zelebrationsfeier muß bei vielen Vätern den Eindruck von etwas Künstlichem erzeugt haben, es roch zu sehr nach Wissenschaft, zu wenig nach Pfarrei“<sup>3</sup>. Und dieser Eindruck Bugnini trifft auch zweifellos den entscheidenden Punkt, zu dem Kardinal Ratzinger folgendes sagt: „Denn nun mußte der Eindruck entstehen, Liturgie werde »gemacht«, sie sei nichts Vorgegebenes, sondern etwas in unseren Entscheiden Liegendes. Und dann ist es wiederum logisch, ... daß zuletzt jede »Gemeinde« sich ihre Liturgie selber geben will. Aber, wo Liturgie nur selbstgemacht ist, da eben schenkt sie uns nicht mehr, was ihre eigentliche Gabe sein sollte: die Begegnung mit dem Mysterium, das nicht unser Produkt, sondern unser Ursprung und die Quelle unseres Lebens ist“<sup>4</sup>. Wie Martin Mosebach mit Recht betont, „muß es möglich sein“, Liturgie „als etwas nicht von Menschen Gemachtes zu erfahren“<sup>5</sup>. Gerade das war jedoch den Vätern bei der Vorführung der „missa normativa“ offenbar nicht mehr möglich. Wie Bugnini berichtet, lautet das Abstimmungsergebnis für die Hauptfrage: „Ist man im allgemeinen für die Struktur der »missa normativa«, bei insgesamt 176 Stimmen folgendermaßen: 71 Jastimmen, 43 direkte Neinstimmen und 62 Stimmen „iuxta modum“, die den Neinstimmen zugerechnet werden mussten. Damit hatte die „missa normativa“ bei einem Stimmenverhältnis von 71 Jastimmen gegen 105 Neinstimmen nicht die Zustimmung jener Bischofssynode erhalten, die zu ihrer Einführung einberufen worden war. Knapp vier Jahre nach der Verabschiedung der Liturgiekonstitution des Konzils gab es also durch die zuständige Bischofssynode nicht die erforderliche Zustimmung dafür, was die Reformatoren als Erfüllung des Auftrages des Konzils darstellen wollten. Daher kann die „missa normativa“ noch viel weniger dem Konzil selbst zugerechnet werden. Die mit der Liturgiereform verbundenen Erscheinungen machen es jedoch verständlich, dass man sie gerne mit der Autorität des Konzils unanfechtbar machen wollte.

Trotz dieser Ablehnung durch die Bischofssynode 1967 ist 1969 die neue Liturgie ohne neuerliche Befassung einer Bischofssynode von der Ritenkongregation verlautbart worden. Worum es dabei ging, wird schon aus der Definition der hl. Messe in der mit dem neuen Missale Romanum von 1969 veröffentlichten *Institutio generalis* deutlich. Diese *Institutio generalis* wurde mit der neuen Messe mit Dekret der Ritenkongregation vom 6. April 1969 publiziert. In ihrer Nr. 7 wurde die hl. Messe folgendermaßen definiert: *Cena dominica sive Missa est sacra synaxis seu congregatio populi Dei in unum conve-*

---

<sup>2</sup> Liturgiereform 374.

<sup>3</sup> Liturgiereform 375.

<sup>4</sup> Joseph Kardinal Ratzinger, *Aus meinem Leben*, Stuttgart <sup>3</sup>1998, 173. Ausführlich dazu auch: *Der Geist der Liturgie*, Freiburg 2000, 141–144.

<sup>5</sup> Martin Mosebach, *Häresie der Formlosigkeit: die römische Liturgie und ihr Feind*, Wien/Leipzig <sup>3</sup>2003, 66.

*nientis, sacerdote praeside, ad memoriale Domini celebrandum*. In der amtlichen deutschen Übersetzung lautet der Satz: „Das Herrenmahl – die Messe – ist die heilige Versammlung des Volkes Gottes, die unter der Leitung des Priesters die Gedächtnisfeier des Herrn begeht.“ Heilig ist hier nicht mehr die Messe, sondern die „Versammlung des Volkes Gottes“. Es ist ganz klar, dass diese Definition für Protestanten problemlos annehmbar war. Der wohl maßgeblichste Experte der Deutschen Bischofskonferenz in Fragen der Liturgie, der auch Peritus des *Concilium* von 1964–1969 war, stellt die Dinge selbst klar. In einem Aufsatz über Tradition und Fortschritt in der Liturgie hat E. J. Lengeling 1975 zu den Dingen, die er als Fortschritt ansah, folgendes gesagt: „Aus der Allgemeinen Einführung zum Meßbuch von 1969 sei die schon in der Liturgiekonstitution (47)<sup>6</sup> und in der Eucharistieinstruktion (1967) sich abzeichnende, ökumenisch tragfähige sakramentale Theologie der Meßfeier herausgehoben“<sup>7</sup>. Es ging also darum, die Theologie der Meßfeier ökumenisch tragfähig zu machen. Lengeling sagt ganz offen: „Trotz der von reaktionären Angriffen erzwungenen, dank des Geschicks der Redaktoren Schlimmeres verhütenden Neufassung von 1970 führt sie – ganz im Sinn Odo Casels – aus Sackgassen nachtridentinischer Opfertheorien heraus und entspricht dem Konsens, der sich in manchen interkonfessionellen Dokumenten der letzten Jahre abzeichnet“<sup>8</sup>.

Die Kardinäle Ottaviani und Bacci haben bekanntlich zu dieser „Allgemeinen Einführung“ am 25. September 1969 eine kritische Prüfung der neuen Messe Papst Paul VI. zugeleitet, in der zu dieser Definition unter anderem ausgeführt wird: „Sie enthält mit keinem Wort auch nur irgendeinen der wesentlichen dogmatischen Werte (valorum) der Messe, die erst zusammen die wahre Definition ergeben. Diese bewußte Auslassung (dieser dogmatischen Werte) ist gleichbedeutend (aeque sonat) mit ihrer «Überholtheit» («superatio») und deswegen, wenigstens in der Praxis, mit ihrer Leugnung“<sup>9</sup>. Kardinal Stickler sagte zu dieser Definition: „an die Stelle des vom geweihten Priester als *alter Christus* dargebrachten Opfers tritt die Mahlgemeinschaft der versammelten Gläubigen unter dem Vorsitz des Priesters“. Er weist darauf hin, daß die

<sup>6</sup> Wenn Lengeling behauptet, bereits in Art. 47 der Liturgiekonstitution zeichne sich jene „ökumenisch tragfähige sakramentale Theologie der Meßfeier“ ab, die dann zur Definition der Messe in der „Allgemeinen Einführung“ geführt habe, so ist das ein besonders lehrreiches Beispiel für die Umdeutung des Konzils nach den Absichten der Reformer. Der Text selbst sagt klar etwas anderes, wie sich jeder selbst überzeugen kann.

<sup>7</sup> Liturgisches Jahrbuch, Vierteljahreshefte für Fragen des Gottesdienstes 25 (1975) 218 f. Der Text ist in größerem Zusammenhang abgedruckt in UVK 8 (1978), 314.

<sup>8</sup> Vgl. oben bei Anm. 7.

<sup>9</sup> Übersetzt nach dem lateinischen Originaltext: *Brevi examini critico subicitur Novus Ordo Missae*, Fondazione «Lumen gentium», via Esquilino, 38 – 00185 Roma, 1969. Card. Antonelli berichtet über die Kritik von Card. Seper an dieser Definition und über die Art, wie die Korrektur vor sich ging, ein Musterbeispiel manipulativen Verfahrens; vgl. Nicola Giampietro O.F.M.Cap., *Il Card. Ferdinando Antonelli e gli sviluppi della riforma liturgica dal 1948 al 1970*, Studia Anselmiana 121, Analacta Liturgica 21, Roma 1998, 262 f.

schwerwiegende und sorgfältig dokumentierte Kritik der beiden Kardinäle Papst Paul VI. dazu veranlaßte, die *Institutio generalis* von 1969 einstampfen zu lassen<sup>10</sup>. Er verlangte die Korrektur der vorgelegten Fassung. Die neue Fassung ist mit Dekret vom 26. März 1970 „im Auftrag des Papstes“ veröffentlicht worden, also knapp ein Jahr nach der ersten Veröffentlichung der reformierten Liturgie. Dies ist ein in der Geschichte der Kirche beispielloser Vorgang. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass die Liturgiewissenschaftler jedenfalls im deutschsprachigen Raum, wohl aber auch in Frankreich und anderen Ländern, die Auffassungen des damaligen Präfekten der Liturgiekongregation, Lengelins und anderer Mitglieder des *Consilium* auch nach der Korrektur von 1970 beibehalten haben. Dies wird auch durch die Beschreibung der „Eucharistie“ im „Gotteslob“ von 1974 in der Nr. 53 deutlich. Dieses „Gotteslob“ wurde „von den Bischöfen Deutschlands und Österreichs und der Bistümer Bozen-Brixen und Lüttich“ herausgegeben und war bis vor kurzem allgemein im Gebrauch. Die Beschreibung der „Eucharistie“ in der Nr. 53 enthält keine einzige Aussage, die nicht auch von einem evangelischen Christen bejaht werden könnte. Damit ist aber auch der Unterschied zum evangelischen Abendmahl verwischt. Paul Hacker hatte bereits 1976 in „Theologisches“ Sp. 1897 dazu folgendes gesagt: „Wenn man schon so viel über die Eucharistie sagt, ..., dann darf nicht fehlen, was *die Kirche* über die Eucharistie gelehrt hat. Ein einziger Satz hätte genügt. Aber nichts von den charakteristischen Begriffen, die die Kirche unter Leitung des Hl. Geistes festgelegt hat, findet sich hier.“

Dass die von Lengeling vertretene Auffassung von Liturgiewissenschaftlern wohl ganz allgemein vertreten wurde, bezeugt auch der 1968 zum Professor an der Theologischen Fakultät in Salzburg ernannte Franz Nikolasch. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1990 betont Nikolasch mit Recht: „»Lex orandi legem statuit et credendi – das Gesetz des Betens bestimmt auch das Gesetz des Glaubens«. Liturgie ist gelebter Glaube, das Glaubensverständnis konkretisiert sich in der Liturgie, und umgekehrt ist die Liturgie eine unverzichtbare Grundlage für das Glaubensverständnis“<sup>11</sup>. Anschließend an diese klassisch richtigen Feststellungen stellt er, ein gewiss unverdächtig Zeuge, aber folgende Behauptung auf: „Ein ganz entscheidender Faktor für die Fehlentwicklung des Glaubensverständnisses in den letzten Jahrhunderten (Hervorh. von mir, gemeint ist wohl die Zeit seit dem Tridentinum) und damit auch der Frömmigkeit war die Tatsache, daß die Liturgie als Quelle der Glaubenserkenntnis und als Ort des

<sup>10</sup> Alfons Maria Kardinal Stickler, Erinnerungen und Erfahrungen eines Konzilsperitus der Liturgiekommision, in: Franz Breid (Hrsg.), Die heilige Liturgie, Referate der „Internationalen Theologischen Sommerakademie 1997 des Linzer Priesterkreises, Steyr 1997, 172. Die Diskussion um die Nr. 7 ist ausführlicher dargestellt bei Giampietro, vgl. vorige Anm.

<sup>11</sup> Vgl. Franz Nikolasch, Liturgie – gelebter Glaube, in: R. Schermann (Hrsg.), Wider den Fundamentalismus, Kein Zurück hinter das II. Vatikanische Konzil, Mattersburg-Bad Sauerbrunn 1990, 64 f.

Glaubensvollzuges in Vergessenheit geraten war“. Man braucht sich nur die liturgische Bewegung seit Dom Guéranger und die Enzyklika *Mediator Dei* von Pius XII. zu vergegenwärtigen, um die völlige Absurdität dieser und der folgenden Behauptungen zu erkennen. Sie machen nur klar, dass maßgebliche und für die Ausbildung des gesamten Priesternachwuchses verantwortliche Liturgiewissenschaftler davon ausgehen, dass die Entwicklung des Glaubens in der Kirche seit Jahrhunderten eine „Fehlentwicklung“ war. Und dafür wieder sei das falsche vorkonziliare „Liturgieverständnis“ verantwortlich. Der konziliare Fortschritt habe endlich bewirkt, dass, wie Nikolasch wörtlich sagt, „unser heutiges Liturgieverständnis in diametralem Gegensatz zum vorkonziliaren Verständnis“ steht<sup>12</sup>. Das kann jedoch im Klartext nur heißen, dass die neue *lex orandi* nach diesem Verständnis „in diametralem Gegensatz“ zur katholischen *lex credendi* steht, die nach dem Konzil keine andere sein kann als vor dem Konzil. Die neue *lex orandi* soll demnach gerade auch eine neue *lex credendi* hervorbringen und die Kirche in einen anderen als den katholischen Glauben führen. Dieses Ziel ist inzwischen zum großen Schaden der Kirche zweifellos weitgehend erreicht. Das beweist eine 2003 beim Ökumenischen Kirchentag in Berlin veröffentlichte Statistik nur zu sehr erschütternd. Leo Kardinal Scheffczyk musste feststellen, dass nach dieser Statistik „88 % der Katholiken Deutschlands keinen Unterschied mehr zwischen der katholischen Eucharistie, dem hl. Meßopfer, und dem evangelischen Abendmahl erkennen würden“<sup>13</sup>. Nach mir zugänglichen Berichten über diesen Ökumenischen Kirchentag in Berlin hat keiner der anwesenden deutschen Bischöfe einen Schrei des Entsetzens über diesen Befund ausgestoßen. Es wurden vielmehr Meinungen laut: Damit sei der Gegensatz überholt. Wenn aber der Unterschied „zwischen der katholischen Eucharistie, dem hl. Meßopfer, und dem evangelischen Abendmahl“ nicht mehr gesehen und nicht anerkannt wird, folgt daraus zwingend, dass von einem hohen Prozentsatz von formellen Katholiken der katholische Glaube in einer für den Glauben schlechthin entscheidenden Frage inhaltlich nicht mehr gekannt und anerkannt wird. Das schien die deutschen Bischöfe nicht zu beunruhigen. Man kann dann wohl nicht mehr einfach von „Katholiken“ sprechen. Es handelt sich vielmehr um ehemalige Katholiken.

Kardinal Ratzinger musste bei einer „Podiumsdiskussion der internationalen katholischen Zeitschrift „*Communio*“ am 21. 09. 1975 in München“ unter anderem feststellen: „Es ist unbestreitbar, daß die letzten zehn Jahre für die katholische Kirche weitgehend negativ verlaufen sind. Statt der erhofften Erneuerung haben sie einen fortschreitenden Prozeß des Verfalls mit sich gebracht, der sich weitgehend im Zeichen der Berufung auf das Konzil abspielt und dieses damit immer mehr diskreditiert hat. Es muß klar gesagt werden, daß

---

<sup>12</sup> Fundamentalismus, 64 f.

<sup>13</sup> Theologisches 33, Nr. 8/9 (2003), Sp. 347.



eine wirkliche Reform der Kirche eine eindeutige Abkehr von den Irrwegen voraussetzt, deren katastrophale Folgen mittlerweile unbestreitbar sind. Was das Vaticanum II anbelangt, so kann es in seinen amtlichen Aussagen nicht für diese Entwicklung haftbar gemacht werden, die ihm vielmehr von Grund auf widerspricht und sehr komplexe Ursachen hat.<sup>14</sup> Es war für mich erschütternd zu erleben, dass trotz dieser für jedermann sichtbaren Entwicklung, wenn man sie nur sehen wollte, unbeirrt das offizielle Eigenlob für die großartige Liturgiereform verkündet wurde. Ein unmittelbarer Zeitzeuge dieser Vorgänge, Alfons Maria Kardinal Stickler, hat in seinem Beitrag „Erinnerungen und Erfahrungen eines Konzilsperitus der Liturgiekommission“<sup>15</sup> zeigen können, dass die tatsächliche Liturgiereform den Weisungen des Konzils vielfach widerspricht. Kardinal Ratzinger hat dies bereits als Professor der Theologie in Regensburg gesehen und später mehrfach in Publikationen ausgesprochen. Viele dem Glauben der Kirche treue Theologen, wie Georg May und andere, haben die Gefahr erkannt und davor gewarnt, dass die neue Liturgie zu einer Protestantisierung Deutschlands führen kann.

Der einzige mir bekannte Liturgiewissenschaftler, der diese Widersprüche früh erkannt und unermüdlich aufgezeigt hat, war Klaus Gamber. Er wurde von seinen Fachkollegen ignoriert. Kardinal Ratzinger aber hat in einem Gedenkwort für Klaus Gamber gesagt, dass es der liturgischen „Bewegung im Besten ihres Wesens ... nicht um das Machen von Texten, um das Erfinden von Aktionen und von Formen ging, sondern um die Wiederentdeckung der lebendigen Mitte, um das Eindringen in das innere Gewebe der Liturgie zu neuem, von innen her geformtem Vollzug. Die liturgische Reform hat sich in ihrer konkreten Ausführung von diesem Ursprung immer mehr entfernt. Das Ergebnis ist nicht Wiederbelebung, sondern Verwüstung“<sup>16</sup>. Noch klarer hat er es in seinem Buch „Aus meinem Leben“ formuliert: „Ich bin überzeugt, daß die Kirchenkrise, die wir heute erleben, weitgehend auf dem Zerfall der Liturgie beruht, die mitunter sogar so konzipiert wird, »etsi Deus non daretur«<sup>17</sup>, als existierte Gott nicht. Wenn der damalige Präfekt der Glaubenskongregation eine solche Feststellung treffen musste, stellt sich doch unausweichlich die Frage, ob „ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche“ die tatsächlich eingeführten Neuerungen verlangt habe. Die Konstitution über die heilige Liturgie Art. 23 sagt: „Schließlich sollen keine Neuerungen eingeführt werden, es sei denn, ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche verlange es. Dabei ist Sorge zu tragen, dass die neuen

---

<sup>14</sup> Abgedruckt im „Regensburger Bistumsblatt“ vom 9. 11. 1975, 7.

<sup>15</sup> In: Die heilige Liturgie, 160-195. Zitate aus: Rundbrief Pro Missa Tridentina Nr. 28, September 2004, 63, in meinem Beitrag: Bemerkungen zur Instruktion „Redemptionis sacramentum“.

<sup>16</sup> In: Simandron, Der Wachklopfer, Gedenkschrift für Klaus Gamber (1919 – 1989), hrsg. von W. Nyssen, Köln 1989, 13.

<sup>17</sup> Vgl. Aus meinem Leben 174.

Formen aus den schon bestehenden gewissermaßen organisch herauswachsen.“ Dies alles ist offenbar nicht beachtet worden. Der Wille der Reformatoren ging in eine andere Richtung.

Besonders auffallend ist die Tatsache, dass auf den deutschsprachigen Altarmessbüchern das Kreuz vom Buchdeckel verschwunden ist. Nach der Lehre der Kirche handelt es sich bei der hl. Messe um die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Christi. Daher hat die Kirche die Gläubigen durch die Abbildung des Kreuzes daran erinnern wollen, dass es kein anderes Heil gibt als „im Kreuz unseres Herrn Jesus Christus“ (Gal. 6, 14). Die Tatsache des Fehlens des Kreuzes lenkt natürlich die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Symbols, das an seine Stelle gesetzt wurde. Es gibt ja viele christliche Symbole, die das Geheimnis der Erlösung ausdrücken. Seit der Ausgabe des neuen Messbuches wird jedoch kein solches verwendet. An die Stelle christlicher Symbole ist das sogenannte Mattenmuster getreten. Es kommt tatsächlich in altchristlichen Darstellungen vor, aber dann immer in Verbindung mit einem spezifisch christlichen Symbol. Wie mir hervorragende Fachleute für Symbolkunde unabhängig von einander und ohne zu wissen, wo das Symbol verwendet wurde, erklärt haben, handelt es sich bei diesem Symbol für sich allein um ein altes heidnisches »Diesseitssymbol« „der tausendfach Leben schenkenden Mutter Erde“. Wenn man dies einmal weiß, kann man bei „Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“ nicht umhin, daran zu denken. Nun kommt aber dazu, dass das Mattenmuster auch eine freimaurerische Bedeutung hat. Das Mattenmuster symbolisiert im freimaurerischen Sinne „die irdische Ordnung und Harmonie, die »neue Erde«“ einer „freimaurerisch-humanitär geeinten Menschheit der Zukunft“. Es annulliert gleichzeitig „das christliche Kreuz“, wie in einem der Gutachten, die ich eingeholt hatte, ausgeführt wird. Obwohl von Anfang an darauf hingewiesen wurde, was diese Tatsache für gläubige Katholiken bedeutet, ist dieser Zustand bis heute unverändert geblieben. Auch bei Neudrucken kommt nach wie vor nur das Mattenmuster. Darin äußert sich wohl am deutlichsten der wahre Wille der Reformatoren, und Gläubige müssen sich das nun schon seit Jahrzehnten ansehen.

Auf diesem Hintergrund sind die bereits oben zitierten Aussagen von Kardinal Ratzinger zur kirchlichen Situation erst voll verständlich. Nachdem Kardinal Ratzinger die Verfälschungen einer echten Liturgiereform aufgezeigt hat, sagt er: „Dieser Verfälschung hat sich Gamber mit der Wachheit eines wirklich Sehenden und mit der Unerschrockenheit eines rechten Zeugen entgegengestellt und uns demgegenüber unermüdlich die lebendige Fülle wirklicher Liturgie aus einer unerhört reichen Kenntnis der Quellen heraus gelehrt.“<sup>18</sup>

Selbst Aussagen von Autoritäten wie Kardinal Ratzinger und Kardinal Stickler konnten jedoch bisher nicht bewirken, dass die Frage, ob die Liturgie-

---

<sup>18</sup> Simandron 15.

reform von 1969/70 tatsächlich die vom Konzil gewünschte war und damit zu Recht als „die Liturgiereform des Konzils“ bezeichnet werden kann, offiziell auch nur gestellt wurde. Umso schmerzlicher ist es, dass sie auch in dem in vieler Hinsicht so verdienstvollen Dokument *Redemptionis sacramentum* vom 19. März 2004 nach wie vor nicht vorkommt.

Wie Prof. Ratzinger mir 1976 hinsichtlich der Realisierung der Treue zur Überlieferung schrieb, „kann und muß man sich dann aber doch dafür einsetzen, daß der traditionswidrige Verbotstypus revidiert und damit die Entwicklung wieder begradigt wird.“ Durch diese Ermunterung bekräftigt habe ich das 1977 erschienene Büchlein „Hirtensorge und Liturgiereform, Eine Dokumentation“, geschrieben. Papst Johannes Paul II. hatte zwar mit dem Motu proprio *Ecclesia Dei* 1988 einen wichtigen Schritt zu einer liturgischen Versöhnung gesetzt, aber das weiterhin verbliebene faktische Verbot hat die meisten Bischöfe davon abgehalten, der in diesem Motu proprio ausgesprochenen Bitte des Papstes zu entsprechen. Der Papst sagte: „All jenen katholischen Gläubigen, die sich an einige frühere Formen in der Liturgie und Disziplin der lateinischen Tradition gebunden fühlen, möchte ich auch meinen Willen kundtun – und wir bitten, daß sich der Wille der Bischöfe und all jener, die in der Kirche das Hirtenamt ausüben, dem meinen anschließen möge –, es ihnen leicht zu machen, in die kirchliche Gemeinschaft zurückzukehren, durch die notwendigen Maßnahmen, welche die Berücksichtigung ihrer gerechtfertigten Wünsche sicherstellen“ (5 c). In *Ecclesia Dei* 6 c sagte der Papst weiter: „Ferner muß überall das Empfinden derer geachtet werden, die sich der Tradition der lateinischen Liturgie verbunden fühlen, indem die schon vor längerer Zeit vom Apostolischen Stuhl herausgegebenen Richtlinien zum Gebrauch des Römischen Meßbuchs in der *Editio typica* vom Jahr 1962 weit und großzügig angewandt werden.“ Wer die Realitäten der Zeit seither kennt, weiß, wie die meisten Bischöfe darauf reagiert haben. Dreißig Jahre sind nach dem Erscheinen des Büchleins „Hirtensorge und Liturgiereform“ vergangen. 1976 hatte ich geschrieben: „Es gibt Dinge, die gesagt oder getan werden müssen, auch wenn zu einem gegebenen Zeitpunkt keinerlei Aussichten auf Erfolg beständen. Wir sind jedoch ... der Überzeugung, dass früher oder später eine Situation der Kirche eintreten wird, in der unser Anliegen mehr Verständnis findet. Für diese Zeit musste das Anliegen wenigstens dokumentiert werden.“

Und dieser Zeitpunkt kam tatsächlich und ich durfte ihn noch erleben. Was Kardinal Ratzinger schon lange als Notwendigkeit erkannt hatte, konnte er als Papst realisieren, diese „liturgische Versöhnung, die wieder die Einheit der Liturgiegeschichte anerkennt“. Diese „liturgische Versöhnung“ hat Papst Benedikt XVI. mit dem Motu proprio *Summorum Pontificum* vom 7. Juli 2007 möglich gemacht. Es wird freilich wohl noch Jahrzehnte brauchen, bis diese „liturgische Versöhnung“ wirklich allgemein angenommen werden kann. Zu tief sind die inzwischen entstandenen Gegensätze. Aber die Möglichkeit der Heilung ist jetzt gegeben. Dafür kann man Papst em. Benedikt XVI. nicht genug

dankbar sein. Es war angesichts all der Widerstände, besonders seitens der Bischöfe, eine Großtat für die Kirche. Nur Papst Benedikt XVI. konnte sie vollbringen, weil er die Kenntnisse hatte, die dafür notwendig waren und dazu den Mut, das als notwendig Erkannte auch zu tun. Diese historische Tat kann bewirken, dass die Wunden, die der Kirche in den Jahren nach der Liturgiereform zugefügt wurden, mit der Zeit heilen können. Benedikt XVI. wird jedenfalls als einer der ganz großen Päpste in die Geschichte der Kirche eingehen.

## **Zuhause in der Kirche des Herrn**

### **Theologische Überlegungen zu Romano Guardini und Joseph Ratzinger**

Von Thorsten Paprotny

„Zuhause ist es am schönsten.“ – Die behagliche Atmosphäre in den eigenen vier Wänden wird gerne so beschrieben. Mag das sentimental anmutende, nostalgisch verklärte alte deutsche Wort „Heimat“ heute Patina mit sich führen, so scheint die mit diesem verbundene Sehnsucht nach Geborgenheit in vertrauten Gefilden, nach der wohltuenden Nähe lieber Mitmenschen und nach einer fürsorglichen Gemeinschaft im Freundeskreis, in Partnerschaft, Ehe und Familie ungebrochen, ja in letzter Zeit behutsam neu belebt zu sein, als Kontrapunkt zum Zeitalter der Postmoderne. Zu diesem schönen Zuhause gehört die verlässliche Arbeitsstätte und ein stabiler Rhythmus des Alltags, der uns durch die Zeit trägt und hält – wie auch das Kirchenjahr, der „Jahreskranz der Güte Gottes“ (J. Tyciak) anschaulich zeigt. Besonders in ländlichen Gegenden bildet die Kirche noch immer das Herzstück des Dorfes – und erinnert, dass wir uns in dieser Welt das ganze Leben hindurch auf einer Pilgerfahrt befinden, so heimisch wir uns auch fühlen mögen. „Strebt nach dem, was im Himmel ist“ – so schreibt der Apostel Paulus in dem Brief an die Kolosser.<sup>1</sup> Dieses Streben beschreiben die Lehre und der Glaube der Kirche, aber besonders der Bezug zu ihr scheint sich verändert zu haben. Von einem unwiederbringlichen Verlust erzählt der Philosoph Friedrich Nietzsche in dem Gedicht „Vereinsamt“: „Die Welt – ein Tor / Zu tausend Wüsten stumm und kalt! / Wer *das* verlor, / Was du verlorst, macht nirgends halt.“ – Nietzsches Wanderer zieht unbehaust und jeder Hoffnung bar durch die Wüsten seiner Zeit. – „Weh dem, der keine Heimat hat!“<sup>2</sup>

Wehe dem also, der keine Heimat hat, wehe dem, der diese eingebüßt hat. Wie unermesslich traurig mag all jenen Menschen zumute sein, die obdachlos geworden sind, die ihr bergendes Zuhause verloren haben, die das Schicksal der Flucht und Vertreibung erleiden mussten. Wie bekümmernswert erscheinen jene Menschen, denen auch das geistliche Zuhause abhanden gekommen ist und die nicht mehr auf den verheißenen Himmel hoffen oder an diesen glauben können.

---

<sup>1</sup> Kol 3, 1.

<sup>2</sup> Nietzsche, Friedrich: Lyrisches und Spruchhaftes (1858–1888). In: Die schönsten Gedichte von Friedrich Nietzsche. Ausgewählt von Anton Friedrich. Diogenes: Zürich 2000, 23 f.

Für einige schrumpft die „Kirche im Dorf“ zu einem Ort in der Landschaft persönlicher Erinnerungen oder auch zu einer kulturell wertvollen Stätte. Manche Menschen mögen den Verlust der einstigen „Heimat Kirche“ als wichtigen Schritt einer emanzipatorischen Befreiung erleben. Erscheint heute nicht die Zugehörigkeit eher der Rechtfertigung bedürftig als das Verbleiben in ihr? Die Mitgliedschaft zur Kirche geht mitunter einher mit Formen der Distanzierung. Verbietet sich unbedingte Treue zur Kirche und ihrem Lehramt nicht für aufgeklärte und selbstbewusste Christenmenschen unserer Zeit? Erscheint die Kirche sodann nicht wie eine überkommene Organisation religiösen Lebens, zudem vielfach von fragwürdig anmutenden Verwaltern geleitet?<sup>3</sup> Wer würde von uns wie Papst Franziskus von sich sagen: „Ich bin ein Sohn der Kirche.“<sup>4</sup>

### **„Die Kirche erwacht in den Seelen“**

Mit diesen Worten beschreibt Romano Guardini im Jahr 1921 einen „religiösen Vorgang von großer Tragweite“.<sup>5</sup> Ein Jahr später werden die Vorträge in dem Band „Vom Sinn der Kirche“ erstmals veröffentlicht.

Zu dieser Zeit hat Guardini längst einen Weg der inneren Anfechtung zurückgelegt. Im Alter von zwanzig Jahren – während der Münchner Studienzeit – schwächte sich in ihm der Glaube ab und verdunstete buchstäblich. Eine sorgsam zurückhaltende Charakteristik von Kindheit und Jugend gewährt dem Leser einen Einblick in ein religiös stabiles, wohlgeordnetes Elternhaus. Der postum publizierte Lebensabriss gibt Auskunft von der Selbstverständlichkeit des sonntäglichen Messbesuchs, vom Empfang der Sakramente und von regelmäßig den Tageslauf umschließenden Morgen- und Abendgebeten. Guardini berichtet auch von der diskreten Gläubigkeit seiner Eltern, die Religiöses bedacht haben mochten. Der Vater verfügte über einen „leisen skeptischen Einschlag“, die Mutter über eine glaubensvolle Frömmigkeit „in einem sehr herben

<sup>3</sup> Hans Urs von Balthasar charakterisiert die Gestalten christlichen Lebens in ihrem „Schwergewicht vor Gott“ und knüpft diese untrennbar an den „Glaubensgehorsam“, der die Stände Ehe, Priester und Ordenszugehörigkeit als endgültig ansieht und ansehen muss: „Aber alle echte Fruchtbarkeit eines Lebens geht aus dem Ein-für-Allemaal hervor. Das andere nannte Kierkegaard die ästhetische Existenz (die für ihn in Don Juan ihre reinste Ausprägung hatte), dieser nannte er die ethische (als Ehe) und religiöse (im Verzicht auf die Ehe). Schlimm wird es nur, wenn man unter ethischen Vorwänden die ästhetische Existenz wählt. Dies Schlimme ist heute an der Tagesordnung aufgrund des Mißbrauchs eines schönen Wortes zu einem verderblichen Slogan: des Wortes vom »mündigen Christen«.“ – Balthasar, Hans Urs von: *Wer ist ein Christ?* (1983). Johannes Verlag: Einsiedeln 1983, 85 f.

<sup>4</sup> Spadaro, Antonio: *Das Interview mit Papst Franziskus*. Herder: Freiburg i. Br. 2013, 51.

<sup>5</sup> Guardini, Romano: *Vom Sinn der Kirche* (1922). Fünf Vorträge. Matthias-Grünewald-Verlag: Mainz. 4. Aufl. 1955, 19.

und innerlichen Sinne“ – „im übrigen wurde über Religiöses nicht ohne besonderen Anlaß geredet“.<sup>6</sup> Romano Guardini sprach die vertrauten Gebete, auch als sich Zweifel mehrten. Über die Erfahrung im Sommer 1905 schreibt er:

„Meine religiösen Überzeugungen fingen nämlich an zu wanken. Einen besonderen Anlaß kann ich dafür nicht nennen. [...] Eigentlich ist der Ausdruck, die religiösen Überzeugungen seien wankend geworden, nicht richtig, sondern sie wurden immer weniger. Wenn ich abends mein Abendgebet sprechen wollte, wußte ich nicht, wohin ich es richten solle und habe manches Mal – eine groteske Sache – einen Gottesbeweis rekapituliert, um zu wissen, daß es einen Gott gebe, zu dem ich beten könne. Eines Abends kam ich mit einem Studenten [...] über religiöse Fragen ins Gespräch. Ich legte ihm die üblichen Argumente für die Existenz Gottes dar, und er erwiderte mit den Gedankengängen der kantischen Kritik. Damals ist mir der ganze Glaube zerronnen; richtiger gesagt, ich habe gemerkt, daß ich keinen mehr hatte.“<sup>7</sup>

Einen „Groll gegen die Kirche oder gegen irgend eine kirchliche Persönlichkeit“ hatte Guardini nie gehegt, so dass er nicht den Entschluss zur Abgrenzung fasste. Er nahm eine sich ausweitende innere Beziehungslosigkeit wahr, in welcher für ihn „Glaube als bewußter Akt“ zunächst „schwächer geworden und schließlich gestorben“ war. Zugleich sei die „unbewußte Beziehung zur christlichen Wirklichkeit nie ganz zerrissen“. Schließlich erinnerte Guardini, dass „das Religiöse von innen her wieder stärker“ wurde und eine neue „Annäherung an den christlichen Glauben“ stattfand.<sup>8</sup> Das erhellende Erlebnis der Zugehörigkeit zur Weggemeinschaft der Glaubenden löst Guardini aus dem subjektiven existenziellen Ringen einer zweifelnden Unmittelbarkeit, in der das sich problematisch gewordene Ich auf eine ungemäß selbstbezügliche Weise hervortritt – so dass im Ringen um die Gottesfrage letztlich nur das Selbst zum verborgenen Zentrum wird – und eine Korrektur von außen erfordert und erhält. Sich selbst zu enteignen und sich in den Dienst nehmen zu lassen wird sein „Schlüssel zum Glauben“.<sup>9</sup> Der Gläubige verwirklicht nicht sich selbst – so Guardinis „klare Einsicht“ –, indem er seine Absichten realisiert und seine Pläne umsetzt, sondern er gibt sich selbst preis, indem er von sich absieht, sich enteignet und so dem Herrn übereignet, nicht in einer bloß persönlichen Beziehung. Er tritt heraus aus der Verslossenheit des Ich in die Gemeinschaft, welche die „katholische Kirche in ihrer Autorität und Präzision“, also die eine „objektive Instanz“, die unverbrüchliches Zeichen der Treue zu Christus ist und garantiert, dass das Ringen um die Gottesfrage sich nicht in bloße Selbstbezüglichkeit auflöst, „die meine Antwort aus jeglichem Schlupfwinkel der Selbst-

<sup>6</sup> Ders.: Berichte über mein Leben (1984). In: ders.: Werke. Stationen und Rückblicke. Berichte über mein Leben. Hrsg. v. Franz Henrich. Grünewald/Schöningh: Mainz 1995, 59.

<sup>7</sup> Guardini: Berichte über mein Leben, 67.

<sup>8</sup> Ebd., 69.

<sup>9</sup> Ebd.

behauptung herausziehen kann“: „Die Frage des Behaltens oder Hergebens der Seele entscheidet sich letztlich nicht vor Gott, sondern vor der Kirche.“<sup>10</sup> Mit scheuer Ehrfurcht und gläubigem Vertrauen nähert sich Guardini der Kirche wieder an. Er fügt sich auf Christus schauend hin und fügt sich in sie ein. Der Glaube weitet sich in einer liebevollen Verbundenheit, die mit immer tiefer sieht und begreift, sich von innen her zugehörig weiß, eingegliedert in jene „geheimnisvolle Wirklichkeit [...], die nun seit zwei Jahrtausenden durch die Geschichte geht – geliebt, wie noch nie Irdisches geliebt worden ist, aber auch gehaßt und verfolgt, wie noch nie etwas Haß und Verfolgung erfahren hat“.<sup>11</sup> Guardini formuliert 1965 in „Die Kirche des Herrn“ behutsam und ehrfürchtig, über ein oft grob und böswillig versehrtes, von Akten sprungbereiter Feindseligkeit heimgesuchtes Zuhause:

„Man schreibt nicht leicht über die Kirche; je länger man über sie nachdenkt, desto weniger. Man tut es mit Liebe und mit Sorge zugleich; denn so gewaltig das ist, was wir »Kirche« nennen, so verletzlich ist es. Und jede Verletzung wirkt lange nach, wenn man auch immer wieder sehen darf, wie groß die Erneuerungskräfte des Lebendigen sind, das damals am Pfingstfest geboren wurde. [...] Je mehr man aber von der Kirche erkannt hat, desto zögernder werden die Aussagen.“<sup>12</sup>

Die Kirche, so Guardini, dies habe er selbst erfahren, stehe nicht als „geistliche Aufsicht“ im Wettstreit mit subjektiven Begehrlichkeiten und Freiheits-erwartungen. Der Heilige Geist wirke nicht als „freiströmende spirituelle Macht“, sondern durch das „wesenhafte dritte Element in der Ordnung der Offenbarung“, von der „geschichtlichen Instanz“ der Kirche her. Guardini benennt ein doppeltes Verhältnis von Autorität und Gehorsam gegenüber der Kirche – sie ist in allem stets das Ganze –, aber es besteht auch für den Gläubigen das über jedes kirchliche Gegenüber hinausreichende „unmittelbare Verhältnis zur Kirche in der Fülle ihres Wesens“, durch welches ermöglicht werde, in paulinischem Sinne zuversichtlich voranzugehen, in der sakramental verbundenen Weggemeinschaft der Gläubigen, die als pilgernde Kirche aller Zeiten dem wiederkehrenden Herrn entgegengeht:

„Das ist die Ordnung: Zum Vater kommt man nur durch Christus; Christus aber sieht man richtig nur in dem vom Heiligen Geist geordneten Raum der Kirche. Wie kann also derjenige, dem es um die Wahrheit zu tun ist, ein Privatunternehmen auf- tun wollen? Wäre das nicht lächerlich? Er wird die Kirche im Gegenteil so tief als möglich in sich aufnehmen.“<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Ebd., 70.

<sup>11</sup> Ders.: Die Kirche des Herrn. Meditationen über Wesen und Auftrag der Kirche (1965). Werkbund Verlag: Würzburg 1965, 57 f.

<sup>12</sup> Ebd., 107.

<sup>13</sup> Ders.: Berichte über mein Leben, 113 f.



In „Demut“, die maßgebliche „innere Haltung“, tritt der gläubige Christ durch „lebendige Selbsterschließung“ in die Gemeinschaft der Kirche. Die „beständige Selbstverleugnung der Seele“ und „beständiges Hinausgehen über sich selbst“ korrespondieren und kommunizieren in den sakramental durch Christus verbundenen Gliedern, die in Christus heute leben, die in ihm gelebt haben und im Glauben an ihn gestorben sind.<sup>14</sup> Von „haltloser Selbstaufgabe“ weiß die Kirche nichts. Guardini zeigt auf, dass die Verbundenheit „in Gott, im gleichen Bekenntnis, Opfer und Sakrament“ die „in sich ruhende Persönlichkeit“ nicht aufhebt. Der Einzelne ist kirchlich eingebettet „Glied des Ganzen“ – aber er ist es nicht nur. Das Wir der pilgernden Kirche überwindet die Zentrierung auf die Subjektivität, nivelliert jedoch nicht die Individualität. – „Niemand ist der Einzelne in eine zu weit gehende unmittelbare Beziehung mit dem Andern hereingezogen. Stets ist es ihm überlassen, wie weit er geistig die Fühlung in dem sucht, was beiden gemeinsam ist, dem darüberstehenden Gott.“<sup>15</sup> Das lebendige Bewusstsein der Einbettung in die Gemeinschaft der Kirche beschreibt Guardini als Gegengewicht, ja als Korrektiv, welches die „individualistische Entwicklung“ begrenzt und überwindet. Im Gegenüber zur Kirche veräußerlicht ein Mitglied diese Gemeinschaft und empört sich möglicherweise über eine „objektive Regelung“. Diese muss die Kirche auch vornehmen, aber die Beziehung zwischen dem Gläubigen und Gemeinschaft aller Gläubigen ist gestört, wenn die Kirche nach dem Richtmaß subjektiver Befindlichkeit erlebt und beurteilt.<sup>16</sup> Haben sich die Erwartungen Romano Guardinis über das Erwachen der Kirche in den Seelen aber – von heute aus besehen – wirklich erfüllt? Oder lässt sich sein anregender Gedanke nicht eher als eine optimistische Vision, entstanden aus dem Denken seiner eigenen Erlebnisse und seiner Zeit auffassen?

### **„Die Kirche erlischt in den Seelen“**

Das „hoffnungsvolle Wort“ von Romano Guardini erscheine, so Joseph Ratzinger rund fünfzig Jahre später, wie „ins Gegenteil verkehrt“, denn „in der Tat, ein Vorgang von großer Tragweite spielt sich ab – die Kirche erlischt in den Seelen und sie zerfällt in den Gemeinden“.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Ders.: Vom Geist der Liturgie (1918). In: ders.: Werke. Hrsg. v. Franz Henrich. 20. Aufl. Ferdinand Schöningh/Matthias-Grünwald-Verlag: Mainz – Paderborn 1997, 36.

<sup>15</sup> Ebd., 37.

<sup>16</sup> Vgl. ders.: Vom Sinn der Kirche (1922). Fünf Vorträge. 4. Aufl. Matthias-Grünwald-Verlag: Mainz 1955, 19.

<sup>17</sup> Ratzinger, Joseph: Warum ich noch in der Kirche bin (1971). In: Ratzinger: Gesammelte Schriften. Bd. 8/2: Kirche – Zeichen unter den Völkern. Hrsg. v. Gerhard Ludwig Müller et

Von einigen werde die Kirche als „rückständig“ und „welt- und lebensfeindlich“ erlebt. Andere fühlten sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil verloren und verraten, als ob die Kirche den „Widerschein des Ewigen“ preisgegeben, den Gottesdienst grob verändert, die Liturgie entstellt hätte. So mancher Gläubige zöge sich von der Kirche zurück, „enttäuscht wie ein Liebender, der den Verrat einer großen Liebe erleben muss“. Manche gehörten aus Gewohnheit weiter zu ihr. Vor allem blieben auch diejenigen, die „unentwegt den Glauben an ihre Sendung festhalten“.<sup>18</sup>

Ein „neues Pfingsten“ war euphorisch erhofft, die „reife Ernte des Erwachens der letzten Jahrhunderte“ sollte eingebracht werden – die Früchte etwa der „Liturgischen Bewegung“. Der „Reichtum der Erfüllung“ blieb aus, eine „unheimliche Leere“ entstand. Die Erneuerung der Kirche gehorchte dem pragmatischen Gedanken, die Kirche müsse man menschlicher und einfach „»effizienter«“ neu gestalten.<sup>19</sup> Weder eine „Reform im ursprünglichen Sinn“ noch ein „geistlicher Vorgang“ erfolgten. In „Anpassungen an die Zeit“ wurde die Kirche zu einem „Zerrbild“, statt dass sie sich „immer neu zum Herrn hin bekehrt, sich wegkehrt von der Verhärtung ins Eigene“. Zwar verfielen „Überlagerungen“ früherer Zeiten – der „Überschätzung des amtlichen Elements in der Kirche“ – einer deutlichen Kritik der „Formen des kirchlichen Amtes“. Nun aber vervielfachten sich Diskurse, als ob die Kirche einzig aus dem „ausgebauten Apparat“ bestünde und als ob die Frage nach Partizipation an Ämtern schon Erlösung bedeutete. Die „Frage nach der Kirche“ erschöpfe sich im „Kampf um ihre Einrichtungen“. Wer dachte noch daran, sich in den „Dienst aus dem Geist des Evangeliums“ nehmen zu lassen, sich selbst zu enteignen auf Gott und seine Kirche hin?<sup>20</sup> So diagnostiziert Ratzinger eine „Krise des Glaubens“, mit verursacht durch die irritierende „Publizitätswirkung des Konzils“, die den Anschein einer „Annäherung von Glaube und Nichtglaube“ erweckt habe. So entstand der bestimmende Eindruck, als ob sich inmitten von ausufernden Kontroversen das „Antlitz Gottes“ auflöste:

„Und hinter dem Streit um die Grenzen der Auslegung verschwindet zusehends das Antlitz Gottes. »Tod Gottes« ist ein ganz realer Prozess, der heute bis tief ins Innere der Kirche hineinreicht. Gott stirbt in der Christenheit, so scheint es. Denn wo Auferstehung zum Widerfahrnis eines in überholten Bildern empfundenen Auftrags

---

al. Herder Verlag: Freiburg i. Br. 2010, 1170. – Erläuternd schreibt er weiter, ebd.: „Im Stillen und noch fast ohne Stimme gibt es dazwischen auch heute die einfach Glaubenden, die auch in dieser Stunde der Verwirrung den wahren Auftrag der Kirche verwirklichen: die Anbetung und die Geduld des täglichen Lebens vom Worte Gottes her. Aber in dem Bild, das man haben will, passen sie nicht und so bleiben sie weithin stumm – diese wahre Kirche ist zwar nicht unsichtbar, aber tief verborgen unter dem Gemächte der Menschen.“

<sup>18</sup> Ebd., 1169.

<sup>19</sup> Ebd., 1171 f.

<sup>20</sup> Ebd., 1172.

wird, da handelt Gott nicht. Handelt er überhaupt? Das ist die Frage, die auf dem Fuße folgt. [...] So ist dem einen Fortschritt, was der andere für Unglaube halten muss und das bislang Undenkliche wird normal, dass Menschen, die das Credo der Kirche längst verlassen haben, sich guten Gewissens als die wahrhaft fortgeschrittenen Christen ansehen. Für sie aber ist der einzige Maßstab, an dem die Kirche zu messen ist, die Zweckmäßigkeit, mit der sie funktioniert; freilich bleibt noch die Frage, was zweckmäßig ist und wozu das Ganze eigentlich funktionieren soll.<sup>21</sup>

Die Kirche erscheint nicht länger als Oase des Glaubens inmitten einer Wüste der Weltlichkeit. Stattdessen bildet sie diese noch einmal ab und konterkariert ihren Auftrag. Weder die „neue Zugänglichkeit der Liturgie“ noch die „Wachheit für das soziale Problem“ täuschen darüber hinweg, dass die missionarische Sendung Christi hinter die Erfüllung von sekundären Bedürfnissen bei „gemeindlichen Feiern“ zurückgetreten sei. Eine „rundum fragwürdig gewordene und tief zerrissene Kirche“ werde sichtbar. Diese sei durch die „Verwischung der Grenzen von Glaube und Unglaube“<sup>22</sup> auf verstörende Weise gekennzeichnet, ein „kleinkariertes, stagnierendes Verein“ ohne „hohe Heiligkeit“, der „keinen Skandal schuldig geblieben“ sei. – „Nicht Zeichen, das zum Glauben ruft, scheint so die Kirche, sondern eher das Haupthindernis, ihn anzunehmen.“ – Statt die „Wirklichkeit des Glaubens“ auszustrahlen wirke die Kirche wie eine „vielleicht unumgängliche Organisation der Glaubenden“, die nach der „Macht-ergreifung des Menschen“ in wechselnden politischen Kontexten beliebig gestaltet und mittels soziologischer Erkenntnisse pragmatisch umgestaltet werden könne.<sup>23</sup> In Vergessenheit gerät, welches das „Eigentliche an ihr“ ist – nämlich, dass das „nicht-Ihrige“ der Kirche das „wahrhaft Ihrige“ sei, „dass sie selbst nicht zählt, sondern dass das an ihr zählt, was sie nicht ist, dass sie nur besteht, um sich enteignet zu sein – dass sie ein Licht hat, das sie nicht ist und dessentwegen allein sie doch ist“, dass sie sich dem „Licht vom Herrn her“ verdankt – und darum die Kirche auch heute durch alle sie grob entstellenden Verfremdungen „»Seine Kirche«“ bleibt und bleiben muss. – „Kirche als bloß unsrige ist ein überflüssiges Sandkastenspiel.“<sup>24</sup>

<sup>21</sup> Ebd., 1173.

<sup>22</sup> Ebd., 1174.

<sup>23</sup> Ebd., 1175.

<sup>24</sup> Ebd., 1178. – Vgl. ebd.: „An die Stelle seiner Kirche ist unsere Kirche und sind damit die vielen Kirchen getreten, jeder hat die seinige. Die Kirchen sind unsere Unternehmungen geworden, auf die wir stolz sind oder deren wir uns schämen, viele kleine Privateigentümer stehen nebeneinander, lauter »unsrige« Kirchen, die wir selber machen, die unser Werk und Eigentum sind, und die wir demgemäß umgestalten oder erhalten wollen. Hinter »unserer Kirche« oder auch »eurer Kirche« ist uns »Seine Kirche« entschwunden. Aber um sie allein geht es und wenn es sie nicht mehr gibt, soll auch »unsere« Kirche abdanken. Kirche als bloß unsrige ist ein überflüssiges Sandkastenspiel.“ – s. auch Ps. 127, 1: „Wenn nicht der Herr das Haus baut, / müht sich jeder umsonst, der daran baut.“

Nur Christus erhält die Kirche, nur durch ihn bleibt sie die „lebendige, vollmächtige, mich jetzt und hier fordernde und beschenkende Wirklichkeit“, durch die der Herr spricht – und die jegliche Trennung, jede „letzte Entgegensetzung von Christus und Kirche“ unmöglich macht, trotz jeder „Untreue“ in Geschichte und Gegenwart, die durch eine Reinigung der Kirche, durch ihr erneuerndes Maßnehmen an Christus aufgehoben werden muss.<sup>25</sup> Das Christentum habe oft „in einer bestürzenden Weise versagt“, jedoch von der kirchlich „verwahrten Botschaft“ gezehrt und diese in die Welt ausgestrahlt, getragen, durch die „stille Macht dessen, was in ihr hinterlegt ist“.<sup>26</sup> – „Wer die Gegenwart Jesu Christi in der Menschheit finden will, kann sie nicht gegen die Kirche, sondern nur in ihr finden.“<sup>27</sup>

Christ sein sei notwendig kirchlich gebunden, um nicht von „eigenen Rekonstruktionen“ oder dem „Produkt eigener Willkür“ abhängig, sondern an die Vollmacht Jesu gebunden zu sein, als „Mitgläubender“ in der durch alle Zeiten pilgernden Weggemeinschaft der Gläubenden. Der gläubige Christ weiß, dass die „Ermächtigung zum Glauben [...] mir vorausgeht“, als geschenkte Gnade göttlichen Ursprungs ist. Ein „selbsterfundener Glaube“ wäre in die „Grenze meines Ich“ eingebunden, so widersprüchlich und entbehrlich wie eine „selbstgemachte Kirche“<sup>28</sup>, die beherrscht wäre von der „Tyranis des Egoismus“ jener, deren Verfügungen entsprechend sie gestaltet ist und in diese verzweifelt unerlöst eingespannt bliebe.<sup>29</sup> – „Wenn Glaube Gemeinschaft verlangt, dann eine solche, die Vollmacht hat und die mir vorausgeht, nicht eine solche, die meine eigene Schöpfung, das Instrument meiner eigenen Wünsche ist.“<sup>30</sup>

Nur die „Annahme der Passion seiner selbst“, nicht anders als „durch das Kreuz erlöst“ gewinnt der Mensch „sein Eigentliches“ und bezeugt die „Hoffnung des Christentums“ wie die „Chance des Glaubens“, der die erlösende Wahrheit verkündet. – „Die Chance des Glaubens ist die Chance der Wahrheit, die verdunkelt und getreten werden, aber nicht untergehen kann.“<sup>31</sup>

### ***Die Kirche lieben? – „Ein Mensch sieht immer nur soviel, soviel er liebt“<sup>32</sup>***

Die unerlässliche „Vorbedingung des Glaubens“ sei indes Joseph Ratzinger zufolge das „Wagnis der Liebe“. Wer die Kirche zu lieben wage, erblicke in einer

---

<sup>25</sup> Ebd., 1179.

<sup>26</sup> Ebd., 1181.

<sup>27</sup> Ebd., 1179.

<sup>28</sup> Ebd., 1180.

<sup>29</sup> Ebd., 1182.

<sup>30</sup> Ebd., 1180.

<sup>31</sup> Ebd., 1182.

<sup>32</sup> Ebd.

„Kirchengeschichte der Skandale“ erblicke die „Lichtspur“ der Heiligen und die vielen Formen der Schönheit, welche die Gegenwart des Herrn bezeugten.<sup>33</sup> In dieser Spur der Heiligen bewegt sich auch der Christenmensch von heute voran. Er weiß sich verlässlich getragen von den Menschen, welche das „Christsein vorgelebt“ haben und das Leben im Glauben wahrhaft „glaubens- und liebenswert“ gemacht hätten. Die liebevolle Zuwendung unterscheidet sich von jeglicher Selbstbestätigung und -verwirklichung. In der Liebe wächst und reift der Andere – und wandelt sich von innen her durch das Geschenk der bedingungslosen Zuneigung. – „In der Kirche zu bleiben, weil sie es wert ist, dass sie bleibt; weil sie es wert ist, dass sie geliebt und durch Liebe allzeit neu über sich hinaus zu sich selbst verwandelt wird – das ist der Weg, auf den die Verantwortung des Glaubens auch heute weist.“<sup>34</sup> – Der Glaubende darf ein Fragender sein und dies auch bleiben. Dies bewahrt ihn vor dem apologetischen Gestus mit „Leidenschaft das Gefundene gegen alle Fragen zu verteidigen“.<sup>35</sup>

Der Kirche zugehörig sich zu wissen bedeutet den Christen als einen Fragenden, vor allem aber als Liebenden vorzustellen, welcher auf die benannte „Lichtspur“ der Heiligen, aber auch auf die vielen kleinen „Rinnsale des Glaubens“ vertraut, die in den „dunklen Zeiten“ der Geschichte sichtbar waren.<sup>36</sup> Ein vorzügliches Beispiel bietet die Allerheiligenlitanei. Die Gläubigen erbitten die Fürsprache und das Gebet der Heiligen, wissen sich von ihnen getragen und unter ihnen in der Familie Gottes geborgen, mit Christus und durch ihn untereinander verbunden. Die Litanei wird beim Ritus der Kirchweihe gesungen, wenn die Apostelleuchter mit dem Salböl bezeichnet werden, so dass – wie Joseph Ratzinger anlässlich einer Kirchweih predigt – die „Glaubenden aller Zeiten“ die „Wände und Türen dieser Kirche“ seien, die Schutz und Beistand böten, auf dass die in der Kirche, dem „lebendigen Bau“, in der „Gemeinschaft aller Glaubenden“ die „Beheimatung des Herzens, Geborgenheit und Weite“ zugleich wachsen können.<sup>37</sup> Eine höchst eigene, ja „merkwürdige Fügung“ sei es, dass im Zeitalter des anscheinend ungebremsten Fortschritts ausgerechnet Heilige wie Bernadette Soubirous und Bruder Konrad das Bild der Kirche aufleuchten ließen. Die Heiligen weisen in die Zukunft. Sie

<sup>33</sup> Ebd., 1183. – S. ebd.: „Die Schönheit der großen Kathedralen, die Schönheit der Musik, die im Umkreis des Glaubens gewachsen ist, die Würde der kirchlichen Liturgie, überhaupt die Wirklichkeit des Festes, das man nicht selber machen, sondern nur empfangen kann, die Durchformung des Jahres im Kirchenjahr, in dem sich das Damals und das Heute, Zeit und Ewigkeit durchdringen – das alles ist in meinen Augen keine belanglose Zufälligkeit.“ – Wie verständlich, dass Joseph Ratzinger stets aufs Neue die bayerischen Barockkirchen nennt, die auf herrliche Weise die Schönheit des Himmels in leuchtender Pracht vorzustellen und den Blick der Gläubigen „nach oben“ zu lenken wussten.

<sup>34</sup> Ebd., 1184 f.

<sup>35</sup> Ders.: *Aus meinem Leben* (1997). Herder Verlag: Stuttgart 1998, 50.

<sup>36</sup> Ebd., 7.

<sup>37</sup> Ders.: *Kirche – Mutter und Heimat* (1981). In: *Gesammelte Schriften* Bd. 8/2, 1350.

erinnern daran, dass der „helle Blick für das Wesentliche gerade auch heute den Geringeren gegeben ist“, weniger den Gelehrten und Verständigen. – „Ich denke schon, daß gerade diese »kleinen« Heiligen ein großes Zeichen an unserer Zeit sind, das mich um so mehr berührt, je mehr ich mit und in ihr lebe.“<sup>38</sup>

Wer die Kirche lieben möchte, taucht ein in die Liturgie, wie ein froh staunender Entdecker, blüht in dieser auf wie ein glückliches spielendes Kind, dem sich die große Weite, die „geheimnisvolle Welt der Liturgie“ öffnet, eine Wirklichkeit, „die nicht irgend jemand erdacht hatte, die weder eine Behörde noch ein großer einzelner geschaffen hatte“, dieses im Glauben der Kirche gewachsene „geheimnisvolle Gewebe“, das nicht nur „Frucht der ganzen Geschichte“ mit sich führt, sondern auch weiter über diese hinausreicht, eine „alle Individualitäten und Generationen übersteigende große Realität“, ja eine „unerschöpfliche Realität“, die Joseph Ratzinger als „wunderbar“ bezeichnet – und als „Heimat“ erfahren hat.<sup>39</sup> In ihr zeigt sich der Glanz der Wahrheit, der aber doch niemals sich selbst genügt – erst recht nicht vordergründig in einem ästhetischen Spiel verbleibt. Hierin konvergieren die Intentionen von Joseph Ratzinger und Romano Guardini besonders. Ratzinger wertschätzt Henri de Lubac, der eine „individualistisch und moralistisch verengte Weise des Glaubens“ aufbrach und seinen Lesern die Erfahrung eines „im Wir gedachten und gelebten Glaubens“ zu vermitteln verstand. So wurde die „Geschichte als ganze“ neu aufgenommen. Er half die überkommenen engherzigen Formen einer biedereren Verheißung – nämlich „private Seligkeit“ – zu überwinden.<sup>40</sup> Diese Impulse scheinen auch in der Liturgie auf, deren Ernsthaftigkeit und Wesen Guardini deutlich beschreibt:

„Der kümmerliche Mann, der im Hochamt nichts will, als seinem Gott den schuldigen Dienst erfüllen; das zusammengeschaffte Weib, das herkommt, um ihrer Last ein wenig erleichtert zu werden; die vielen, die düren Gemütes sind und von all der Schönheit nichts spüren, wie sie ringsum spricht und tönt und glänzt, sondern nur Kraft suchen für ihre tägliche Mühsal – sie alle wissen mehr vom eigentlichen

<sup>38</sup> Ders.: Aus meinem Leben, 10 f. – Joseph Ratzinger schreibt über die Zukunft der Kirche: „Die Zukunft der Kirche wird auch dieses Mal, wie immer, von den Heiligen neu geprägt werden. Von Menschen also, die mehr wahrnehmen als die Phrasen, die gerade modern sind. Von Menschen, die deshalb mehr sehen können als andere, weil ihr Leben weitere Räume umfasst. Selbstlosigkeit, die den Menschen frei macht, wird nur erreicht in der Geduld der täglichen kleinen Verzichte auf sich selbst. In dieser täglichen Passion, die den Menschen erst erfahren lässt, wie vielfach sein eigenes Ich ihn bindet, in dieser täglichen Passion und nur in ihr wird der Mensch Stück um Stück geöffnet. Er sieht nur so viel, so viel er gelebt und gelitten hat. Wenn wir heute Gott kaum noch wahrnehmen können, dann deshalb, weil es uns so leicht gemacht wird, vor uns selbst auszuweichen, vor der Tiefe unserer Existenz zu fliehen in die Betäubung irgendeiner Bequemlichkeit.“ – Ratzinger: Wie wird die Kirche im Jahre 2000 aussehen? (1969). In: Gesammelte Schriften Bd. 8/2, 1166.

<sup>39</sup> Ebd., 23.

<sup>40</sup> Ebd., 69.

Wesen der Liturgie als der Kenner, der nach der Tonfülle eines Graduales die strenge Schönheit der Präfation genießt.“<sup>41</sup>

Joseph Ratzinger, der durch Joseph Pascher mit der Liturgischen Bewegung vertraut und auch trotz mancher Vorbehalte mit den Absichten dieser einig wurde, erinnerte daran, dass die „negativen Seiten“ der Reform, die er sehr früh sensibel wahrgenommen hat, in eine „Selbsterstörung der Liturgie“ münden konnten und teilweise auch mündeten. Dies konnte letztlich die Gotteserfahrung in der Eucharistie auch jener einfachen, die Kirche treu liebenden Gläubigen, die Guardini so sorgsam beschreibt, jäh gefährden.<sup>42</sup> So betont Ratzinger, es sei nötig, einen „einseitigen Rationalismus“ zu vermeiden und die Erfahrung der „Kirche als das Daheimsein der Seele“ zu bewahren, so dass die „gewisse Engherzigkeit“, die später mit dem neuen „Missale Romanum“ unter Paul VI. einherging mit einer ungemäßen und rückblickend nicht anders als töricht zu nennenden, verheerend sich auswirkenden Abweisung des tridentinischen Ritus, als ob „nur *eine* Form gelten“ dürfte.<sup>43</sup> Die notwendigen Modifikationen erfolgten bekanntlich im Pontifikat Benedikts XVI. durch das Motu Proprio „*Summorum Pontificum*“ im Jahr 2007, in tiefem Einklang mit der Konzilskonstitution über die Liturgie.

Der aus dem Amt scheidende Papst Benedikt XVI. greift in persönlicher Verbundenheit die ekklesiologischen Überlegungen Guardinis auf – eine Vereinerung vor dessen Werk und Person, so dass er in dankbarer Erinnerung des mit einer „persönlichen Widmung“ versehenen Buches in der Audienz zur Verabschiedung vor dem Kardinalskollegium am 28. Februar 2013 Romano Guardinis Worte sich für sein geistliches Vermächtnis zu Eigen macht, mit Worten, die ihm „besonders teuer“ seien:

„Guardini sagt: Kirche »ist keine erdachte und konstruierte Institution [...], sondern ein lebendiges Wesen [...]. Sie lebt durch die Zeit weiter; werdend wie alles Lebendige wird; sich wandelnd [...] dennoch im Wesen immer die gleiche und ihr Innerstes ist Christus.« Das scheint mir auch gestern auf dem Petersplatz unsere Erfahrung gewesen zu sein: zu sehen, daß die Kirche ein lebendiger Leib ist und daß sie wirklich aus der Kraft Gottes lebt. Sie ist in der Welt, aber sie ist nicht von der Welt: sie gehört Gott, Christus, dem Heiligen Geist. Das haben wir gestern gesehen. Deshalb ist auch ein anderes berühmtes Wort von Guardini wahr und vielsagend: »Die Kirche erwacht in den Seelen.« Die Kirche lebt, wächst und erwacht in den Seelen, die – wie die Jungfrau Maria – das Wort Gottes aufnehmen und es durch das Wirken des Heiligen Geistes empfangen; sie bieten Gott ihr eigenes Fleisch an und gerade in ihrer Armut und Demut werden sie fähig, Christus heute in der Welt zu

<sup>41</sup> Guardini: Vom Geist der Liturgie, 69.

<sup>42</sup> Ratzinger: Aus meinem Leben, 64.

<sup>43</sup> Ebd., 63.

gebären. Durch die Kirche bleibt das Geheimnis der Menschwerdung für immer gegenwärtig. Christus geht weiterhin durch die Zeiten und alle Orte.“<sup>44</sup>

### ***Kirche als Heimat – ein Vorgeschmack auf den Himmel***

Ein Abglanz von Gottes Wirklichkeit zeigt sich, wenn der von Romano Guardini beschriebene Vorgang des Erwachens der Kirche in den Seelen beginnt – und sei es leise, zart und ahnungsvoll. Inmitten der „Impertinenz des Bösen“ in der Welt, so formulierte der emeritierte, mittlerweile verstorbene Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher zur Osterzeit, bedürfe die „Menschenseele“ nichts so sehr wie den Glauben an die Auferstehung Christi, um diesem ganz anzuhängen, so dass in der „Tiefe des eigenen Herzens“ ganz leise ein „Singen über der Erde“ hörbar werde. Stecher nennt dies die Gabe der „Musikalität der Heiligen“. Wem diese zu Eigen sei, dem gelänge es, das Gute, welches „meist piano oder pianissimo“ spiele, „nicht zu überzuhören“ und zu bezeugen – und den gläubigen Christen einlädt, voller Hoffnung gläubig „nach oben“ zu schauen.<sup>45</sup> Doch auch wer sich in der je persönlich erfahrenen Armut vor Gott von der Schönheit des verheißenen Himmels göttlich betören, von innen her berühren lässt, vergisst nicht die drückende Last des Kreuzes, nicht die Sünde, mit der er beladen ist. Er denkt auch, wie Joseph Ratzinger, an die tief verwundete Kirche, an die schmerzhaften Versehrungen. So hat dieser die verständliche Sorge jener benannt, die in der zerrissenen Christenheit endgültig auch die Zukunft der Kirche gefährdet sahen. Er widersprach in den letzten öffentlichen Reden im Amt des Papstes – so vorsichtig man diesem Ausdruck auch verwenden sollte: im »Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils« – energisch den Unheilspropheten, die mit „falschem Pessimismus“ behaupten: „Die Zeit des Christentums ist vorbei.“ Zugleich wies er entschlossen auch jene

<sup>44</sup> Benedikt XVI.: Die Kirche erwacht in den Seelen. In: O.R. Ausgabe Nr. 10/2013 vom 8. März 2013.

<sup>45</sup> Stecher, Reinhold: Ein Singen geht über die Erde: Österliche Bilder und Gedanken (1993). Tyrolia Verlag: Innsbruck – Wien 1993, 18. – Reinhold Stecher publizierte in dem Buch „Werte im Wellengang“ eine Reihe von ungewöhnlichen Gesprächen. Der Band schließt mit einer Plauderstunde von ganz eigener Art. Der Altbischof und der Dom tauschen sich aus in der Dämmerung, kurz vor Anbruch der Nacht. Das Gespräch schließt mit dem Verweis auf den Himmel: „Gleich kommt der Mesner, die Kirche abzusperrern. Aber er wird heute noch einmal die Festbeleuchtung einschalten, weil sie morgen funktionieren muss. Wenn ich jetzt so zu strahlen beginne, über den Gesimsen und Pilastern, dann weißt du aus unserem Gespräch, dass es nicht um Triumphalismus geht. Vielleicht erinnerst du dich daran, dass die Tiroler ihre Kirchen in der Barockzeit so schön gestaltet haben, weil sie am Sonntag ein Stück Himmel bei sich haben wollten. Wenn also in wenigen Sekunden der Silberaltar im Licht aufflammen wird, dann will das nichts anderes sein als ein kleines Präludium, ein Vorspiel des Lichtes, das hinter allem Dunkel kommt.“ – Stecher: Werte im Wellengang. Ungewöhnliche Interviews. Innsbruck 3. Aufl. 2011, 154.



ab, die mit „falschem Optimismus“ behaupteten, alles befände sich in bester Ordnung, wenn Kirchen, Priesterseminare und Klöster geschlossen würden. Benedikt XVI. bekräftigte mit gläubigem Vertrauen die Verheißung Christi:

„Die Kirche erneuert sich immer, wird immer neu geboren. Die Zukunft gehört uns. [...] Aber gleichzeitig müssen wir auch sicher sein, daß die Kirche, wenn sie hier und dort aufgrund der Sünden der Menschen, aufgrund ihres Unglaubens stirbt, gleichzeitig neu geboren wird. Die Zukunft gehört wirklich Gott: Das ist die große Gewißheit unseres Lebens, der große, wahre Optimismus, den wir kennen. Die Kirche ist der Baum Gottes, der ewig lebt und die Ewigkeit und das wahre Erbe in sich trägt: das ewige Leben.“<sup>46</sup>

Wir vermögen dieser Verheißung zu trauen und in einem geistlichen Sinne „nach oben“ zu schauen, nicht allein, in der Gemeinschaft der Getauften, als pilgernde Kirche aller Zeiten – die „Gemeinschaft der Heiligen sind wir alle“, die Gemeinschaft jener, die mit Christus leben, in Christus sterben, mit ihm und durch ihn untereinander verbunden sind –, in der Kirche, die sich immer wieder von Christus her erneuert, seine Auferstehung bekennt und feiert, die „Zukunft der Welt in sich“ trägt durch ihn und „jedem einzelnen den Weg in die Zukunft“ weist. – „Die Kirche lebt. Und die Kirche ist jung. [...] Die Kirche lebt – sie lebt, weil Christus lebt, weil er wirklich auferstanden ist.“<sup>47</sup>

Mit Guardini und Ratzinger verstehen wir, dass die Kirche keine Organisation ist, nicht weltlicher Gestaltungsmacht entstammt, sondern Person ist, somit auch uns zu gestalten und uns zu lieben vermag, um unsere Liebe bittet, ja unserer Liebe bedürftig ist. Der heilige Augustinus hat Kirche als Person erlebt, gegenwärtig in seiner Mutter Monika, die in ihrem Sein und Tun Christus bezeugt hat. So habe er, wie Joseph Ratzinger in einer Predigt ausführt, von innen her erfahren, „dass Kirche Mutter ist, nicht phrasenhaft, sondern wirklich“, eine Mutter, die einen Raum schenke und das Leben öffne, einen Raum mit Freiheit, Hoffnung und Sinn, so dass Augustinus vermocht habe, die Kirche „als Theologe leuchtend und glaubend [zu] bezeugen“, diese als Kirchenvater durch alle Zeiten liebevoll zu behüten und für diese auch, wenn es geboten war, mutig zu streiten. Ratzinger gibt zu bedenken, dass es einen spürbaren Verlust an „Zutrauen und Liebe zur Kirche“ gäbe, weil zu sehr die Strukturen beachtet, der „Apparat“ bedacht werde, aber zu wenig diese als „Person“ erfahren und erlebt werde. Entscheidend sei jedoch, dass wir nur durch die Kirche als „Person“ ihr tief verbunden werden, so sehr, dass sie „Heimat sein“ könne für uns. Er hofft, der Raum der Kirche möge stets helfen, „Kirche in Person füreinander zu

<sup>46</sup> Benedikt XVI.: Die Zukunft gehört wirklich Gott. »Lectio divina« von Papst Benedikt XVI. am 8. Februar. In: O.R. 8/2013 Ausgabe vom 22. Februar 2013.

<sup>47</sup> Ders.: In der Freundschaft mit Christus öffnen sich die Türen des Lebens. In: O.R. 17/2005 vom 29. April 2005.

werden“, in Beziehung zueinander mit, ihn und durch Christus einen Ort der vertrauensvollen Geborgenheit zu erfahren und einander von Christus her Heimat zu sein.<sup>48</sup>

Eine solche Kirche ist eine arme Kirche für die Armen – eine Kirche der Bedürftigen, die auch selbst der Liebe bedürftig ist, wie der Mensch gewordene Gott, der um die Liebe seiner Geschöpfe wirbt, die als Bettler vor ihn treten. Hans Urs von Balthasar bezeichnet die Kirche als „niedrige Kirche“, die keine „Erleichterungen“ erwirken, keine Weltlichkeit erstreben will, keinen liturgischen „Selbstgenuß“ und keine sich selbst feiernde Gemeinde, sondern sich auf das „Schwerste“ ausrichtet, nämlich das „schutzlose, selbstzweckliche Ausgesetztsein“. – „Selbstlose Kirche sucht nur die Ehre ihres Herrn und nicht die eigene, weil auch der Herr nie seine eigene Ehre gesucht hat, sondern die des Vaters. [...] Sie sucht in der profanen Welt um sich her ihre Sendung: Sauerteig zu sein, der wirkt, indem er verschwindet.“<sup>49</sup>

Der Christenmensch bewegt sich als treuer Sohn der Kirche dem Herrn entgegen, „im Glaubensgehorsam ein Enteigneter“: „Wenn er sich in der Fremde fühlt, so weiß er doch, daß sein Schritt auf die Heimat zugeht und daß die Heimat nichts anderes sein wird als die Fremde, die heimgefunden hat.“<sup>50</sup>

Vielleicht die schönsten Worte über die verheißene himmlische Heimat, die die Kirche verkündet, hat unser Papst em. Benedikt XVI. beim Welttreffen der Familien in Mailand am 2. Juni 2012 gefunden:

„Mit einem Wort: wir waren ein Herz und eine Seele, haben vieles gemeinsam erlebt und durchgestanden, auch in schweren Zeiten, weil damals die Zeit des Krieges war, davor die Zeit der Diktatur und dann der Armut. Aber diese Liebe, die uns verband, diese Freude auch an einfachen Dingen, war stark, und so konnte man auch diese Dinge ertragen und überwinden. Das erscheint mir sehr wichtig: daß auch die kleinen Dinge Freude machen, weil so das Innerste des Herzens des anderen zum Ausdruck kam. So sind wir also aufgewachsen in der Gewißheit, daß es gut ist, ein Mensch zu sein, denn wir konnten ja sehen, daß sich die Güte Gottes in unseren Eltern und Geschwistern widerspiegelte. Und um die Wahrheit zu sagen: wenn ich mir vorzustellen versuche, wie das Paradies aussehen könnte, dann kommt mir immer die Zeit meiner Jugend, meiner Kindheit in den Sinn. In diesem Kontext des Vertrauens waren wir glücklich, und ich denke, daß es im Paradies ähnlich sein muß wie in meiner Kinder- und Jugendzeit. In diesem Sinne hoffe ich eines Tages »heimzugehen«, der »anderen Welt« entgegen.“<sup>51</sup>

<sup>48</sup> Ratzinger: Kirche – Mutter und Heimat, 1352.

<sup>49</sup> Balthasar: Wer ist ein Christ?, 119 f.

<sup>50</sup> Ebd., 127.

<sup>51</sup> Benedikt XVI.: Die Familie muß auf ihrem Weg begleitet werden. In: O.R. Ausgabe Nr. 24/2012 vom 15. Juni 2012.

Wer dieser himmlischen Heimat ganz zugehörig sein wird, darüber wird der Herr entscheiden. Das Neue Testament und die Geschichte der Heiligen schenken uns Hinweise, vom barmherzigen Samariter über den reuigen Zöllner Zachäus bis hin zum guten Schächer am Kreuz, dessen „gerade eben angedeuteter Glaube“ genügt hat.<sup>52</sup> Vielleicht wird der Herr auch zu uns, wenn wir eines Tag staunend und glücklich zu Hause angekommen sind, einmal sagen: „Ich habe meine Arme am Kreuz viel weiter ausgebreitet, als die Frömmsten unter Euch zu denken wagten.“<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Ders.: Alle gemeinsam in der Herrschaft Christi bleiben. In: O.R. Ausgabe Nr. 47/2010 vom 26. November 2010.

<sup>53</sup> Diese Überlegung verdanke ich der mich tief berührenden Predigt des H.H. Kanonikus BGR Georg Zinnbauer im Stiftsamt in der Alten Kapelle in Regensburg am Ostersonntag 2014.

## Das Superioritätsdekret der fünften Sitzung des Konzils von Konstanz – *Haec sancta*<sup>\*</sup>

Von Carsten Misera

### 1. Einleitung

Mit der Bezeichnung *Haec sancta* ging ein Dekret der fünften Sitzung des Konstanzer Konzils vom 6. April 1415 in die Geschichte ein, das bis in die Gegenwart Anlass kontrovers geführter Diskussionen um sein Verhältnis und seine Geltung ist.<sup>1</sup> Ausgehend von der situativen Lage zur Zeit des Großen Abendländischen Schismas stand dieses Dekret immer im Fokus ekklesiologischer oder kirchenpolitischer Positionen.<sup>2</sup>

Das Dekret definiert die Oberhoheit des Konzils über die Papstgewalt und gilt als konkrete Ausformulierung des Konziliarismus im Spätmittelalter.<sup>3</sup> Den Kontrapunkt bildet das auf dem Ersten Vatikanischen Konzil formulierte Dogma zur Superiorität des Papstes über dem Konzil sowie die Promulgation der päpstlichen Unfehlbarkeit.<sup>4</sup> Dieses Spannungsverhältnis spiegelt die beiden konträren theologischen Positionen zwischen Primat des Konzils und Primat des Papstes. Die Interpretation des Konstanzer Beschlusses stellt neben dem historischen Urteil auch immer eine theologische Positionierung dar.<sup>5</sup> Das Deutungsspektrum reicht von der Einordnung als Dogma<sup>6</sup> über die Definition als Notstandsdekret<sup>7</sup> bis hin zur Klassifikation als Rechtsdekret statt als Lehr-

---

\* Bei diesem Text handelt es sich um eine Seminararbeit in Historischer Theologie (Demokratie in der Kirche? Papalistiche und konziliaristische Modelle im Widerstreit) bei Herrn Prof. Dr. Bernward Schmidt (RWTH Aachen).

<sup>1</sup> Vgl. Schneider, Hans: Der Konziliarismus als Problem der neueren katholischen Theologie. Die Geschichte der Auslegung der Konstanzer Dekrete von Febronius bis zur Gegenwart. Berlin, New York 1976 (=Arbeiten zur Kirchengeschichte 47), S. 1. Im Folgenden zitiert als *Schneider, Hans. 1976.*

<sup>2</sup> Vgl. ebd., S. 2.

<sup>3</sup> Vgl. ebd.

<sup>4</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef: Dekrete der ökumenischen Konzilien. Konzilien des Mittelalters. Vom ersten Laterankonzil (1123) bis zum fünften Laterankonzil (1512–1517). Paderborn: Schöningh 2000 (=Conciliorum oecumenicorum decreta 2). Im Folgenden zitiert als *Wohlmuth, Josef. 2000.*

<sup>5</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 2.

<sup>6</sup> Vgl. Küng, Hans: Strukturen der Kirche. Freiburg 1987, S. 259. Im Folgenden zitiert als *Küng, Hans. 1987.*

<sup>7</sup> Vgl. Hollnsteiner, Johannes: Studien zur Geschäftsordnung am Konstanzer Konzil. Ein

aussage.<sup>8</sup> Zur Beurteilung des Dekrets ist es wichtig, seine historische Einbindung zu berücksichtigen.

Dabei sind folgende Fragen von Bedeutung:

- Wie stellte sich die situative Ausgangslage vor dem Konzil dar?
- Wie verlief der Entstehungsprozess des Dekrets?
- Welche Einflussfaktoren begünstigten die Entstehung des Dekrets?
- Worin bestehen die Unterschiede zwischen Erst- und Zweitfassung?
- Lässt der Gesamtprozess der Entstehung Rückschlüsse auf einen allgemeinen Superioritätsanspruch und auf eine dogmatische Verbindlichkeit zu?

In der vorliegenden Arbeit werden die Konstituierung des Dekrets und dessen inhaltliche Merkmale im Rahmen seiner Entstehung dargestellt. Hierzu gehört, nach einer kurzen Erläuterung der Quellenlage und des Forschungsstands ein Blick auf die Situation zur Zeit des Abendländischen Schismas, eine Beschreibung des Entstehungsprozesses des Dekrets sowie eine vergleichende Darstellung der Inhalte der vierten und fünften Sitzung des Konzils von Konstanz, die auch auf die erste und dritte Sitzung sowie auf die Vorlage der Nationen vom 29. März 1415 zurückgreift.<sup>9</sup> Abschließend wird die Frage des Superioritätsanspruchs und der dogmatischen Verbindlichkeit kurz thematisiert.

## 2. *Quellenlage und Forschungsstand*

Der Umfang der Text- und Schriftenbestände über die Geschichte des Konstanzer Konzils macht deutlich, dass sich eine Vielzahl von Wissenschaftlern mit den unterschiedlichsten Themenkreisen beschäftigt hat. So stellt sich die Geschichte des Konstanzer Konzils als Resultat der Auseinandersetzung mit den Texten dieser Zeit dar.<sup>10</sup> Insofern ist es für den heutigen Be-

---

Beitrag zur Geschichte des Parlamentarismus und der Demokratie. In: Das Konstanzer Konzil. Hrsg. von Remigius Bäumer. Darmstadt 1977, S. 133. Im Folgenden zitiert als *Hollnsteiner, Johannes. 1977.*

<sup>8</sup> Vgl. Smolinsky, Heribert: Konziliarismus. In: Theologische Realenzyklopädie. Hrsg. von Gerhard Müller. Bd. 19. Berlin, New York 1990. S. 582. Im Folgenden zitiert als *Smolinsky, Heribert. 1990.*

<sup>9</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann (Hrsg.): *Magnum oecumenicum Constantiese concilium*. Bd. 4: *Corpus actorum et decretorum magni Constantiensis concilii de ecclesiae reformatione unione ac fide*. Leipzig, Frankfurt 1699, S. 81f. Im Folgenden zitiert als *Von der Hardt, Hermann. 1699.*

<sup>10</sup> Vgl. Rathmann, Thomas: Beobachtung ohne Beobachter? Der schwierige Umgang mit dem historischen Ereignis am Beispiel des Konstanzer Konzils. In: *Die Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449). Institution und Personen*. Hrsg. von Heribert Müller u. Johannes Helmraath. Osterfildern 2007. S. 96. Im Folgenden zitiert als *Rathmann, Thomas. 2007.*

obachter schwierig, das Verhältnis von Quelle, Ereignis und Darstellung des Ereignisses in wissenschaftlichen Publikationen zu beurteilen. Der Blickwinkel der Betrachtung, ob primär theologisch ausgerichtet oder nicht, verändert zwar nicht den Textbestand der Quelle, wohl aber seine Deutung. Diese „theoretische Vorentscheidung“<sup>11</sup> sollte nicht der Quelle als Kontrapunkt entgegengesetzt werden, sondern im Rahmen eines produktiven Spannungsverhältnisses zur differenzierten Betrachtung eines Sachverhaltes genutzt werden.<sup>12</sup> Das Konzil war ein Ereignis, das noch zu seiner aktuellen Geschehenszeit eine Fülle von Texten produzierte und in Umlauf brachte, die wiederum Teil des Ereignisses selbst waren und in Form von Predigten, Dekreten, Konferenzbeschlüssen, Tagebüchern, Chroniken, Liedern, Teilnehmerlisten oder in Sitzungsprotokollen der unterschiedlichen Nationen ihre Niederschrift fanden.<sup>13</sup> Es gibt allerdings keine, von Konzilsnotaren erstellte, Originalhandschriften mit Konzilsquellen oder -akten aus der Zeit des Konzils.<sup>14</sup>

Als erste Drucke Konstanzer Konzilsquellen erschienen Ende des 15. Jahrhunderts die Konzilschronik Ulrich Richentals, die Werke des Konzilstheologen Johannes Gerson sowie eine Schrift Dietrich Vries über das Konzilsgeschehen.<sup>15</sup> Im Jahr 1500 erschien auf der Grundlage der Handschrift von Hieronymus von Croaria die erste Ausgabe der Konstanzer Konzilsakten, die in der Folgezeit etliche Neuauflagen erlebten.<sup>16</sup> Dieser vom Konzil von Basel zusammengestellten und öffentlich anerkannten Aktensammlung folgten alle Editoren bis hin zu Johannes Dominicus Mansi<sup>17</sup>, allerdings mit differenzierenden Anhängen.<sup>18</sup> Zu den grundlegenden Quellensammlungen gehört das von Hermann von der Hardt<sup>19</sup> herausgegebene *Magnum Oecumenicum Constantiense Concilium*, erschienen 1696–1700, welches 1742 durch einen Indexband ergänzt wurde. Es gliedert sich in sechs Bände, von denen Band I–III die drei *causae* thematisierend, Band IV das offizielle Aktenmaterial sowie Auszüge aus den Konzilstagebüchern Fillastres und Cerretanus‘ umfasst, Band V Informationen zu Teilnehmern und Organisation enthält und Band VI Traktate zum Verhältnis Papst und Konzil beinhaltet. Etliche Quellen-

---

<sup>11</sup> Vgl. ebd., S. 101.

<sup>12</sup> Vgl. ebd.

<sup>13</sup> Vgl. ebd., S. 105.

<sup>14</sup> Vgl. Bäumer, Remigius: Die Erforschung des Konstanzer Konzils. In: Das Konstanzer Konzil. Hrsg. von Remigius Bäumer. Darmstadt 1977. S. 4. Im Folgenden zitiert als *Bäumer, Remigius. 1977*.

<sup>15</sup> Vgl. Bäumer, Remigius. 1977, S. 7f.

<sup>16</sup> Vgl. ebd.

<sup>17</sup> Vgl. Mansi, Johannes Dominicus (Hrsg): *Sacrorum Conciliorum nova, et amplissima collectio*. Ndr. Bd. 27. Graz 1961. Im Folgenden zitiert als *Mansi, Johannes Dominicus. 1961*.

<sup>18</sup> Vgl. Wohlmut, Josef. 2000, S. 403.

<sup>19</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699.

sammlungen bis hin zur *Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio* von Johannes Dominicus Mansi basieren auf der Sammlung von der Hardts.<sup>20</sup> Das umfassende Werk des Historikers Heinrich Finke leitete im ausgehenden 19. Jahrhundert zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein neues Kapitel in der Konzilienforschung ein.<sup>21</sup> Finkes *Acta Concilii Constantiensis*<sup>22</sup> bestehen aus vier Bänden. Band I beinhaltet Akten zur Vorgeschichte des Konzils, Band II ist eine Sammlung von Auszügen aus Konzilstagebüchern, Sermones, Reform- und Verfassungsakten, Band III enthält Schriften zur Papstwahl und in Band IV finden sich Handschriften und Quellen zum Konzil. Karl August Fink stellt in seinen Untersuchungen *Zu den Quellen für die Geschichte des Konstanzer Konzils*<sup>23</sup> fest, dass sich die vielen Handschriften mit Akten des Konzils auf einige wenige offizielle Sammlungen der Tagungszeit zurückführen lassen.<sup>24</sup> Daneben gibt es eine Reihe privater Aktenbestände, die neben dem offiziellen Text noch Zusätze aus Chroniken oder aus Tagebüchern des Kardinals Fillastre oder des Angehörigen der Kurie, Cerretanus, enthalten.<sup>25</sup> Fink verweist, ebenso wie Bäumer, auf die Bedeutung von Finkes Arbeit, in der besonders der zweite Band der *Acta Concilii Constantiensis* mit den Aufzeichnungen Fillastres und Cerretanus‘, wichtige Einblicke in die innere Geschichte des Konzils bieten.<sup>26</sup>

Im Bereich der wissenschaftlichen Forschung gilt die Festschrift für Hermann Schäufele „Das Konzil von Konstanz“ herausgegeben von August Franzen und Wolfgang Müller<sup>27</sup> als umfassende Darstellung eines Grundbestands der Forschung, die sich als wegweisend für die Wissenschaft erwies.<sup>28</sup> Mit Walter Brandmüllers Untersuchungen – er gilt als profunder Quellenkenner im Bereich der Konziliengeschichte<sup>29</sup> – zum Konstanzer Konzil entstand ein Werk, das die Vielschichtigkeit der Ereignisse unter Einbeziehung der italienischen Politik und der Rolle des Kaisers sowie dessen Verhältnis zum

<sup>20</sup> Vgl. Frenken, Ansgar: Die Erforschung des Konstanzer Konzils (1414–1418) in den letzten 100 Jahren. Diss. Köln 1994, S. 13. Im Folgenden zitiert als *Frenken, Ansgar. 1994*.

<sup>21</sup> Vgl. Bäumer, Remigius. 1977, S. 3f.

<sup>22</sup> Vgl. Finke, Heinrich (Hrsg): *Acta concilii Constantiensis*. Bd. 2. Ndr. Münster 1981a. Im Folgenden zitiert als *Finke, Heinrich. 1981a*.

<sup>23</sup> Vgl. Fink, Karl August: *Zu den Quellen für die Geschichte des Konstanzer Konzils*. In: *Das Konzil von Konstanz. Beiträge zu seiner Geschichte und Theologie*. Festschrift für Dr. Hermann Schäufele. Hrsg. von August Franzen u. Wolfgang Müller. Freiburg, Basel, Wien 1964. S. 471–476. Im Folgenden zitiert als *Fink, Karl August. 1964*.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 472.

<sup>25</sup> Vgl. Fink, Karl August. 1964, S. 7f.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 476.

<sup>27</sup> Vgl. Franzen, August u. Wolfgang Müller (Hrsg): *Das Konzil von Konstanz. Beiträge zu seiner Geschichte und Theologie*. Festschrift für Dr. Hermann Schäufele. Freiburg, Basel, Wien 1964. Im Folgenden zitiert als *Franzen, August. 1964*.

<sup>28</sup> Vgl. Frenken, Ansgar. 1994, S. 392.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., S. 404; Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 290.

Papst darstellte.<sup>30</sup> Im Bereich der Interpretationsgeschichte des Dekrets *Haec sancta* gilt die Arbeit „Der Konziliarismus als Problem der neueren katholischen Theologie“<sup>31</sup> von Hans Schneider als sehr umfassend.<sup>32</sup>

Die Textgrundlage der vorliegenden Arbeit zum Dekret der fünften Sitzung des Konzils von Konstanz bildet die Quellenedition *Conciliorum Oecumeniorum Decreta* Josef Wohlmuths.<sup>33</sup> Diese folgt der großen Sammlung von Akten und Dekreten *Magnum oecumenicum Constantiensis concilium*<sup>34</sup>, die von Hermann von der Hardt erstellt wurde.<sup>35</sup> Die untersuchten Texte der ersten, dritten und vierten Sitzung basieren auf der vorgenannten Edition. Darüber hinaus wird zur differenzierten Betrachtung des Gesamtgeschehens auf Textquellen der Konzilstagebücher Fillastres und Cerretanus‘, beide ediert in *Acta concilii Constantiensis*, Band II, und auf die *Capitula agendorum*, in *Acta concilii Constantiensis*, Band IV, zurückgegriffen.

### 3. Die Vorgeschichte des Konzils

#### 3.1 Die situative Ausgangslage zur Zeit des Schismas

Im Hochmittelalter traten in Europa neue, die Ideen der Korporation und Repräsentanz betonende, Gesellschafts- und Denkformen in den Vordergrund, sodass hierarchisch orientierte Strukturen infrage gestellt wurden.<sup>36</sup> Dieses Gedankengut ergriff auch den institutionellen Rahmen der Kirche.<sup>37</sup> Die Rolle des Papstes als Repräsentant des monarchischen Systems sowie die daraus resultierende Problematik der klerikalen Mitbestimmung rückten in den Fokus der Überlegungen. Fragen, die die uneingeschränkte Machtfülle des römischen Bischofs als Pontifex Maximus, das Verhältnis von Papst und Konzil sowie die Vereinbarkeit solcher Überlegungen mit dem biblischen Gründungsanspruch der Kirche Jesu Christi (Mt, 16,18f.) thematisierten, kamen auf.<sup>38</sup>

<sup>30</sup> Vgl. Frenken, Ansgar. 1994, S. 405.

<sup>31</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976.

<sup>32</sup> Vgl. Brandmüller, Walter: *Das Konzil von Konstanz 1414–1418. Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne*. 2. Aufl. Paderborn 1999 (=Konziliengeschichte 1), S. 251. Im Folgenden zitiert als *Brandmüller, Walter. 1999*.

<sup>33</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef: *Dekrete der ökumenischen Konzilien*. 2000.

<sup>34</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699.

<sup>35</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000, S. 403. Wohlmuth weist in seiner Einführung darauf hin, dass die Autoren durchgängig der Quellensammlung von der Hardts folgen.

<sup>36</sup> Vgl. Müller, Heribert: *Die Kirche des Spätmittelalters in der Krise. Konziliarismus, Großes Schisma und Basler Konzil*. In: *Geschichte in Köln. Studentische Zeitschrift am historischen Seminar* (1982). S. 20. Im Folgenden zitiert als *Müller, Heribert. 1982*.

<sup>37</sup> Vgl. ebd.

<sup>38</sup> Vgl. ebd.



In diese Zeitströmung traf die Phase des großen Abendländischen Schismas, das seinen Ausgangspunkt im Jahr 1378 hatte, als zwei Päpste den Anspruch auf die Nachfolge Petri geltend machten; Urban VI. als Vertreter der römischen Obödienz und Clemens VII. als Repräsentant der avignonesischen Obödienz.<sup>39</sup> Legitimitätsdiskussionen belasten bald kirchliche und politische Bereiche.<sup>40</sup> Eine fast vierzig Jahre dauernde Spaltung teilte die Kirche Europas in zwei Lager.<sup>41</sup> Die unklare Rechtslage, Obödienzgrenzen, die nicht den territorialen Grenzen entsprachen oder mehrfacher Gefolgschaftswechsel führte zu einer Spaltung, die auch durch Diözesen oder Orden ging.<sup>42</sup> Eine zerstrittene Hierarchie, rivalisierende Päpste und gegenseitige Exkommunikation ließen Zweifel an der Gültigkeit der gespendeten Sakramente aufkommen.<sup>43</sup> Die Institution Kirche befand sich in einer schweren Autoritätskrise. Angesichts dieser Situation wurden unterschiedliche Wege aus der Krise erörtert, die die Spaltung beseitigen und Klarheit bei der Besetzung des Papststuhles bringen sollten. Doch es zeigte sich, dass weder die römische noch die französische Seite bereit war, Vereinbarungen einzuhalten, denn es kam immer wieder zu Neuwahlen von Päpsten.<sup>44</sup> Die Einberufung eines Konzils, die *via concilii*, schien der Weg zu sein, eine Lösung herbeizuführen.<sup>45</sup> Dabei trat die verfahrensrechtliche Frage auf, wer das Konzil einberufen durfte, wenn es keinen rechtmäßigen Papst gab.<sup>46</sup> In Frankreich vertraten die deutschen Magister Konrad von Gelnhausen und Heinrich von Langenstein schon zu Beginn des Schismas, unter Rückgriff auf die aristotelische Epikielehre, die Position, dass in einer Ausnahmesituation die Möglichkeit bestünde, positives Recht zu brechen.<sup>47</sup> Für den konkreten Fall bedeutete dies, dass das Recht des Papstes, ein Konzil einzuberufen, im Schisma außer Kraft gesetzt werden konnte, da die Rettung der Kirche und das Allgemeinwohl als prioritär galten.<sup>48</sup> Im Frühjahr 1409 beriefen die Kardinalskollegien beider Päpste ein Konzil nach Pisa ein, auf dem die rivalisierenden Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. abgesetzt und Alexander V. zum neuen Papst gewählt wurde.<sup>49</sup> Nach dessen Tod folgte ihm

---

<sup>39</sup> Vgl. ebd., S. 21.

<sup>40</sup> Vgl. ebd.

<sup>41</sup> Vgl. ebd.

<sup>42</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 7.

<sup>43</sup> Vgl. ebd.

<sup>44</sup> Vgl. ebd., S. 8.

<sup>45</sup> Vgl. ebd., S. 8.

<sup>46</sup> Vgl. Miethke, Jürgen und Weinrich, Lorenz (Hrsg): Quellen zur Kirchenreform im Zeitalter der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts. Erster Teil: Die Konzilien von Pisa (1409) und Konstanz (1414–1418). Darmstadt 1995 (=Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 38a), S. 17. Im Folgenden zitiert als *Miethke-Weinrich. 1995*.

<sup>47</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 9.

<sup>48</sup> Vgl. ebd.

<sup>49</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef: Die Konzilien von Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449). In:

ein Jahr später Johannes XXIII. auf den Papststuhl.<sup>50</sup> Doch die abgesetzten Päpste akzeptierten ihre Situation nicht, und es entstand die absurde Situation, dass es nun drei Papstpräbenden gab.<sup>51</sup> Obwohl die Obödienz des Pisaner Papstes wuchs, verschlechterte sich die Situation der Kirche, denn das nun von Johannes XXIII. einberufene Konzil konnte dem Anspruch der Wiederherstellung der Einheit der Kirche nicht gerecht werden und blieb ergebnislos.<sup>52</sup> Der Klerus war nach wie vor gespalten. In dieser Phase übernahm der deutsche König Sigismund, der die Wiederherstellung einer von allen getragenen Einheit favorisierte, die Initiative, indem er den in politische Bedrängnis geratenen Johannes XXIII. zur Einberufung eines neuen Konzils nach Konstanz bewegte.<sup>53</sup> Vorab kündigte er selbst dieses Konzil an und ermöglichte so den Obödienzen Gregors XII. und Benedikts XIII. die Teilnahme an der Versammlung.<sup>54</sup>

### 3.2 Die Reformidee im Vorfeld des Konzils

Schon im Vorfeld war die Reformarbeit ein fester Zielpunkt für die Arbeit des Konzils. Ersichtlich wird dies in einem vorkonziliaren Text, den *Capitula agendorum*.<sup>55</sup> Es gilt als wahrscheinlich, dass dieser Traktat, der in den Handschriften anonym überliefert wurde, eine Gemeinschaftsarbeit war.<sup>56</sup> Finke dagegen sieht Pierre d'Ailly, der zusammen mit Nicolas de Clémagnes, Jean Charlier Gerson, Francesco Zabarella und Dietrich von Nieheim als Vertreter einer konziliaren Idee<sup>57</sup> gilt, als maßgeblichen Verfasser großer Teile des Textes, dessen Datierung nach dem 17. Mai 1413, aber sicher vor dem Beginn des Konzils von Konstanz anzusetzen ist.<sup>58</sup> Auf diesem Verhandlungsplan standen 26 Punkte.<sup>59</sup> Zu den ersten vier Verhandlungspunkten zählten Fragen, die den katholischen Glauben betrafen, Streitfragen in Theologie und Kirchenrecht, die Kirchenunion mit den Griechen sowie die Beseitigung des gegenwärtigen Schismas, Vorkehrungen zur Vermeidung zukünftiger Schismen und

---

Geschichte der Konzilien. Vom Nicaenum bis zum Vaticanum II. Hrsg. von Giuseppe Alberigo. Düsseldorf 1993. S. 235. Im Folgenden zitiert als *Wohlmuth, Josef. 1993.*

<sup>50</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 11.

<sup>51</sup> Vgl. ebd., S. 12.

<sup>52</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef. 1993, S. 235.

<sup>53</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 12.

<sup>54</sup> Vgl. ebd.

<sup>55</sup> Vgl. Miethke-Weinrich. 1995, S. 25.

<sup>56</sup> Vgl. ebd.

<sup>57</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 10.

<sup>58</sup> Vgl. Finke, Heinrich (Hrsg): *Acta concilii Constantiensis*. Bd. 4. Ndr. Münster 1981b., S. 544f. Im Folgenden zitiert als *Finke, Heinrich. 1981b.*

<sup>59</sup> Vgl. ebd., S. 548f.

Maßnahmen gegen ihr Vorkommen.<sup>60</sup> Besonders umfangreich und detailliert sind die Ausführungen, die die Schismafrage behandeln. So wird eingangs explizit formuliert, dass die Lösungsansätze hierzu am Haupt einsetzen müssten, weshalb eine Ordnung festzulegen sei, wie die Kirche gut geleitet werden könne.<sup>61</sup> Als konkrete Wurzeln des Übels und als Hauptgründe des Schismas werden das aufrührerische Verhalten der Römer, die Gier nach dem Papsttum und Vertuschungsaktionen der Kardinäle genannt.<sup>62</sup> Mit prägnanter Deutlichkeit wird die Erkenntnis formuliert, dass dieses Schisma wegen der eigenen Sünden in verstockter Hartnäckigkeit so lange gedauert hat, und deshalb daraus viele Ärgernisse entstanden sind.<sup>63</sup> Diese Einsicht zog die Empfehlung nach sich, dass es förderlich sei, wenn die Römische Kirche, als Haupt aller, zunächst sich selbst in ihrer Rechtsgestalt und in ihrem Leben reformieren und erst dann zur Reform der übrigen Glieder übergehen würde.<sup>64</sup>

Konnte diese Erkenntnis zielführend in reformorientiertes Handeln umgesetzt werden?

#### **4. Das Konzil von Konstanz beginnt**

Johannes XXIII. eröffnete am 5. November 1414 das Konzil von Konstanz.<sup>65</sup> Am 16. November wurde die erste Sitzung abgehalten, in der, mit Verweis auf die in Pisa getroffene Entscheidung, ein neues Generalkonzil einzuberufen, die Einberufungsbulle *Ad pacem et exaltationem ecclesiae* vom 9. Dezember 1413 verlesen und vom Konzil gebilligt wurde.<sup>66</sup> Zu den Vorhaben des Konzils gehörten der Einsatz aller Kraft für den Frieden, die Erhöhung und Reform der Kirche und die Ruhe des christlichen Volkes.<sup>67</sup> Es folgten Anordnungen zu regelmäßigen Messfeiern in der Hoffnung, Gott möge einen glücklichen Ausgang gewähren.<sup>68</sup> Mit Blick darauf, dass in Konzilien primär Glaubensfragen verhandelt werden, wies man darauf hin, diesbezügliche Fragen fachkundig und mit der gebotenen Sorgfalt zu erörtern.<sup>69</sup> In diesem Zusammenhang wurde die *causa* Wyclif explizit genannt.<sup>70</sup> Das Ziel, die Gemeinschaft aller Katholiken zur nötigen Reform und zur ersehnten Ruhe zu bringen, wurde wiederholt

---

<sup>60</sup> Vgl. ebd.

<sup>61</sup> Vgl. ebd., S. 551.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., S. 557.

<sup>63</sup> Vgl. ebd.

<sup>64</sup> Vgl. ebd.

<sup>65</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 13.

<sup>66</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000, S. 405.

<sup>67</sup> Vgl. ebd.

<sup>68</sup> Vgl. ebd.

<sup>69</sup> Vgl. ebd.

<sup>70</sup> Vgl. ebd.

formuliert.<sup>71</sup> Alle auf dem Konzil Versammelten sollten sich zum genannten Gegenstand in völliger Freiheit äußern, beraten und handeln können.<sup>72</sup> Verhaltensregeln bezüglich einer bei Synoden vorgeschriebenen Gesprächskultur und der Verweis auf die Sitzordnung bildeten den Abschluss.<sup>73</sup> Der Weg für einen konstruktiven Verlauf schien angebahnt.

Zu Beginn des Jahres 1415 verschlechterte sich die Position Johannes' XXIII., dem schwere moralische Verfehlungen zur Last gelegt wurden, so sehr, dass er sich bereit erklärte, die *via cessionis* zu wählen.<sup>74</sup> Ein Großteil der Konzilsteilnehmer strebte ohnehin den Rücktritt aller drei Papstprätendenten an.<sup>75</sup> Doch entgegen seinem Versprechen versuchte sich Johannes XXIII. dieser Zwangslage durch seine Flucht am 20. März nach Schaffhausen zu entziehen.<sup>76</sup> Von dort betrieb er die Auflösung des Konzils.<sup>77</sup> Durch das Eingreifen Sigismunds gelang es, das Auseinanderbrechen der Versammlung zu verhindern, und man beschloss die Festnahme des Papstes und den Prozess der Absetzung gegen Johannes XXIII.<sup>78</sup>

#### 4.1 Ein Konzil ohne Papst

Durch die Flucht des Papstes entstand der rechtlich fragwürdige Zustand eines papstlosen Konzils. Die Versammlung bedurfte nun dringend einer Rechtsbasis.<sup>79</sup> Aus diesem Grund fasste das Konzil in der dritten Sitzung vom 26. März 1415 Beschlüsse zugunsten seiner Integrität und Autorität nach der Flucht des Papstes.<sup>80</sup> Das Konzil erklärte in der Präambel die Rechtmäßigkeit seiner Versammlung zur Erlangung des Friedens in der Kirche Gottes, zur Verwirklichung der Einheit und zur Reform der Kirche an Haupt und Gliedern.<sup>81</sup>

So stellte das Konzil im Wesentlichen Folgendes fest:<sup>82</sup>

1. Die Synode ist rechtmäßig einberufen.
2. Durch den Weggang des Papstes oder anderer Kirchenoberen ist das Konzil nicht aufgelöst, sondern es besteht weiter.

---

<sup>71</sup> Vgl. ebd.

<sup>72</sup> Vgl. ebd., S. 406.

<sup>73</sup> Vgl. ebd.

<sup>74</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 14.

<sup>75</sup> Vgl. ebd., S. 13.

<sup>76</sup> Vgl. ebd., S. 14.

<sup>77</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000., S. 237.

<sup>78</sup> Vgl. ebd.

<sup>79</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 14.

<sup>80</sup> Vgl. ebd., S. 15.

<sup>81</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000, S. 407.

<sup>82</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 72; Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000, S. 407.

3. Das Konzil darf bis zur völligen Ausrottung des gegenwärtigen Schismas und bis zur Vollendung der Reform der Kirche an Kopf und Gliedern im Glauben und in den Sitten nicht aufgelöst werden.
4. Es darf nicht an einen anderen Ort verlegt werden.
5. Die zur Teilnahme am Konzil verpflichteten Kirchenoberen dürfen die Stadt nicht ohne Grund, und wenn, dann nur nach dessen Prüfung, verlassen.

Als Kardinal Zabarella diese Beschlüsse verlas, nahm an dieser Sitzung nur noch d'Ailly als Vertreter des Kardinalskollegs teil.<sup>83</sup> Das Fernbleiben der übrigen Kardinäle wurde mit Krankheit oder mit abwartender Haltung hinsichtlich der päpstlichen Reaktion erklärt.<sup>84</sup> Daneben nahmen noch ungefähr 70 Prälaten, etliche Doktoren, Sigismund und einige Fürsten an dieser dritten Sitzung teil.<sup>85</sup> Die Weichen waren gestellt; die Integrität, die Autorität und die Rechtmäßigkeit des Konzils nach der Flucht Johannes XXIII. war bestätigt, und der Weg für die zu bearbeitenden Aufgaben vorbereitet.

Wie konnte sich aus dieser Situation das Dekret *Haec sancta* entwickeln?

#### 4.2 Der Vorschlag der Nationen

Die Tage nach der dritten Sitzung bargen ein hohes Spannungspotenzial, denn eine nach Schaffhausen gesandte Kardinalsdelegation brachte den Bericht des Papstes.<sup>86</sup> Dieser erklärte seine Bereitschaft abzudanken, wenn ihm Straffreiheit, persönliche Sicherheit und die Möglichkeit, dass die Kurie zu ihm kommt, zugestanden würde.<sup>87</sup> Seine Anweisungen hatte der Papst unter Strafandrohung an seine Kurialen weitergeben lassen.<sup>88</sup> Große Unruhe und tumultartige Szenen breiteten sich innerhalb der Generalkongregation aus.<sup>89</sup> Heftige Dispute zwischen Konzil und Kardinalskolleg über die Rechtmäßigkeit der vergangenen Sitzung entbrannten, sodass die Kardinäle im Hinblick auf den angestrebten Abdankungsprozess eine Verschiebung der nächst anstehenden Sitzung auf den 30. März erwirkten.<sup>90</sup>

Der 29. März stand ganz im Zeichen fieberhafter Diskussion und Geschäftigkeit im Entwerfen und Erstellen von Beschlussvorlagen.<sup>91</sup> Zwischen

---

<sup>83</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 15.

<sup>84</sup> Vgl. Franzen, August. 1964, S. 94.

<sup>85</sup> Vgl. ebd.

<sup>86</sup> Vgl. ebd.

<sup>87</sup> Vgl. ebd.

<sup>88</sup> Vgl. ebd.

<sup>89</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 79.

<sup>90</sup> Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 242f.

<sup>91</sup> Vgl. Franzen, August. 1964, S. 95.

den Teilnehmern der Nationen und den Kardinälen zeichneten sich große Differenzen ab.<sup>92</sup> Der König verhandelte weiter mit den Kardinälen über die Bedingungen der Abdankung des Papstes, der nun bereit war, die Kurie nicht gegen den Willen des Konzils aus Konstanz abzuberufen.<sup>93</sup> Unterdessen hatte die Versammlung der drei nichtitalienischen Nationen am 29. März vier Artikel vorbereitet, die am folgenden Tag verabschiedet werden sollten.<sup>94</sup> Ihr Vorschlag sah im Kern Folgendes vor:<sup>95</sup>

1. Die Synode von Konstanz ist ein rechtmäßig im Heiligen Geist versammeltes Konzil, welches die streitende Kirche repräsentiert und seine Macht unmittelbar von Christus hat. Jeder, auch der Papst, muss ihm gehorchen in Belangen des Glaubens, der Beseitigung des Schismas und in Angelegenheiten der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern.
2. Bestraft wird jeder, auch der Papst, der sich den Beschlüssen dieser heiligen Synode oder jedes anderen Generalkonzils widersetzt, auch mit rechtlichen Mitteln.
3. Die Flucht des Papstes wird als verwerflich und skandalös beurteilt. Sie macht ihn der Begünstigung des Schismas und der Häresie verdächtig. Der Papst hätte sich als oberster Hirte zum Schutz seiner Herde auch in Todesgefahr begeben müssen.
4. Alle, der Papst und die zum Konzil geladenen Teilnehmer, genossen und genießen völlige Freiheit.

Zwischenzeitlich teilten die Kardinäle mit, dass sie nur an der Sitzung teilnehmen wollten, wenn keine anderen Beschlüsse als die ihnen bekannten *Capitula* gefasst werden.<sup>96</sup> Sie kritisierten heftig, dass im Hinblick auf die Superiorität des Konzils der Passus, der sich auf die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern bezog, nicht rechtens sei.<sup>97</sup> Darüber hinaus protestierten die Kardinäle gegen die Strafandrohungen den Papst betreffend, die Verurteilung seiner Flucht sowie die Beteuerung, dass Papst und Konzil sich in völliger Freiheit befunden hätten.<sup>98</sup>

Schon jetzt deutet sich an, dass die Situation in Konstanz nicht von der in der ersten Sitzung geforderten gebotenen Sorgfalt im Umgang mit den zu er-

---

<sup>92</sup> Vgl. ebd.

<sup>93</sup> Vgl. ebd.

<sup>94</sup> Vgl. ebd.

<sup>95</sup> Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 81f.

<sup>96</sup> Vgl. Finke, Heinrich. 1981a, S. 228.; Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 16.

<sup>97</sup> Zabarella argumentiert: „Item quia propter diversas opiniones de protestate concilii generalis supra papam, maxime in hiis, que pertinat ad reformationem ecclesiae [...], quod ille articulus non erat verus de iure[...]“. Finke, Heinrich. 1981a, S. 27f.; Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 243.

<sup>98</sup> Vgl. ebd.

örternden Themen geprägt war. Vielmehr zeichnete sich hektische Aktivität im Zuge des Abdankungsprozesses des Papstes ab, in der die unterschiedlichen Interessensvertreter agierten. Ob Johannes XXIII. sich tatsächlich in völliger Freiheit auf dem Konzil befand oder seine persönliche Sicherheit ernstlich bedroht gewesen war, lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht erörtern. Die Tatsachen, dass sich die beschriebenen tumultartigen Szenen, das Agieren unterschiedlichster Gruppierungen und die Flucht eines Papstes ereigneten, legen den Schluss nahe, dass die Situation zu entgleiten drohte.

### 4.3 *Das Dekret der vierten Sitzung*

Am Morgen des 30. März berief Sigismund vor der vierten Sitzung nochmals einige Kardinäle und Vertreter der Nationen zu einer Aussprache ein, in der man sich auf den zu verabschiedenden Text einigte.<sup>99</sup> Dieser Text war allerdings nur einem kleinen Kreis bekannt, sodass das übrige Konzil von seinem Inhalt überrumpelt wurde. Zabarella verlas eine modifizierte und verkürzte Form, an deren Endredaktion er gemeinsam mit Fillastre maßgeblich beteiligt war.<sup>100</sup> Die erste Fassung des Dekretes *Haec Sancta* wurde verabschiedet.<sup>101</sup> Zabarella trug nur den ersten Artikel der von den Nationen beschlossenen Punkte vor, verzichtete aber auf die Wendung, die Bezug auf die Reform der Kirche nahm.<sup>102</sup> Darüber hinaus ließ er die Artikel zwei bis vier der Beschlüsse der Nationen weg und ersetzte sie durch die Vorlagen der Kardinäle.<sup>103</sup> Diese Fassung wich inhaltlich deutlich von der Vorlage der Nationen ab.

In der Präambel wird die Rechtmäßigkeit der heiligen Synode zur Ausrottung des gegenwärtigen Schismas und der Verwirklichung der Einheit und Reform der Kirche Gottes an Haupt und Gliedern festgestellt.<sup>104</sup> Das Dekret dieser Sitzung hat im Wesentlichen folgenden Inhalt:<sup>105</sup>

1. Das im Heiligen Geist versammelte Konzil, das ein Generalkonzil bildet und die streitende katholische Kirche repräsentiert, hat seine Gewalt unmittelbar von Christus. Jeder, unabhängig von Stand und Würde, wäre sie auch päpstlich, ist ihm in Sachen des Glaubens und der Ausrottung des besagten Schismas zu Gehorsam verpflichtet.

<sup>99</sup> Vgl. ebd., S. 244.

<sup>100</sup> Vgl. ebd.

<sup>101</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 16.

<sup>102</sup> Vgl. ebd.

<sup>103</sup> Vgl. ebd.

<sup>104</sup> Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 89; Mansi, Johannes Dominicus. 1961, S. 590; Wohlmuth, Josef. 2000.

<sup>105</sup> Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 89f.; Mansi, Johannes Dominicus. 1961, S. 590–592; Wohlmuth, Josef. 2000, S. 408f.

2. Unser heiliger Herr, Papst Johannes XXIII. darf nicht ohne Zustimmung des Konzils die Kurie aus Konstanz abberufen oder Personen zwingen ihm zu folgen, sodass, durch deren Abwesenheit der Fortbestand des Konzils gefährdet sei. Etwaige päpstliche Strafen diesbezüglich sind nichtig.
3. Alle Versetzungen von Kirchenoberhäuptern, Verfahren gegen kirchliche Beamte oder Akte und Maßnahmen die durch den Genannten, unseren Herrn, vorgenommen wurden zur Schädigung des Konzils, sind nichtig.
4. Deshalb wurde erklärt, dass eine Kommission aus je drei Mitgliedern jeder Nation die Gründe derer prüfen sollen, die das Konzil verlassen wollen.
5. Zum Wohl der Union werden keine neuen Kardinäle kreiert. Diejenigen, die zur Zeit der Flucht unseres Herrn Papstes nicht als Kardinäle anerkannt waren, gelten nicht als solche.

Der Inhalt dieses Dekretes lässt vermuten, dass weniger die theologischen Fragen im Vordergrund standen als die verwaltungsrechtlichen Abläufe, denn ein maßgebliches Vorhaben des Konzils, den Einsatz aller Kraft für den Frieden sowie die Erhöhung und Reform der Kirche, welches in der ersten Sitzung vom 16. November 1414 beschlossen wurde,<sup>106</sup> findet in der jetzt dekretierten Form keinen Ausdruck mehr. Diese verwaltungsrechtlichen Bestimmungen sind ein Hinweis dafür, dass die Beteiligten ein Scheitern des Konzils verhindern wollten. Dazu musste es auf eine rechtssichere Basis gestellt und mit Handlungskompetenz ausgestattet werden. Wesentlich hierbei war die Begründung der Legitimität der Synode. Sie führte ihre Gewalt auf Christus zurück und verfügte, dass die Gehorsamkeitsverpflichtung für jeden bindend war, auch für den Papst.<sup>107</sup> Hiermit formulierte das Konzil seine Superiorität. Dieser Anspruch deckte sich auch mit dem Vorschlag der Nationen. Ob diese Oberhoheit des Konzils nur Gültigkeit für die momentane Ausnahmesituation hatte, lässt sich aus der Formulierung nicht sicher ableiten. Der Hinweis *ad fidem et exstirpationem dicto schismatis*<sup>108</sup> deutet darauf hin, dass ein sprachlicher Rückbezug zum in der Präambel erwähnten, gegenwärtigen Schisma gegeben ist, und sich die Oberhoheit zunächst auf die aktuelle Situation bezieht.

Der erste Artikel des Dekrets macht deutlich, dass die Versammlung unabhängig vom Papst und dessen Entscheidungen agieren konnte, da sie ihre

<sup>106</sup> „Et nunc per Dei gratiam his existentes cum huius sacrae synodi consilio intendimus insistere, ad pacem, exaltationem et reformationem ecclesiae, ac tranquillitatem populi christiani.“ [Und da wir nun durch Gottes Gnade hier sind, setzen wir mit dem Rat der heiligen Synode all unsere Kraft für den Frieden, die Erhöhung und Reform der Kirche und die Ruhe des christlichen Volkes ein.] Wohlmut, Josef. 2000, S. 405.

<sup>107</sup> „Et primo, quod ipsa synodus in Spiritu sancto legitime congregata, generale concilium faciens, ecclesiam catholicam militantem repraesentans, potestatem a Christo immediate habeat [...]“. [Die im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte Synode, die ein Generalkonzil bildet und die streitende katholische Kirche repräsentiert, hat ihre Gewalt unmittelbar von Christus.] ebd., S. 408; Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 89f.

<sup>108</sup> Wohlmut, Josef. 2000, S. 408.



Macht unmittelbar von Christus her begründete. Sie demonstriert ihre Handlungs- und Beschlussfähigkeit. Darüber hinaus verpflichtete sie in der *causa unionis* jeden auf die Linie des Konzils. Während der erste Artikel eher grundsätzlichen Charakter hat, sind alle weiteren Beschlüsse auf die aktuellen situativen Bedingungen des Konzils ausgerichtet. So wird erstmals im zweiten Artikel der Name des Papstes erwähnt, auf den sich die Verweise in den übrigen Artikeln beziehen.<sup>109</sup>

Im Vergleich zu den Vorschlägen der Nationen, die Rechtsmittel gegen den Papst bei Verstößen gegen Konzilsbeschlüsse forderten, werden in der vierten Sitzung sehr ausführlich nur etwaige Strafen, die der Papst gegenüber seiner Kurie ausspricht, für nichtig erklärt.<sup>110</sup> Das aktuelle Verhalten des Papstes stand nicht zur Diskussion. Seine Flucht wurde weder erwähnt, noch, wie von den Nationen vorgeschlagen, als skandalös verurteilt. Sowohl Artikel zwei als auch Artikel drei<sup>111</sup> erklären, dass päpstliche Handlungsweisen und Anordnungen, sofern sie das Konzil betreffen und dessen Fortbestand gefährden, ungültig sind. Der Wille, das Konzil vor der Auflösung zu bewahren, zeigt sich auch an dem Vorschlag, eine Prüfungskommission einzurichten, die die Gründe derer prüft,

<sup>109</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 90; Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000, S. 408.

<sup>110</sup> „Et si contrarium fecisset, seu faceret in futurum aut aliquos processus, seu mandata contra dictos officarios, vel alios quoscumque huic concilio adhaerentes, etiam censuras ecclesiasticas, aut alias poenas quascumque contientes, ut ipsum sequantur, fulminasset, fulminaret, seu fulminaverit, totum sit irritum et inane, nec eisdem processibus, censuris et poenis, tamquam irritis et inanibus, quomodolibet obediendum fore, et ea et eos irriat.“ [Wenn er das Gegenteil getan hätte oder in Zukunft tun würde, oder irgendwelche Verfahren oder Befehle gegen die besagten Beamten oder andere Anhänger des Konzils verhängt hätte, verhängen würde oder noch verhängen sollte, Verfahren oder Befehle, die – damit diese Leute ihm folgen – sogar kirchliche Zensuren oder irgendwelche anderen Strafen enthalten, dann ist all dies ungültig und nichtig.] ebd.

<sup>111</sup> „Item quod omnes et singulae translationes praelatorum, nec non privationes eorumdem, aut aliorum beneficiatorum quorumcumque, commendarum ac donationum revocationes, monitiones, censurae ecclesiasticae, processus, sententiae, acta et gesta, gerenda, agenda et fienda per praefatum dominum nostrum, ac suos officarios, seu commissarios, in laesionem concilii, seu adhaerentium eidem, a tempore sui recessus, contra adhaerentes huic sacro concilio, vel existentes in eodem, aut in ipsorum praeiudicium, seu alicuius eorumdem, quomodolibet ipsis invitatis facta vel fienda, factae vel facti, faciendae vel faciendi, ipso iure sint nulla, cassa, irrita et inania, cassae, irritae et inanes, ac nullius roboris vel momenti et sua auctoritate cassat, irritat et annullat.“ [Alle einzelnen Versetzungen von Kirchenoberhäuptern sowie deren Absetzungen oder die Absetzung sonst irgendwelcher Benefizieninhaber, alle Widerrufen von Kommanden und Schenkungen, alle Mahnungen, kirchlichen Zensuren, Verfahren, Urteilssprüche, alle Akte, Handlungen und Maßnahmen, die durch den Genannten, unseren Herren, und seine Beamten oder Beauftragten zur Schädigung des Konzils oder seiner Anhänger vom Zeitpunkt seiner Flucht an gegen die Anhänger dieses heiligen Konzils oder die auf ihm Befindlichen, oder zu ihrem Nachteil oder zum Nachteil irgendeines von ihnen gegen ihren Willen in irgendeiner Form geschehen sind oder geschehen werden, sind ipso iure, kassiert, null und nichtig und ohne jede Rechtskraft oder Bedeutung. Die Synode kassiert sie und erklärt sie kraft ihrer Autorität für null und nichtig.] ebd., S. 408f.

die das Konzil verlassen wollten.<sup>112</sup> Ob dies als erstes Zeichen demokratischer Tendenzen innerhalb eines handlungswilligen Konzils zu werten ist, lässt sich nicht eindeutig bestimmen. Eines der maßgeblichen Vorhaben des Konzils, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, ist dadurch, dass dieser Passus nicht vorgelesen wurde, schlichtweg aus den Entschließungsvorlagen entfernt worden.<sup>113</sup> Es bleibt offen, ob dies als Zeichen mangelnden echten Reformwillens, als Papsttreue, als Überforderung aufgrund der situativen Gegebenheiten oder als Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Textes zu werten ist.

Konnte dieses Dekret der vierten Sitzung, das inhaltlich stark von den Vorschlägen der Nationen abwich, Bestand haben?

Nach dieser Sitzung macht sich unter den Konzilsteilnehmern große Unzufriedenheit breit.<sup>114</sup> Viele fühlten sich durch Zabarellas Vorgehen überumpelt und erklärten ihren Unmut.<sup>115</sup> Durch die Nachricht, der Papst habe seine Flucht fortgesetzt, verschärfte sich die Lage erneut.<sup>116</sup> Das Konzil bestand auf Wiedervorlage der Beschlüsse zur weiteren Dekretierung.<sup>117</sup> Ein Scheitern drohte, denn viele Kardinäle und Kurialen begannen ebenso, Konstanz zu verlassen.<sup>118</sup> Am 5. April berief Sigismund eine Generalkongregation in die Kirche ein, die sich mit der Flucht des Papstes am Konzil beschäftigte.<sup>119</sup> Einen Tag später, am 6. April 1415, wurde die fünfte Sitzung anberaumt, in der die endgültige Fassung des Dekretes *Haec sancta* beschlossen werden sollte.<sup>120</sup> Den Vorsitz der Sessio, zu der die Kardinäle Brogny, d'Ailly, Fieschi und Landi nicht erschienen waren, führte wieder Kardinal Orsini.<sup>121</sup> Noch vor Beginn der Sitzung hatten sich die Kardinäle mit einer französischen Gesandtschaft getroffen, um ihren geheimen Protest gegen die demnächst verkündeten Beschlüsse des Konzils zu Protokoll zu geben.<sup>122</sup> Im Wesentlichen richtete sich

<sup>112</sup> „Item, fuit declaratum et conclusum, quod de qualibet natione eligantur tres qui cognoscant de causis recedere volentium, et poenis recedentium sine licentia infligendis.“ [Es wurde erklärt und beschlossen, dass aus jeder Nation drei Personen gewählt werden, welche die Gründe derer prüfen, die weggehen wollen, und über die Strafen befinden, die gegen die unerlaubt Abreisenden verhängt wurden.] ebd., S. 409.

<sup>113</sup> Zabarella habe, so Fillastre, den Teil des Satzes, der die Superiorität des Konzils bezüglich der Reformangelegenheiten bei der Verlesung des Dekretes einfach ausgelassen, da er nicht rechtmäßig gewesen sei.; „Item quia propter diversas opiniones de protestate concilii generalis supra papam, maxime in hiis, que pertinat ad reformationem ecclesiae [...], quod ille articulus non erat verus de iure[...]“. Finke, Heinrich. 1981b, S. 27f.

<sup>114</sup> Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 245.

<sup>115</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 92.

<sup>116</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 17.

<sup>117</sup> Vgl. Finke, Heinrich. 1981a, S. 28.; Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 245.

<sup>118</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 93f.

<sup>119</sup> Vgl. ebd., S. 94–96.

<sup>120</sup> Vgl. Finke, Heinrich. 1981a, S. 233f.

<sup>121</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 17.

<sup>122</sup> Vgl. Finke, Heinrich. 1981a, S. 234; Franzen, August. 1964, S. 100; Vgl. Schneider, Hans.

der Einspruch gegen die Erklärung, alle Konzilsteilnehmer und der Papst hätten sich auf dem Konzil in völliger Freiheit befunden.<sup>123</sup> Zabarella weigerte sich, die Beschlüsse vorzulesen, sodass Bischof Andreas von Posen<sup>124</sup> die „[...] öffentlich wiederhergestellte und gültige Langfassung des von Kardinal Zabarella in der letzten Sitzung gegen den Willen der Nationen gekürzt vorgetragenen Textes“<sup>125</sup> vorlas.

### **5. Das Dekret der fünften Sitzung vom 6. April 1415**

Die Präambel des Dekretes gibt den Zweck der Versammlung an, denn nach der einleitenden Feststellung der Rechtmäßigkeit des Generalkonzils, das sich zur Ausrottung des gegenwärtigen Schismas und zur Verwirklichung der Einheit und Reform der Kirche Gottes an Haupt und Gliedern versammelt hatte, wurden die Vereinbarungen festgehalten. Das Konzil ordnet an, entscheidet, bestimmt, beschließt und erklärt zur leichteren, sichereren, freieren und nützlicheren Erlangung der Einheit und der Reform der Kirche.<sup>126</sup> Die Artikel dieser Sitzung sahen in den wesentlichen Punkten Folgendes vor:<sup>127</sup>

1. Das rechtmäßig versammelte Konzil erhält seine Gewalt unmittelbar von Christus. Ihm ist jeder, unabhängig von Stand oder Würde, selbst wenn sie päpstlich wäre, in Angelegenheiten zur Ausrottung des besagten Schismas und der allgemeinen Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu Gehorsam verpflichtet.
2. Jeder, unabhängig von Stellung, Stand oder Würde, selbst wenn sie päpstlich wäre, der sich den Anordnungen dieses oder eines anderen rechtmäßig versammelten Generalkonzils widersetzt, wird bestraft oder mit Rechtsmitteln belegt.
3. Der Herr Papst, Johannes XXIII., darf nicht ohne Zustimmung des Konzils die Kurie aus der Stadt Konstanz in einen anderen Ort bringen. Er darf weder direkt oder indirekt seine Beamten zwingen, ihm zu folgen. Strafen, die er diesbezüglich verhängt oder verhängt hatte, sind nichtig.

---

1976, S. 17.

<sup>123</sup> Vgl. Finke, Heinrich. 1981a, S. 234.

<sup>124</sup> Vgl. Franzen, August. 1964, S. 17.

<sup>125</sup> „Decreta concilii de auctoritate atque integritate eius in superiori sessione per cardinalem Zabarellam invitis nationibus decurtata, nunc publico decreto restituta, repetita ac confirmata.“ [Autorität und Unversehrtheit des Konzils – Öffentlich wiederhergestellte und gültige Langfassung des von Kardinal Zabarella in der letzten Sitzung gegen den Willen der Nationen gekürzt vorgetragenen Textes.] Wohlmuth, Josef. 2000, S. 409.

<sup>126</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 98, Wohlmuth, Josef. 2000, S. 409.

<sup>127</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 89f.; Mansi, Johannes Dominicus. 1961, S. 590–592; Wohlmuth, Josef. 2000, S. 409f.

4. Alle Versetzungen von Kirchenoberen und deren Absetzung sowie alle Akte und Handlungen, die durch den genannten Herrn Papst Johannes XXIII. zum Nachteil des Konzils oder zum Nachteil Angehöriger des Konzils geschehen sind oder geschehen werden, sind ohne jede Rechtskraft.
5. Der Herr Papst Johannes XXIII. und alle Konzilsteilnehmer befanden sich stets in völliger Freiheit und Sicherheit. Dies bezeugt das Konzil vor den Menschen.

Die beiden ersten Artikel des Dekretes formulieren eindeutig die Oberhoheit des Konzils, auch über päpstliche Würdenträger. In dieser Fassung wurde der erste Artikel des Antrags der Nationen<sup>128</sup> inhaltlich voll und ganz übernommen. Dieser entspricht dem Artikel eins<sup>129</sup> des vorliegenden Dekrets. So stellt die Versammlung im ersten Artikel fest, dass sie ein Generalkonzil bildet, welches die streitende katholische Kirche repräsentiert. In diesem Fall ist die Repräsentationsformel nicht im juristischen Sinn zu verstehen, sondern das Wort *repräsentieren* wird eher in der Bedeutung von *darstellen* verwendet.<sup>130</sup> Seine Gewalt erhält das Konzil unmittelbar von Christus. In welchem Sinn das Wort *Gewalt* primär zu definieren ist, ob als Lehrgewalt, Hirtengewalt oder als gesetzgebende Kraft lässt sich nicht eindeutig klären. In dieser konkreten Situation war die Feststellung des Erhalts der unmittelbaren Gewalt von Christus notwendig, da durch die bestehende Sedisvakanz ein Konzil nicht von päpstlicher Seite seine Gewalt empfangen konnte. Im letzten Teil dieses Artikels wird eine Gehorsamkeitsverpflichtung gegenüber jedermann ausgesprochen, da das Konzil seine Gewalt von Christus habe. Diese Gehorsamkeitsverpflichtung, die ebenfalls den Papst einschließt, bezieht sich nicht nur auf

<sup>128</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 81.

<sup>129</sup> „Et primo declarat, quod ipsa in Spiritu sancto legitime congregata, generale concilium faciens, et ecclesiam catholicam militantem repraesentans, potestatem a Christo immediate habet, cui quilibet cuiuscumque status vel dignitatis, etiam si papalis existat, obedire tenetur in his quae pertinent ad fidem et extirpationem dicti schismatis, ac generalem reformationem dictae ecclesiae Dei in capite et in membris.“ [Erstens erklärt sie: Die im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte [Synode], die ein Generalkonzil bildet und die streitende katholische Kirche repräsentiert, hat ihre Gewalt unmittelbar von Christus. Ihr ist jeder, unabhängig von Stand oder Würde, wäre sie auch päpstlich, in dem, was den Glauben und die Ausrottung des besagten Schismas und die allgemeine Reform der Kirche Gottes an Haupt und Gliedern betrifft, zum Gehorsam verpflichtet.] Wohlmut, Josef: Dekrete der ökumenischen Konzilien, S. 409.

<sup>130</sup> Brandmüller, Walter. 1999, S. 253. Jedin rückt die wörtliche Übersetzung des Wortes *repraesentare* in den Blick, die zunächst *vergegenwärtigen* bedeutet. Daraus folge, so Jedin, dass das Generalkonzil die aus Haupt und Gliedern bestehende Gesamtkirche vergegenwärtige.; Jedin, Hubert: Bischöfliches Konzil oder Kirchenparlament? 1965. In: Die Entwicklung des Konziliarismus. Werden u. Nachwirken d. konziliaren Idee. Hrsg. von Remigius Bäumer. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976, S. 204. Im Folgenden zitiert als *Jedin, Hubert. 1976.*

Angelegenheiten, die das Schisma und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern betreffen, sondern sie erstreckt sich, wie Artikel zwei<sup>131</sup> formuliert, in einer erweiterten Form auf eine allgemeine Verpflichtung zum Gehorsam dem aktuellen Konzil sowie weiteren Konzilien gegenüber. Sollte den Befehlen, Anordnungen oder Vorschriften nicht entsprochen werden, drohen Strafen oder rechtliche Konsequenzen. Die Unterschiede zwischen dem Dekret der vierten Sitzung und der fünften Sitzung sind enorm. Letzteres geht weit über die aktuelle Situation hinaus und definiert eine grundsätzliche Zuständigkeit des Konzils in Angelegenheiten der Reform an Haupt und Gliedern, in der Beseitigung des Schismas und in der Gehorsamkeitsverpflichtung, da alle unter Strafantrohung auf die Einhaltung dieser Bestimmungen verpflichtet werden.<sup>132</sup> Hiermit wurde dem Konzil ein „legitimes Korrektionsrecht“<sup>133</sup> gestattet, das sich auch auf weitere Konzilien erstreckte. Sollte der Papst ihm nicht folgen, drohten ihm strafrechtliche Konsequenzen, das heißt, er musste nicht nur auf das Konzil hören, sondern ihm gehorchen.<sup>134</sup> Ob sich daraus eine allgemeingültige Gehorsamkeitsverpflichtung ableiten lässt, oder ob die Teilnehmer mit einem Scheitern des Konzils rechneten und weiteren Versammlungen diesbezüglich eine Rechtsgrundlage verschaffen wollten, wie Brandmüller<sup>135</sup> argumentiert, ist nicht eindeutig belegbar. Er sieht es als nicht schlüssig, aus der Gehorsamkeitsverpflichtung eine grundsätzliche Oberhoheit des Konzils abzuleiten. Dafür hätte die Formulierung *praeceptis cuiusque concilii*<sup>136</sup> ausgereicht. Brandmüller zieht die Möglichkeit in Betracht, dass man von einem eventuellen Scheitern dieses Konzils ausging, und noch weitere notwendig werdende Konzilien im Blick hatte, die die ungelösten Aufgaben zu beenden gehabt hätten.<sup>137</sup> Deshalb nehme *alterius concilii*<sup>138</sup> nicht Bezug auf eine allgemeine Konzils-

<sup>131</sup> „Item, declarat, quod quicumque cuiuscumque conditionis, status, dignitatis, etiam si papalis existat, qui mandatis, statutis seu ordinationibus, aut praeceptis huius sacrae synodi et cuiuscumque alterius concilii generalis legitime congregati, super praemissis, seu ad ea pertinentibus, factis, vel faciendis, obedire contumaciter contempserit, nisi resipuerit, condignae poenitentiae subsidia, si opus fuerit, recurrendo.“ [Zweitens erklärt sie: Jeder – unabhängig von Stellung, Stand und Würde, wäre sie auch päpstlich –, der den Befehlen, Bestimmungen, Anordnungen oder Vorschriften dieser heiligen Synode oder eines anderen rechtmäßig versammelten Generalkonzils, die bezüglich des oben Gesagten oder dazu Gehörenden erlassen sind oder noch erlassen werden, hartnäckig den Gehorsam verweigert, unterliegt, falls er nicht wieder zur Vernunft kommt, der entsprechenden Buße und wird gebührend bestraft, wobei nötigenfalls auch auf andere Rechtsmittel zurückgegriffen wird.] Wohlmuth, Josef. 2000, S. 409.

<sup>132</sup> Vgl. Franzen, August. 1964, S. 101.

<sup>133</sup> Vgl. ebd., S. 102.

<sup>134</sup> Vgl. ebd.

<sup>135</sup> Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 257f.

<sup>136</sup> Ebd.

<sup>137</sup> Vgl. ebd., S. 257f.

<sup>138</sup> Ebd.

oberhoheit, sondern auf die konkrete Situation.<sup>139</sup> Auch der Satzteil des Dekretes *etiam si papalis existat*<sup>140</sup> lässt sich als formelhafte Verwendung im Sprachgebrauch der päpstlichen Kanzlei nachweisen, weswegen ihm kein dogmatisches Gewicht zugeschrieben werden könne.<sup>141</sup> Außerdem sei dieser Satzteil, so Brandmüller, nur in der konditionalen Übersetzung, „selbst wenn ein Inhaber päpstlicher Würde existieren sollte“<sup>142</sup> zulässig und richtig. Ob diese Übersetzung die alleinig mögliche und richtige ist, bedürfte der Klärung auf sprachwissenschaftlicher Basis. Die Tatsache, dass diese Gehorsamkeitsverpflichtung, die im Antrag der Nationen vorlag,<sup>143</sup> im Dekret der vierten Sitzung entfiel und nun wieder formuliert wurde, spiegelt das Machtspiel zwischen den Kardinälen und den übrigen Teilnehmern. Es kann als Beleg gedeutet werden, dass in diesem Punkt die Macht der Kardinäle geschwächt wurde.

Der dritte Artikel<sup>144</sup> des Dekretes entspricht im Wesentlichen dem zweiten Artikel der Erstfassung. Papst Johannes XXIII. darf nicht ohne Zustimmung des Konzils die Kurie an einen anderen Ort verlegen oder Amtsinhaber zwingen, ihm zu folgen. Strafen, die durch ihn auferlegt werden und wurden, sind nichtig. Mit diesem Beschluss sollte vermutlich die Auflösung des Konzils verhindert

---

<sup>139</sup> Vgl. ebd.

<sup>140</sup> Ebd., S. 255.

<sup>141</sup> Vgl. ebd.

<sup>142</sup> Ebd., S. 257f.

<sup>143</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 81.

<sup>144</sup> „Item, diffinit et ordinat dicta sancta synodus, quod dominus Ioannes papa XXIII Romanam curiam, et officia publica, illus seu illorum officarios de hac civitate Constantiensi ad alium locum non mutet, aut transferat, seu personas dictorum officiariorum ad sequendum directe vel indirecte cogat, sine deliberatione et consensu ipsius sanctae synodi. Et si contrarium fecisset, aut faceret in futurum, aut aliquos processus, seu mandata contra dictos officarios, aut alios quoscumque huic sacro concilio adhaerentes, etiam censuras ecclesiasticas, vel alias poenas quascumque continentis ut ipsum sequantur, fulminasset, fulminaret, seu fulminaverit, totum sit irritum et inane, nec eisdem processibus, censuris et poenis, tamquam irritis et inanibus, quomodolibet obediendum fore. Quin immo dicti officarii in dicta civitate Constantiensi suis officiis utantur, et illa exerceant libere ut prius, quamdiu ipsa sancta synodus in eadem civitate celebrabitur.“ [Drittens trifft die heilige Synode folgende Entscheidung und Anordnung: Der Herr Papst Johannes XXIII. darf ohne Beratung und Zustimmung dieser heiligen Synode die römische Kurie und ihre öffentlichen Ämter oder deren Inhaber nicht aus dieser Stadt Konstanz an einen anderen Ort bringen oder verlegen oder die Personen besagter Beamter direkt oder indirekt zwingen, ihm zu folgen. Wenn er das Gegenteil getan hätte oder in Zukunft tun würde oder irgendwelche Verfahren oder Befehle gegen die besagten Beamten oder andere Anhänger dieses heiligen Konzils verhängt hätte, verhängen würde oder verhängen sollte, Verfahren oder Befehle, die – damit diese Leute ihm folgen – sogar kirchliche Zensuren oder irgendwelche anderen Strafen enthalten, dann ist all dies ungültig und nichtig. Diesen Verfahren, Zensuren und Strafen ist keineswegs Folge zu leisten, da sie null und nichtig sind. Vielmehr sollen die besagten Beamten in der Stadt Konstanz ihre Ämter versehen und sie frei ausüben wie zuvor, solange die heilige Synode in dieser Stadt gefeiert wird.] Wohlmuth, Josef. 2000, S. 409f.

werden. Dieser Gedanke kommt schon in der dritten Sitzung und in der vierten Sitzung zum Ausdruck und lässt auf die Sorge der Teilnehmer schließen, dass der Papst durch sein Verhalten das Konzil zum Scheitern bringen könnte.<sup>145</sup>

Im vierten Artikel<sup>146</sup>, vormals Artikel drei, gibt es ebenfalls nur geringe Abweichungen zur Erstfassung. Versetzungen oder Absetzungen von Kirchenoberen, alle Urteilssprüche, Akte oder Mahnungen des Papstes zur Schädigung des Konzils werden für nichtig erklärt. Hier erfolgt, im Vergleich zur Erstfassung, eine Spezifizierung des Personenkreises, auf den sich dieser Beschluss bezieht.<sup>147</sup> Darüber hinaus erfolgt durch die erneute namentliche Nennung des Papstes eine weitere Konkretisierung der Beschlüsse auf die aktuelle Situation.<sup>148</sup> Die Synode betonte ihre Autorität und Oberhoheit für den Fall, dass Johannes XXIII. konzilsschädigende Handlungen vornimmt, indem sie die Gültigkeit ihrer Beschlüsse gleich zweifach zum Ausdruck bringt.<sup>149</sup>

Der fünfte Artikel<sup>150</sup> der Endfassung betont den Umstand, dass sich der Papst Johannes XXIII. und alle Kirchenoberen und Konzilsteilnehmer in

<sup>145</sup> Vgl. Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 98; „[...] et hoc quoad officarios, vel illa officia, per quorum absentiam concilium versimiliter dissolveretur, vel laederetur.“ Wohlmut, Josef. 2000, S. 408.

<sup>146</sup> „Item, ordinat et diffinit, quod omnes et singulae translationes praelatorum, nec non privationes eorumdem, aut aliorum beneficiatorum, officialium, administratorum, quarumcumque commendarum ac donationum revocationes, monitiones, censurae ecclesiasticae, processus, sententiae, et quaecumque acta, gesta, gerenda, agenda aut fienda per praefatum dominum Ioannem papam, aut suos officarios vel commissarios, in laesionem dicti concilii, seu adhaerentium eidem, a tempore inchoationis eiusdem concilii, et contra adhaerentes huic sacro concilio, vel existentes in eodem, aut in ipsorum seu alicuius eorumdem praeiudicium, quomodolibet ipsis invitae facta seu facienda, factae aut facti, faciendae vel faciendi, auctoritate huius sacri concilii ipso facto sint nulla, cassa, irrita et inania, cassae, irritae et inanes, ac nullius roboris vel momenti, et eadem auctoritate cassat, irritat et annullat.“ [Viertens ordnet sie an und entscheidet: Alle einzelnen Versetzungen und Kirchenoberen sowie deren Absetzungen oder die Absetzungen anderer Benefizieninhaber, Beamter, Verwalter, alle Widerrufungen irgendwelcher Kommenden und Schenkungen, alle Mahnungen, kirchlichen Zensuren, Verfahren, Urteilssprüche sowie Akte, Handlungen und Maßnahmen aller Art, die durch den genannten Herrn Papst Johannes oder seine Beamten oder Beauftragten zur Schädigung des Konzils oder seiner Anhänger seit Beginn des Konzils sowie gegen die Anhänger dieses heiligen Konzils oder die auf ihm Befindlichen oder zu ihrem oder irgendeines von ihnen Nachteil gegen ihren Willen in irgendeiner Form geschehen sind oder noch geschehen werden, sind kraft Autorität dieses heiligen Konzils ipso facto kassiert, null und nichtig und ohne jede Rechtskraft oder Bedeutung. Die Synode kassiert sie und erklärt sie kraft ebendieser Autorität für null und nichtig.] Wohlmut, Josef. 2000, S. 410.

<sup>147</sup> Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 98; „[...] per praefatum dominum Ionnem papam[...].“ Wohlmut, Josef. 2000, S. 410.

<sup>148</sup> Von der Hardt, Hermann. 1699.

<sup>149</sup> Vgl. ebd.; Vgl. Wohlmut, Josef. 2000, S. 410.

<sup>150</sup> „Item, declarat, quod dominus Ioannes papa XXIII et omnes praelati, et alii ad hoc sacrum concilium, vocati, et alii in eodem concilio existentes, in plenaria libertate fuerunt et existunt, ut visum est dicto sacro concilio, nec ad notitiam dictorum vocatorum, seu dicti

völliger Freiheit auf dem Konzil befunden hatten. Diesen Tatbestand bezeugt das Konzil vor Gott und den Menschen. Die Betonung der völligen Freiheit schließt sich wieder an die Absichtserklärung der ersten Sitzung an.<sup>151</sup> Dieser letzte Artikel der fünften Sitzung differiert völlig von der Erstfassung, in der der Beschluss, keine weiteren Kardinäle zu kreieren, formuliert wurde. Ein abschließender Hinweis auf die Verurteilung der Flucht des Papstes und eine Aufforderung zur Rückkehr nach Konstanz findet sich nur bei Mansi.<sup>152</sup>

Die Beschlüsse der fünften Sitzung definieren in ihrer endgültigen Fassung die Superiorität des Konzils. Die Autorität und Entscheidungskompetenz wird einleitend zu Beginn eines jeden Artikels betont.<sup>153</sup> Ob dies eine speziell in diesem Dekret angewandte Begrifflichkeit zum verstärkenden Ausdruck der Oberhoheit des Konzils ist, oder ob es sich bei diesen Termini um allgemeine juristische Formulierungsmodi handelt, wird unterschiedlich diskutiert. Brandmüller sieht in der Verbenhäufung zu Beginn eines Artikels die durchaus übliche juristische Formulierung der Quattrocento-Juristen.<sup>154</sup> Sowohl Inhalt als auch sprachliche Ausformulierung können aber auch als Hinweis auf den enormen Handlungsdruck, der auf dem Konzil lastete, gedeutet werden. Dabei ist das Verhalten des Papstes vermutlich ein Faktor, der diesen Druck immer wieder neu verstärkte und das Konzil in Zugzwang brachte. Beachtenswert ist die häufige Nennung des Papstnamens im Dekret der fünften Sitzung. Während der Name in der dritten Sitzung nicht, und in der vierten Sitzung nur einmal erwähnt wurde, findet man in der fünften Sitzung eine dreimalige Erwähnung vor.<sup>155</sup> Diese häufige explizite Nennung deutet auf einen konkreten Adressatenbezug des Dekrets hin, der so sprachlich verankert wurde. Das Konzil musste, in Anbetracht der situativen Bedingungen und der Aufgabe, die Wiederherstellung der Einheit im Blick haltend, seine Handlungsfähigkeit und Entscheidungskompetenz feststellen, da der Papst nicht anwesend war. Insofern sind sowohl die christologische Begründung des Machtanspruches als auch die

---

concilii contrarium deductum est, et hoc testificatur dictum sacrum concilium coram Deo et hominibus.“ [Fünftens erklärt sie: Der Herr Papst Johannes XXIII. und alle Kirchenoberen und die anderen zu diesem heiligen Konzil Berufenen und alle anderen auf diesem Konzil Befindlichen genossen und genießen nach Ansicht dieses heiligen Konzils volle Freiheit. Gegenteiliges ist nicht zur Kenntnis besagter Berufener oder dieses Konzils gebracht worden, und dies bezeugt das heilige Konzil vor Gott und den Menschen.] ebd.

<sup>151</sup> „Nostrae namque intentionis et voluntatis est, ut omnes hac de causa congregati cum omnimoda libertate possint dicere, consulere, et facere, omnia et singula, quae ad praemissa putaverint pertinere.“ [Denn es entspricht unserer Absicht und unserem Willen, dass alle aus diesem Grund Versammelten in völliger Freiheit alles und jedes sagen, beraten und tun können, was nach ihrer Meinung zum genannten Gegenstand gehört.] ebd., S. 406.

<sup>152</sup> Vgl. Mansi, Johannes Dominicus. 1961, S. 591.

<sup>153</sup> Von der Hardt, Hermann. 1699, S. 98f.; Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000, S. 409f.

<sup>154</sup> Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 252.

<sup>155</sup> Vgl. Wohlmuth, Josef. 2000. S. 409f.



Gehorsamkeitsverpflichtung gegenüber dem Konzil als notwendige Konsequenzen zu werten, die aus den aktuellen Gegebenheiten eines papstlosen Konzils und des bestehenden Schismas resultierten. Auf dem Hintergrund der Ereignisse liegt die Vermutung nahe, dass das Konzil ohne die ergriffenen Maßnahmen möglicherweise gescheitert wäre.

## 6. *Concilium supra papam?*

Bei der differenzierten Auseinandersetzung mit dem Dekret der fünften Sitzung und dessen Entstehungsprozess stellt sich abschließend die Frage, ob sich aus dem Gesamtgeschehen und der Textvorlage Rückschlüsse auf eine generelle, als Glaubenswahrheit definierte, Verbindlichkeit des Konstanzer Dekrets ableiten lassen. In der Frage der dogmatischen Verbindlichkeit entzündeten sich immer wieder kontrovers geführte Diskussionen<sup>156</sup>, da die Promulgation der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem I. Vatikanum<sup>157</sup> inhaltlich konträr zu *Haec Sancta* steht. Berücksichtigt man die Zeitströmung und die Reformideen im Vorfeld des Konstanzer Konzils, so könnte man vermuten, dass nicht nur das bestehende Schisma beendet werden sollte, sondern auch die Zeit für grundlegende Reformen im kirchlichen Bereich gekommen war. Darüber hinaus lässt das Eingreifen Sigismunds bei der Einberufung des Konzils neben der theologischen auch die große politische Gewichtung der Versammlung deutlich werden. Es kristallisierte sich eine vielschichtige Verwobenheit von kirchlicher und weltlicher Macht heraus, innerhalb derer sich die Fronten gegenseitig schärften.<sup>158</sup> Neben der Beendigung des Schismas (*causa unionis*) und der Überwindung der Häresie (*causa fidei*) sollte die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern (*causa reformationis*) auf dem Konzil verhandelt werden. Deren Hauptgegenstand war allerdings das Benefizialsystem und das sich daraus ergebende Verteilungssystem.<sup>159</sup> Das wiederum lässt den Schluss zu, dass weniger reformorientiertes Gedankengut hinsichtlich theologischer Inhalte als vielmehr eine Positionierung der Machtbereiche auf Zugriff und Verteilung von Gütern im Vordergrund stand. Auf weltlicher Seite, so Brandmüller, war das Interesse Sigismunds an der Herrschaft in Böhmen und damit sein Engagement in der *causa* Wyclif und Hus ebenfalls ein Faktor im Spiel der machtpolitischen Strukturen.<sup>160</sup> Auf der Seite der Kirche formierte sich eine Gruppe von Uni-

---

<sup>156</sup> Vgl. Frenken, Ansgar. 1994, S. 366.

<sup>157</sup> Wohlmuth, Josef: Dekrete der ökumenischen Konzilien. Konzil von Trient (1545–1563), Erstes Vatikanisches Konzil (1869/70), Zweites Vatikanisches Konzil (1962–1965). Konzilien der Neuzeit. Paderborn [u.a.]: Schöningh 2002 (=Conciliorum oecumenicorum decreta 3), S. 815. Im Folgenden zitiert als *Wohlmuth, Josef. 2002.*

<sup>158</sup> Vgl. Brandmüller, Walter. 1999, S. 8.

<sup>159</sup> Vgl. ebd., S. 10.

<sup>160</sup> Vgl. ebd.

versitätsgelehrten mit juristisch-kanonischer Bildung heraus, die innerkirchlich ihren Führungsanspruch bei den anstehenden Themen deutlich machte.<sup>161</sup> Es liegt nahe, dass diese Konstellation ein Konfliktpotenzial beim Aufeinandertreffen mit den Kardinälen barg, deren Macht auf dem Konzil schon durch die Änderung des Abstimmungsmodus<sup>162</sup> geschwächt wurde. So ist es fraglich, ob das Klima des Konzils grundsätzlich auf die Definition von Glaubenswahrheiten angelegt war. In diese, auf Interessenkollision zustrebende, Atmosphäre fällt das konfliktfördernde Verhalten des Papstes, der durch seine Flucht das Konzil in Zugzwang gebracht hatte. Durch den Umstand eines papstlosen Konzils entstand eine Ausnahmesituation, die ungewöhnliche Reaktionen nach sich zog, wollte man ein vorzeitiges Ende verhindern. Die Intitulierung der Beschlüsse der dritten Sitzung<sup>163</sup> stellt einen direkten Bezug zur Person des Papstes und dessen Flucht her. Schaffung einer rechtsfähigen Basis war das Ziel dieser Sitzung. Eine auf den biblischen Bezugsrahmen gründende Definition der Autorität des Konzils findet sich in keinem Artikel. Dieser biblisch fundierte Begründungszusammenhang, der für eine dogmatische Auslegung notwendig wäre, lässt sich auch in der vierten und fünften Sitzung nicht zweifelsfrei nachweisen. Zwar leitet das Konzil seine Autorität unmittelbar von der Gewalt Christi ab<sup>164</sup>, es nimmt aber in beiden Sitzungen immer Bezug auf die konkrete Situation des gegenwärtigen und besagten Schismas *dicti schismatis*<sup>165</sup>. Das Dekret *Haec sancta* birgt eine Mehrdeutigkeit, da es einerseits durch den Bezug zur Reform und zur Beendigung des Schismas den zeitgebundenen Aspekt betont, andererseits durch die Verpflichtung zum Gehorsam einen überdauernden Bezug herstellt.<sup>166</sup> Ob sich dies, wie Brandmüller<sup>167</sup> argumentiert, nur auf weitere Konzilien zu diesem Problemfeld bezog, bleibt Spekulation. Auf Textbasis nachweisen lässt sich die Feststellung, dass *Haec sancta* keine Aussagen über den Glauben der Kirche, über die Gebote an die Glieder der Kirche oder über Formulierung zum Bekenntnis dieses Glaubens macht. Insofern lassen

<sup>161</sup> Vgl. ebd., S. 11.

<sup>162</sup> Vgl. Hollnsteiner, Johannes. 1977, S. 128.

<sup>163</sup> „*Decreta pro concilii integritate et auctoritate post fugam papae*“ [Beschlüsse zugunsten der Integrität und Autorität des Konzils nach der Flucht des Papstes.] Wohlmut, Josef. 2000, S. 407.

<sup>164</sup> „Et primo, quod ipsa synodus in Spiritu sancto legitime congregata, generale concilium faciens, ecclesiam catholicam militantem representans, potestatem a Christo immediate habeat [...]“. [Erstens: Die im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte Synode, die ein Generalkonzil bildet und die streitende katholische Kirche repräsentiert, hat ihre Gewalt unmittelbar von Christus.] ebd., S. 408.

<sup>165</sup> Ebd.

<sup>166</sup> Hürten, Heinz: Zur Ekklesiologie der Konzilien von Konstanz und Basel. In: Das Konstanzer Konzil. Hrsg. von Remigius Bäumer. Darmstadt 1977. S. 219. Im Folgenden zitiert als *Hürten, Heinz. 1977.*

<sup>167</sup> Brandmüller, Walter. 1999, S. 257.

sowohl die Formulierung des Dekrets als auch sein Entwicklungsprozess den Rückschluss auf eine zweifelsfreie dogmatische Verbindlichkeit nicht zu. Auch die geringe Kardinalsbeteiligung an der fünften Sitzung lässt vermuten, dass kein Dogma dekretiert werden sollte, denn vier Kardinäle verweigerten die Teilnahme an der Versammlung; acht nahmen teil, gaben aber Vorfeld ihren Protest zu Protokoll.<sup>168</sup> In einem erweiterten Diskussionsrahmen, der die juristischen Aspekte thematisiert, würde sich auch die Frage nach der Legitimität des Konzils mit drei konkurrierenden Päpsten stellen. Diese zöge wiederum die Frage nach der Legitimität der Kardinäle nach sich, da die Kardinäle in einem direkten Abhängigkeitsverhältnis zum Papst standen. Somit müsste dann auch die Berechtigung des Konzils, eine verbindliche Glaubenswahrheit definieren zu dürfen, thematisiert werden. Die enge Verwobenheit der ersten beiden Artikel in Kombination mit dem konkret formulierten Adressatenbezug deutet auf einen situationsbezogenen Beschluss hin. Eine Einbettung des Dekrets in seinen historischen Kontext schafft einen zeitlichen Bezugsrahmen, der den dogmatischen Aspekt relativiert. Indem man dem Konzil die Absicht der Dogmatisierung abspricht, entzieht man es dem direkten Gegensatz zum I. Vatikanum.<sup>169</sup> Somit stellt *Haec sancta*, das inhaltlich konträr zu den Aussagen des I. Vatikanums steht, formal keine „kontradiktorische dogmatische Definition“<sup>170</sup> dar.

Eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Entstehungsprozess und der Textgrundlage des Dekretes der fünften Sitzung legt den Schluss nahe, dass *Haec sancta* keine dogmatische und lehramtliche Äußerung über die Superiorität des Konzils zum Ausdruck bringen wollte, sondern ein kanonisches Gesetz<sup>171</sup> zur Bewältigung der aktuellen Ausnahmesituation darstellt.

---

<sup>168</sup> Vgl. Franzen, August. 1964, S. 103.

<sup>169</sup> Vgl. Schneider, Hans. 1976, S. 214.

<sup>170</sup> ebd., S. 235.

<sup>171</sup> Vgl. ebd., S. 214.

## MISZELLEN

### Bekenntnisse und Wege zur „Messe aller Zeiten“

#### Quo vadis? – Hufspuren der Umkehr eines treulosen Schafes

Von Uwe Postl

*Im gesamten Christentum geht es immer um den Menschen am Scheideweg. Die weitgespannten und seichten Philosophien – gigantische Synthesen aus allem unmöglichen Unsinn – reden von Zeitaltern und Evolution und grundlegenden Entwicklungen. In der echten Philosophie geht es um den Augenblick. Schlägt einer diesen Weg oder jenen ein? – das ist das einzige, worüber man nachzudenken hat...*

G. K. Chesterton in Orthodoxie.

I. Im Schattenriß ist meine Geschichte schnell erzählt: Ich wuchs in einer nur leidlich katholischen Familie auf, hatte in der Grundschule sehr gute, im Gymnasium eher fragwürdige Religionslehrer, driftete ab der Firmung schrittweise ganz weg von sonntäglichen Meßbesuchen, entfernte mich dann gänzlich von kirchlichen Bezügen, fand nach vielen Jahren wieder zurück und der Hafen dieser oft von wilden Stürmen und langen Flauten, lockenden Sirenen und Circen, Ungeheuern aller Art und kryptischen Labyrinthen geprüften Odyssee war die überlieferte Messe des lateinischen Ritus. Dies alles ist Teil eines Erzählbandes, an dem ich, wenn die Muße da ist, immer wieder schreibe. Hier muß ein wenig Kontur und Kolorit genügen.

Als Kind anläßlich der Hochzeit der Eltern katholisch getauft, mit der Mutter noch in die alte Messe gegangen; dort staunend, träumend, weihrauch- und

choralselig, versunken, wo ich vom Lateinischen nichts verstand, erheitert, wo ich meinte, ein paar wenige Worte zu verstehen, wenn etwa das mundabor im Asperges zum mutabor des Kalifen Storch mutierte, im Confiteor tief gebeugt der Omnibus bemurmelt wurde, und später der Priester den Paternoster pries, diesen Endlosaufzug, den ich aus der Firma, in der meine Mutter arbeitete auch schon kannte, aber auch wenn er immer wieder „Dominus, wo bist du?“ fragte und die Gemeinde irgend etwas mit „in deinem Spiritus“ antwortete. Schauernd ergriffen vom Geschehen in der Wandlung, ohne zu wissen, was dort geschieht.

Ich war gern dort, jedesmal. Ebenso beim katholischen Teil der Großeltern: Herrgottswinkel, Heiligenbilder, Kruzifixe, Rosenkränze; Tischgebete vor jeder Mahlzeit und ein riesiger Engel, der ein verträumtes Kind über eine marode Brücke führte, eine mir aus mütterlichem Milieu protestantisch getaufter Agnostiker unbekannt Welt, in der selbstverständlich eine schon runzelige aber um so umtriebiger Urgroßmutter mit einem Spinnrad in ihrer Kammer nicht fehlen durfte. Wenn sie aus der Tür lugte und „Geh her, Bua!“ raunte, gab es entweder eine meist schaurige Heiligenlegende, denn viele ihrer Lieblingsheiligen endeten als Märtyrer, oder aber gar eine praktische Einführung in die höheren Weihen katholischen Volksmystizismus unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Ich wußte als Vierjähriger, wie man Hexen in der

Kirche erkennt. Die Geschichte flog aber auf, als ich die Eltern beiläufig fragte, wo man denn ein bei Neumond ausgesätes Astloch vom Sarg eines Neugeborenen herkriegt. Am Ende solcher Unterweisungen gab es dann meist ein Heiligenbild, eine Süßigkeit, manchmal ein Fünfmarkstück und stets die Ermahnung mich nicht „von die ungläubig'n heidnischen Preißn drübn“ verführen zu lassen, gemeint waren die Eltern meiner Mutter, die allerdings mit ebenso harten Bandagen kämpften: „Laß dir von den Frömmlern bloß nichts mit der Kirche einreden!“ Sinnlos. Der große Gott, der alles gemacht hatte, hatte mich lieb, einen Schutzengel hatte er mir geschenkt und bitten konnte man ihn auch um alles – als Mittelpunkt dieses preußisch-österreichischen Kulturkriegs hatte ich mich in diesem Punkt klar auf Seiten letzterer geschlagen.

Kleine kindliche Morgen- und Abendgebete und eine Faszination für Ordensgeistliche, besonders für Nonnen, die durch die Leiterin des Kindergartens mit sinnigem Namen Suora Reparata sowie eines Ferienaufenthaltes in einem von einem Franziskanerinnen betriebenen Heim genährt wurde, waren neben gelegentlichen Meßbesuchen die weitere Verbindung zum Glauben, der im Elternhaus sonst nicht eigens gepflegt wurde.

II. Dann die Grundschule, wo der Ernst des Lebens beginnen sollte – wurde einem jedenfalls schon mit der Schultüte in der Hand angedroht –, und ernst wurde es auch mit dem Glauben. Besonders bei Schwester Agnes, Religionslehrerin der letzten beiden Klassen, stets im blauen Kostüm, bekennende Braut Christi seit ihrer ersten Kommunion, die Jahrzehnte zurücklag. Vom Typus eine glaubensselige, charmante, kinderliebe, gütige Tante, die sich jedoch als zielstrebige wie

auch begabte Katechetin erwies. Manchmal las sie ein Kapitel des NT vor und ließ uns dann eine halbe Stunde das Gehörte malen. Mariä Verkündigung, Weihnachten, Heilige Drei Könige, Tabor, Himmelfahrt, Pfingsten wurden dergestalt ins Bild gebannt; aber auch: Gethsemani, Golgotha und zuvor auch der Säuglingsmord der Schergen des Herodes. Drittklässler ins düstere Geschehen vertieft, böse Mörderfratzen, wahlweise mit eckigen Mündern oder langen Bärten, erhobene Schwerter, flehende, weinende Mütter, schon hingemeichelte Säuglinge, ordnungshalber um diese meist nachträglich hingetupfte Blutspritzer in Karminrot und Tränen dunkelblau oder gelegentlich schwarz. Das offenbarte der rituelle „Betrachtungsrundgang“ aller von Tisch zu Tisch, zu dem die Klasse nach getaner Arbeit aufgerufen war. Dann wurde wie immer über die Episode gesprochen. Jede Frage war willkommen, keine blieb unbeantwortet. Warum der liebe Gott dies zuließ, war die dringlichste. Er hat dem Menschen einen freien Willen gegeben, sich zwischen gut und böse zu entscheiden, war die Antwort. Aber diese Verbrecher sind doch jetzt sicher in der Hölle erwiderte es vielstimmig. Vermutlich ja, sagte die Lehrerin, aber sicher ist das nicht. Fassungsloses Schweigen der Klasse, das sich bald in empörtem Tumult entlud. Der Gerechtigkeitssinn war im Tiefsten in Aufruhr. Selbst, wenn so ein Mörder bereut und sich bekehrt, kann er noch auf Gottes Gnade hoffen, sprach die Katechetin fest, wir dürfen darüber nicht richten. Aber die kann man doch nicht einfach laufen lassen!, rief es zurück. Der allmächtige Gott kann das, aber Menschen müssen Verbrecher natürlich schon bestrafen. Aber das ist doch auch richten! Ja, sagte die Lehrerin, aber ein Richten anderer Art. Strafen für Verbrechen sind richtig, aber wir müssen

auch Verbrechern vergeben – und flugs hatte sie das Bergpredigtzitat zur Feindesliebe parat. Auch die ist Gebot Christi und unterscheidet uns von anderen. Und so konnte man es begreifen. Und auch übersetzen. Schwester Agnes kündigte dann an, daß wir bald zur heiligen Kommunion von ihr in die Geheimnisse der Liturgie eingeführt werden würden und uns wegen des Lateins keinen Kopf machen sollten, das wäre gar kein Problem. Doch dann verkündete sie bald sichtlich bekümmert, daß wir in eine Vorbereitungsgruppe der Kirche kämen und sagte zum Abschied kryptisch und ernst, es kämen jetzt viele neue Dinge auf uns zu, aber wir sollten nie aufhören, der Kirche treu zu bleiben. An diese Vorbereitung kann ich mich kaum erinnern, ein Geistlicher war nicht dabei. Statt der Einzelbeichte wurde irgendwann eine recht belanglose Bußfeier begangen, liturgische Geheimnisse wurden nicht erörtert, statt dessen Lieder und Abläufe geübt. Am Tag der Erstkommunion war ich vor allem verzaubert von all den weißgewandeten, blumenbekränzten Mädchen, es war atemberaubend, in was für elfengleiche Wesen sich selbst die unter Jungen in der Schule unter Zimtzicke, Petze, Heulsuse, Schwatzbase oder Bohnenstange kategorisierten verwandelt hatten. Der Erstempfang des Sakramentes ging irgendwie in der Familienfestatmosphäre der Feier unter. Ich hatte keine Ahnung, daß dieser Jahrgang einer der ersten war, wahrscheinlich der erste überhaupt, der dieses Sakrament in der neuen Form gespendet bekam.

Das Latein war dann wirklich kein Problem, es war nämlich just mit meinem Wechsel ans Gymnasium aus der Messe eliminiert worden; der Zelebrant agierte nun versus populum, es war, als ob jetzt alles Schule sei und außer Schule keine Welt, pausenlos überwacht von einem

Lehrergesicht, dessen Träger sich nun hinter einem Tisch postiert hatte. Über die Ferien war alles anders geworden. Zweifellos hatte eine Revolution stattgefunden. Aller Zauber war verflogen, es wurde endlos viel und lang geredet, gepriesen wurden die Neuerungen, die gut seien, weil nun die Kirche mehr für die Menschen da sei, die Menschen vernahmen es und blieben in immer größerer Zahl dem, was besser für sie war, fern. Immer mehr Kinder kamen bald ohne ihre Eltern, und das vor allem, weil sie von diesen hingeschickt wurden. Immer mehr Laien werkelten wichtigtuersich mit im Altarraum, bis Präfation und Wandlungsglocke einen endlich erlösten, ein allgemeiner Ruck ging dann durchs Kirchenschiff, wie nach einem Wecksignal.

Im Religionsunterricht herrschte große Fluktuation, sowohl personell wie inhaltlich. Immer wieder wurde das Gewissen als Instanz beschworen. Dazwischen dann doch hier und da ein Aufflackern des anderen: kurz vor der Firmung wurde die sakramentale Beichte nachgeholt. In der Vorbereitung durch den Kaplan blitzten plötzlich wieder Mysterium und Ernst des Glaubens auf, Gott rückte ins Zentrum, trat als jenes Du hervor, das mächtig war, einem die bereuten Sünden zu vergeben, durch die Vollmacht, die er seinen Dienern, den Priestern, verliehen hatte. Kurz: Gott war wieder Gott, und der Priester wieder der Priester. Und dieser, aus böhmischem Dorf stammend und sonst mit Vorliebe vom Elend südamerikanischer und afrikanischer Dörfer erzählend, mühte sich innig, seiner Herde Ernst, Notwendigkeit und Gnade dieses Geschehens nahezubringen. Das Gewissen wurde endlich wieder von seinem überhöhten Status zu einem zu erforschenden. Und allein, sein Leben nun für diese Beichte unter

dem Blickwinkel von Sünden und Verfehlungen zu betrachten, um Gott gegenüberzutreten, dem ohnehin nichts verborgen blieb, den man nicht wie einen Lehrer mit Improvisationsgeschick oder Charme über Versäumnisse hinwegtäuschen konnte, stieß Geist und Gemüt wieder in das hinein, um was es doch eigentlich ging.

Doch danach ging es weiter wie zuvor, die bei vielen entzündete Flamme, die erfahrene Empfänglichkeit für solche Katechese wurde nicht genährt, derlei blieb Spot, Strohfeuer, kein Einmünden dessen in etwas Harmonisches. Derselbe Geistliche brachte es fertig, Wochen später die Fronleichnamsprozession zu einer Trashperformance mit aus Schrott errichteten Altären, bei der man Erstkommunikanten irgendwelche Comicsprechblasen zu sozialer Gerechtigkeit für die Dritte Welt in den Mund genötigt hatte, umzuwidmen. Die Frage, warum es irgend jemand dort besser gehen sollte, weil man hier dieses Hochfest derart veranstaltet, fand keine Chance, gestellt zu werden. Hätte man nicht einfach sagen können, dazu mit allen Möglichkeiten eines Priesters: Leute, ich war in Ländern, wo es vielen so dreckig geht, es gibt da einige Projekte, die helfen, wenn ihr also bitte ein paar Mark übrighabt?

In der Vorbereitung zur Firmung zeigte sich die Ambivalenz dieser neuen Kirche noch deutlicher. Hehre und ernste Worte wurden gesprochen, aber es wurde nicht konkret: gerne und lautstark widersagte man dem Teufel. Innig schmetterte man: „Fest soll mein Taufbund immer stehen, ich will die Kirche hören“. Doch sie blieb stumm. Man wurde feierlich zum Ritter geschlagen, die Mission freilich blieb aus.

Ab und an ein Aufruf, sich einer der katholischen Jugendgruppen anzuschließen, die Lust dazu war ohnehin

gering. Um die Zeit der Firmung wurden wir von den protestantischen Konfirmanden eingeladen, aus Gesprächsgrüppchen mit Sozialarbeiterin, Emaillieren, einer „Party“ und einem Jugendgottesdienst bestand die Tortur, und ich war so froh und stolz, katholisch zu sein, wie nie zuvor und nicht nur ich. Kein halbes Jahr später gab es das bei uns auch alles.

Dann spitzten sich die Dinge zu, ein Gastlehrer aus den USA, deutsch-amerikanischer Ordenspriester, übernahm den Religionsunterricht der 16 Jährigen, behandelte monothematisch das Thema Sexuallehre, wobei er immer eine These verlas, dann schwieg und mit handgestütztem Kinn in Gurupose ganz gespannt die Wortmeldungen verfolgte, die eigentlich nur die Streber erbrachten, den anderen war es bzw. war er peinlich.

Ich ließ mich gleich im Winter vom Religionsunterricht befreien, wie das im Amtsdeutsch hieß und erhoffte regelrecht das vom Rektor angekündigte Gespräch mit dem Vikar darüber. Doch der sah mich im Schulgang nur ein paarmal undeutbar an und blieb stumm. Statt dessen verpaßte mir der Gastlehrer im zweiten Halbjahrszeugnis eine Eins – weil ich nicht mehr kam?

Bald blieb ich auch der Messe ganz fern. War anscheinend sowieso egal. Das Gleichnis mit dem verlorenen Schaf? Bezog sich anscheinend nur noch auf gesellschaftlich als gescheitert Geltende. Gut, die Ausreißer vor der eigenen Nase waren ja auch so zahlreich, der Kahlschlag in der eigenen Herde wurde wohl schon als normal betrachtet, ich schätze, von den gut 30 Katholiken meines Abiturjahrgangs gingen bestenfalls noch sieben oder acht in die Messe, bei deren Geschwistern und Eltern war es nicht anders. Von den anderen, die ich kenne, wurde

jedenfalls keiner je mit der Frage belästigt, warum er denn fort sei.

III. Wenn ich eingangs dieses Chestertonzitat exponiere, geschieht dies aus gutem Grund. Das bisher Gesagte mag so klingen, als beschuldige ich die Kirche, wie ich sie vorfand, so soll es nicht aufgefaßt werden. Die Schritte, die dann recht schnell zu einem Verdampfen des Glaubensbewußtseins führten, waren meine. Und natürlich hätte ich auch einfach den nächstbesten Priester aufsuchen können und mich ihm anvertrauen. Mein Leben jedenfalls geriet zunehmend in das, was die Kirche einen ungeordneten Zustand nennt. Das Weggerissensein von Kultus, Sakramenten und regelmäßigem Gebet zeitigte viele Wirkungen. Vor allem fehlte das Gerichtetsein auf Gott, auf die Nachfolge Christi. Welche Wirkungen das bei mir waren, und was ich auch bei anderen beobachtete, lohnte sich durchaus ins Wort zu bannen, aber es würde diesen Rahmen hier sprengen, ich werde es anderweitig tun.

Kürzlich las ich bei Eduard Kamenicky, daß man im Licht des Glaubens alle Dinge anders sieht. Wie wahr! Aber das gilt eben auch umgekehrt. Nicht der Christ wird anonym, Gott wird es für ihn. Bald hat man es meist mit Menschen zu tun, die in der Mehrheit christlich getauft sind, aber ebenfalls keinerlei Glaubensleben pflegen, geschweige denn, daß sie ein Glaubenswissen hätten. Gespräche über Gott und Glauben wie eklektizistische Flickenteppiche, so sinnlos bunt wie die Applikationen auf den Gewändern gewisser Priester, Muster ohne Wert. Die besten Einsichten und Erkenntnisse, die mich überkamen, entpuppten sich später als die, die der katholischen Lehre noch am nächsten kamen.

Der Weg zurück war lang, und wurde die meiste Zeit von mir nicht als solcher erkannt. Er begann mit etwas ähnlichem wie einer groben Gewissensprüfung und Betrachtung meines Lebens, allerdings ohne auf eine Umkehr und Beichte gerichtet zu sein. Ich prüfte sozusagen alles, befand das wenigste für behaltenswert. Immerhin versuchte ich, mich im Sündigen, insofern ich es damals als solches erkannte, zu zügeln, auf jeglichem Terrain, und das gelang wenigstens einigermaßen.

Romano Guardini, vom dem ich vieles las, eröffnete mir einen neuen Zugang. Besonders seine Darlegungen zur christlichen Liebe anhand des Schwertwortes der Bergpredigt, deren Unterscheidungskern eben nicht in der Caritas, wie so viele meinen, die nur ein Zweig vieler möglicher Charismen eines Christen ist, liegt, sondern in der erst durch Christus selbst in die Welt getragenen bedingungslosen, revolutionären Liebe zur Wahrheit, die er offenbarte, gegen die sich die Formen der natürlichen Liebe empörten. Auch seine Gedanken zur Ich/Du Beziehung des Menschen zu Gott eröffneten mir ganz andere Zugänge. Davon angestoßen las ich bald regelmäßiger theologische und kirchengeschichtliche Werke anderer Autoren, die mich in Inhalt und faszinierendem sprachlichem Duktus nicht nur bereicherten, sondern mir auch die Kluft zu der Kirche, wie ich sie bisher real kannte, deutlich machte, ohne daß diese darin thematisiert wurde. Priestern oder Gläubigen begegnete ich in dieser Zeit fast gar nicht, der einzige Mensch, mit dem ich mich darüber austauschte, war meine Frau, die sich auf anderem Weg ebenfalls der Kirche wieder näherte, der sich bald mit meinem vereinigte und gemeinsam zu Ende gegangen wurde.



Ganz allmählich dämmerte es in mir herauf, daß ich Gott als Person aus meinem Leben nahezu ausschloß und daß ich das tat, weil ich seine Gnade und Liebe für verwirkt hielt. Ich wich seinem Blick aus, weil ich mich unendlich schämte. Aber das heißt immerhin, zu wissen, daß er einen anschaut und daß er das immer getan hat. Anfangs begann ich zu hoffen, daß er mir vergeben könne, ich begann, es für möglich zu halten. Ganz wesentlich war dann der Beginn des Pontifikats Benedikts XVI. Gelesen hatte ich kaum etwas von ihm bis dahin, aber ich hing während des Konklaves am Fernseher und hoffte, daß er Papst werden würde. Von seiner Weisheit und Tiefe war ich erst später beeindruckt, aber in diesen Tagen erreichte mich sein Blick und sein Schweigen, die mich ganz direkt trafen und riefen. Um Guardini zu paraphrasieren: er eröffnete mir einen Raum, in den ich mich entfalten konnte, indem er einen Schritt zurück ging und „die Hände wegließ“.

Ich fing wieder an, zu beten, wenn auch selten und mitunter unbeholfen. Und immer gewisser wurde: ich würde auch die Rückkehr zur Kirche beschreiten müssen, wenn dieser Weg weiterführen sollte. Die Dinge bewegten sich weg von gedanklichen Spekulationen und anderen Kompliziertheiten, Ausflüchten. Alles wurde wieder konkret, es ging nur um eines: diesen Schritt zu tun. Ich war im Grunde wieder dort angelangt, wo ich in jungen Jahren anfang, mich erst von Seiner Kirche, und dann von Ihm wegzuschleichen. Im Unterschied zu damals allerdings, hatte ich mir im Laufe der Zeit nun tatsächlich eine riesige ungebeichtete Sündenlast aufgeladen, und ich wußte nun: dies ist nur mit einer Beichte zu bewältigen.

Nun tauchten auch erstmals Personen auf, Bekannte aus einem ganz anderen

Kontext, die selbst vor kurzem zum Katholischen zurückgekehrt bzw. es neu gefunden hatten. Ich freute mich zu hören, daß es die alte Messe noch gibt, an die ich mich ja noch in Bildern erinnern konnte, auch deswegen, weil einige suchende Meßgänge in verschiedene Kirchen, die in den letzten Jahren doch unternommen wurden, bestenfalls Fragezeichen aufwarfen. Andererseits waren diese Bekannten bei der FSSPX gelandet, von der ich zwar nur dunkel wußte, aber mir mißfiel der unduldsame Ton gegenüber dem Rest der Kirche, und vor allem: ich hatte nach all den Wegen meines Lebens auf nichts mehr weniger Lust, als mich in irgendeinem gallischen Dorf, das die Wahrheit gepachtet hatte und sich im Besitz eines Zaubertranks wähnte, zu verbarrikadieren.

Am Ende spitzten sich die Dinge dramatisch zu, irgendwie wußte ich, daß die offene Tür bald wieder zuschlagen könnte; der Herr hatte unendliche Geduld mit mir gehabt, das konnte sich ändern. Ich las wieder in der Bibel, wie man sieht. Ich betete zum Heiligen Geist, er möge mir bitte alles offenbaren, was mich noch hindert und mir helfen, daß es abfiele. Ich wurde erhört, mit Paukenschlägen und Stürmen und sicher geführt wie Moses durch das Meer. Alles äußere Gefesseltsein an nun noch hinderliche Dinge und Menschen wurde gelöst. Und nun war es gewiß, nicht begründbar aber unerschütterlich: die alte Messe mußte es sein, aber nicht bei der Piusbruderschaft. Schon kurz darauf fand ich im Internet eine Notiz, daß es in München eine solche Messe regelmäßig gebe, daraufhin fand ich die Website der Petrusbruderschaft, es war überhaupt das erste Mal, daß ich das Web zu etwas anderem als Mailschreiben benutzte. Ich suchte die mir noch unbekannte Kirche.

IV. Endlich war es so weit: das Asperges wurde angestimmt, ich bekam einen ganzen Schwall Weihwasser mit Wucht mitten ins Gesicht und mir war, als würden lastende Schlacken von meiner Seele geschwemmt, während meine Tränen die Flut nährten, beim Kyrie, das ich genausolang nicht gehört hatte, konnte ich nicht anders, als einzustimmen, ich konnte es sogar tatsächlich. Ich gab mich einfach überwältigt dem Fluß hin, erkannte, erinnerte so vieles wieder, die Predigt griff immer wieder das Wort „Es gibt viele Geister, aber nur einen Heiligen Geist“ auf, nie habe ich das Credo inniger bekannt, und ab der Präfation war nur noch eines gewiß: ER war hier.

Scheu und etwas Bange war ich gekommen, nicht wissend, was mich erwartet, statt einer harten Landung war ich sanft wie auf dem Berg Tabor abgesetzt worden und wurde Zeuge und Teil wunderbarer Dinge. Ich war als Schaf einst ausgerissen und durfte nun als verlorener Sohn zurückkommen. Ich war wieder, wo ich hingehöre.

Wie hatte sich alles gefügt! Der Priester jenes Tages war sonst nie in dieser Kirche, er war auf Wunsch von Ehejubilaren gekommen und zelebrierte gewissermaßen sehr expressionistisch. Der Weihrauch verhüllte den Altarraum fast ganz, die Gesten waren kraftvoll und lang gehalten, die Rhythmik der Gesänge sehr betont, diese Deutlichkeit half, in das Mysterium einzutauchen. Und später erfuhr ich, daß dieser Tag, wenn auch liturgisch vom Sonntag verdrängt, „Petri Kettenfeier“ gewidmet ist, was eine schöne Bestätigung des Entschlusses war, die Rückkehr in der Einheit mit Rom zu finden.

Allein diese eine Messe beflügelte zu einem wochenlangen Taumel der Freude und Dankbarkeit. Es wäre mir ab diesem Tag nie in den Sinn gekommen, eine

Sonntagsmesse ausfallen zu lassen, es schien vielmehr unfaßbar, das über viele Jahre hinweg getan zu haben. Nachdem mich nun doch der Herr selbst wieder herschleppen mußte, fanden sich jetzt auch die guten Hirten ein. Es ist eine große Gnade, sich mit all den Dingen, die nun zu fragen und zu lernen waren, vertrauensvoll an sie wenden zu dürfen. Meßbücher wurden besorgt und das Introibo ad altare Dei Pater Ramms, die Lehrpredigten Pater Denekes gehört, viele Schriften verschlungen, überhaupt erstreckte sich das Wiederankommen auch auf die Petrusbruderschaft, wofür ich sehr dankbar bin, gerade auch, weil deren Priester damals leider nicht in der Münchner Kirche vertreten waren und trotzdem von Ferne so viel halfen und gaben. Auch war sicher, daß viele andere für mich gebetet hatten, vielleicht die ganze lange Zeit.

Die Beichte angepackt, die schon in der Vorbereitung zu einer veritablen und schmerzlichen Prüfung wurde. Sollte ich je gefragt werden, ob ich irgendwann mal Mut im Leben gezeigt hätte, würde ich antworten: an dem Tag, als ich nach zehn Minuten vor dem Beichtstuhl zur Flucht aus der Kirche ansetzte, aber merkwürdigerweise doch in den Beichtstuhl hineinging.

Es dauerte viele Wochen, bis überhaupt einmal ein Wort mit anderen Gläubigen gewechselt wurde nach der Messe, das Erfülltsein von ihr war so überwältigend, daß keine alltägliche Konversation möglich gewesen wäre, dennoch half in der Messe die Konzentration und innige Andacht der anderen, selbst tiefer hineinzutauchen in die Anbetung, den Weg zeigt der Ritus aus sich selbst heraus.

Participatio actuosa als seelischen Akt, nicht als äußerliche Aktivität verstanden, geschweige denn als physische

Präsenz im Altarraum. Prof. Wollbold brachte es hier in einem Vortrag auf den Punkt: der Laie hat keine Rubriken in dieser Messe, er bleibt frei. Mag der eine innig um ein persönliches Anliegen beten, der nächste geschlossenen Auges in tiefster Versenkung sein, der dritte sich mit Leib und Sinnen dem Herrn zuwenden und der vierte in der Lektüre seines Meßbuchs kleben, der fünfte sogar einen Rosenkranz oder andere Gebetsfolgen flüstern, solange er das nicht laut tut. Man wird hier kaum jemanden vorfinden, der wie auf einer Parkbank oder wie in einem Sessel lümmelt und animiert oder unterhalten werden will. Und so ist auch die Gemeinschaft der Gläubigen in dieser Messe ganz eigener Art, sie wird nicht als uniformes Kollektiv aufgefaßt, sie ist je nach der jeweiligen ganz persönlichen Gerichtetheit der Einzelnen ein vielstimmiger und mehrdimensionaler Chor dessen Stimmen sich mit dem jedesmal unbeirrt schreitenden Ritus verbinden. In zwei Bildern aus Martin Mosebachs Häresie der Formlosigkeit ist dies treffend gesagt: zum einen das des gemeinsamen Voranschreitens, welches der Priester als Kultdiener anführt und das jeden Einzelnen auf seinem Weg jedesmal ein Stückchen näher an das Mysterium führt, zum anderen das der lebenslangen Übung. Gleichwohl gilt natürlich auch hier die Mahnung Guardinis, man möge sich bitte bloß nicht von den Frömmigkeitsformen anderer zu etwas nötigen lassen, was nicht der eigenen entspricht.

Die Entscheidung für die ältere lateinische Messe war also eigentlich gar keine, jedenfalls nicht meine. Ich wurde dorthin geführt, wo ich hingehöre. Sie ist schlicht Heimat. Auch wenn ich zugegeben nicht mehr jedes mal von Flügeln getragen zur Messe gelange: dieser Ritus hilft mir immer bei den „Schritten über mich hinaus“, deren größter eben der zum

Herrn hin ist. Und, mag es von mir aus pathetisch klingen, er ist jener, der mir Christus näherbrachte und immer wieder näherbringt. Ihm hatte ich mich am meisten verschlossen und in der Zeit des Heimwegs, hatte ich fast immer zum Vater, später zum Heiligen Geist gebetet.

Die Übung in der älteren Form hat mich überhaupt nach und nach erst dazu befähigt, auch in einer Messe des NOM wirklich kultfähig zu sein, mindestens vorausgesetzt, daß diese strikt gemäß ihres Ordo zelebriert wird.

Zwangsläufig prasselte alles auf mich ein, was seit Jahrzehnten innerhalb der Kirche um diese Messe und darüber hinaus antobte. Nun erfaßte ich erst, was in meiner Jugend geschehen war. Die Oberen der kirchlichen Hierarchie hatten den in dieser Form mindestens rund 1500 Jahre alten Ritus in einer Art Putsch fast aus dem mystischen Leib Christi gerissen. Jenes Herz ihres Kultus, das bei der Christianisierung Europas ebenso schlug wie bei der anderer Kontinente, das die Kirche durch die Anfechtungen der Reformation, der industriellen und politischen Revolutionen, durch die Diktaturen des 20. Jahrhunderts führte, das alle Katholiken unterschiedlichster Kulturen und persönlicher Temperamente weltweit in im Band der lateinischen Messe vereinigte. Nur die finstersten Regime erzwangen mit brachialer Gewalt ein Verbot des Kultus und dann zerschnitt die Kirche, nein einige ihrer Episkopen, es selbst. Eigentlich nicht zu erfassen. Das trojanische Pferd in der Stadt Gottes und der Verwüstete Weinberg Dietrich von Hildebrands, der ja kein Gegner des II. Vaticanum war, helfen vielleicht noch am besten dabei.

Da auch heute noch, trotz des Motu Proprio Summorum Pontificum die ältere Form des römischen Ritus innerkirchlich oft wie eine Paria behandelt wird, sei die

Frage gestattet: Wenn einer Katholik ist und Gott sucht, und er tut dies in jener Form des Kultus, die dem Heiligen Franz von Assisi ebenso taugte wie dem Heiligen Ignatius, die noch letztes Jahr-

hundert einen Chesterton und eine Suora Faustyna Kowalska gleichzeitig zur Wandlung auf die Knie warf, wer wäre wer, um zu urteilen?

## **Ein Lebensalter – Auf der Suche nach der (beinahe) verloren gegangenen Liturgie**

Von Tom Hemerken

Die Frage, wie ich zur „Messe aller Zeiten“ kam, ist für mich nicht ganz passend. Aufgrund meines Alters müsste es vielleicht besser heißen: Wie fand ich die „Messe aller Zeiten“ wieder? Um dies verständlich machen zu können, muss ich einen Blick in meine Vergangenheit gewähren.

Ich gehöre zu jener Generation, die die ersten Veränderungen während des 2. Vatikanischen Konzils als Ministranten erlebten. Es begann mit einer Kleinigkeit, dem Wegfall eines Teiles des Stufengebotes. Uns Ministranten war das egal und es störte uns auch nicht, im Gegenteil. Wir lebten ja mit und in der Kirche, und somit war für uns stets klar, dass wir auch mit ihr gehen würden, ganz gleich was passieren würde, ob es Veränderungen gibt oder nicht, wir gingen mit der Kirche durch dick und dünn, vor allem in eine wunderbare katholische Zukunft hinein. In diesem Sinne nämlich wurden wir von unserem Ministrantenkaplan in der wöchentlichen stattfindenden Ministrantenstunde instruiert. Warum sollten wir daran zweifeln? Wir glaubten an die heilige katholische und apostolische Kirche.

Noch wurde es nicht richtig ernst. Erst als es hieß, „wir bekommen einen neuen Altar, einen Altar-Tisch, einen Volksaltar“, wurde es spannend. Es bewegte sich etwas. Und noch eine gravierende Änderung vollzog sich bald

danach: es gab eine „Sonntag-Vorabendmesse“ am Samstag um 19 Uhr. Bereits diese beiden Ereignisse waren so umwälzend für unsere Pfarrei, wie man sich das heute nicht mehr vorstellen kann. An einem Donnerstagabend kam der Bischof in die Pfarrkirche. Er hielt kein Pontifikalamt, sondern eine einfache Bischofsmesse – zum ersten Mal am Volksaltar. Das wurde sehr betont. Wir alle seien das Volk Gottes, sagte er, und wir feierten jetzt zusammen an diesem Altar, an diesem Tisch des Herrn, mit ihm das Opfer-Mahl. Der Holztisch bestand aus zwei breiten Beinen und einer großen, schweren Tischplatte. Die üblichen Altartücher wurden nicht gebraucht. Es gab jetzt zwei Tücher, eines, das an den beiden kurzen Altar-Seiten ein Stück herunterhing und das zweite, das die Abmaße des Tisches besaß. Auf dem Altar standen ein Kreuz, drei Kerzen und Blumenschmuck, erstmals auch ein Mikrofon. Der Bischof predigte lange, dafür war er bekannt, und er predigte so hochtheologisch, dass ich nichts verstand, auch nicht meine anwesenden Eltern, die ich später danach fragte. Ganz viele Texte wurden in der Muttersprache vorgetragen. Das hörte sich ungewöhnlich an, aber für uns Jungen nicht so sehr; wir kannten manches aus den Kindergottesdiensten, bei denen ein Kaplan, während der Priester am Altar zelebrierte, die deutschen Texte dazu vortrug. Die Kirche

war übertoll, alle sangen begeistert zum Schluss „Großer Gott, wir loben dich“, die Kirche war auf einem neuen, großartigen Weg.

Für die Ministranten wurde bald alles viel einfacher. Einmal bei der Messe selbst, aber auch im ganzen liturgischen Leben. Die sonntäglichen Vespere gab es von nun an nur noch selten; die an den früheren Vesper-freien Sonntagen stattfindenden Andachten (oft mit eucharistischem Segen) fielen immer öfter aus. Die Kreuzwegandacht gab es nur noch an Freitagen in der Fastenzeit und die Maiandachten und Rosenkranzandachten im Oktober wurden immer seltener begangen. Woran ich mich vor allem erinnere ist, dass wir nicht mehr angehalten wurden, zu diesen Liturgien zu gehen; jetzt wurden wir eingeladen. Aber für die meisten waren diese Einladungen nichts wert. Die Mitglieder meiner Familie sind stets treu weiter gegangen. Für uns gehörte das zum Ablauf des Kirchenjahres, und das wollten wir durchhalten. Die Zahl der Gläubigen in den Messen wurde im Laufe der Jahre immer geringer. Im Alter von fünfzehn Jahren habe ich den Ministrantendienst aufgegeben. Er genügte mir irgendwie nicht mehr, es war immer weniger zu tun und ich wollte immer etwas tun, außerdem verschwand das Heilige immer mehr, das Geheimnis des Glaubens, das ich suchte.

Ein einschneidendes Erlebnis war ein Vortrag (ca. 1966) des Jesuitenpaters Mario von Galli in unserer Pfarrei. Von Galli war vielleicht der wichtigste „Multiplikator“, wie man heute sagen würde (der Bischöfe und Konzilstheologen), für die Berichterstattung über das Konzil und über seine Ergebnisse. Vor allem auch über den Geist des Konzils. Er bekam für seine Rede das beste Forum, das aufzutreiben war: die Kirche. Vor

vollem Gottes-Haus sprach er eineinhalb Stunden. Erstmals wurde die Kirche für ein profanes Ereignis genutzt. Es wurde geklatscht und gegrölt. Die meisten Anwesenden waren begeistert, denn sie hörten davon, welchen Siegeszug die Kirche antreten und wie sie sich verändern werde: „Wir sind das Volk Gottes, wir ziehen hinaus in die Welt und holen die Errungenschaften der Welt in die Kirche herein.“

In der KJG, der „Katholischen Jugend“ war ich als Kind wie als Jugendlerner aktiv. Bereits Mitte der sechziger Jahre gab es jedoch die ersten Auflösungserscheinungen. Es ging nicht mehr richtig katholisch zu, denn es wurde nicht mehr gebetet. Auch Andersgläubige und Nichtgläubige wurden in die Gruppenstunden eingeladen und sogar aufgenommen; später konnten sie sogar Gruppenführer werden. Der ökumenische Gedanke breitete sich aus. Er wurde sogar so stark propagiert, dass seitens einiger Priester empfohlen wurde, ruhig sonntags den evangelischen Gottesdienst zu besuchen, ohne Bedenken haben zu müssen, die Sonntagspflicht nicht erfüllt zu haben; wir müssten uns gegenseitig immer besser kennen lernen. Die Jugendarbeit „vergammelte“, der Sinnlosigkeit jener Zeit angepasst, immer mehr. Im Jugendheim wurde eine Theke aufgebaut und dafür gesorgt, dass immer genug Alkohol vorhanden war. Mehr und mehr wurde in die Tat umgesetzt, was uns so oft gesagt wurde: ihr Katholiken müsst einfach zufriedener und glücklicher aussehen. So war es; die katholische Jugend traf sich öfter im Jugendheim zum Feiern beim Bier, als zum Beten und zu Gottesdiensten in der Kirche.

Es war die Zeit der sogenannten „68er“. Die nachkonziliare Revolte ging jetzt erst richtig los. Es gab nun kein Halten mehr. Alles wurde umgestürzt.

Nicht nur die Katheder in den Hörsälen der Universitäten, auch die Predigtstühle in den Kirchen. Nicht nur die veraltete, überkommene katholische Kirche konnte endlich allen angesammelten Moder der vergangenen zweitausend Jahre hinaus blasen, um Frischluft in ihre Räume hereinzulassen, damit ihre alten Lungen wieder atmen. Alle machten sich daran, die Kirche zu renovieren. Alle? Nicht alle! Viele spürten: das ist eine zweite Reformation, eine Revolution. Daran wollten sie sich nicht beteiligen. Nicht, dass sich die Gesellschaft wie auch die Kirche nicht weiterentwickeln sollen, aber bitte nicht so, wie ein Umsturz.

Alles ging sehr schnell. Mit dem neuen Mahltisch war die Möglichkeit geschaffen, in den Kirchen aufzuräumen. Innerhalb weniger Jahre waren die Kommunionbänke abmontiert, die Seitenaltäre nackt und unbenutzt, die meisten Engel, Heiligenbilder und Statuen verschwunden. Gleichzeitig gingen die Gläubigen zur Handkommunion, ohne vorher gebeichtet zu haben. Ihnen dieses Sakrament abzugewöhnen war einfach. Die Priester saßen einfach nicht mehr so oft wie vorher im Beichtstuhl. Es gab jetzt seltene, festgelegte Beichtzeiten, zu denen nur noch wenige kamen. Gleichzeitig wurden vor Weihnachten und vor Ostern Bußgottesdienste eingeführt. Diese Bußgottesdienste waren in meiner Erinnerung die bestbesuchten Veranstaltungen im Gotteshaus. Offenbar gab es doch noch so etwas wie „Schuldempfinden“ bei den Katholiken. Die Umerziehung war aber in vollem Gange. Es wurde kaum noch über die Evangelien gepredigt. Es ging um das Miteinander der Menschen und darum, wie gut Gott ist und wie barmherzig er uns immer wieder aufnimmt. Er verzeihe unsere Sünden dadurch, dass er einmal am Kreuz gelitten hat und gestorben ist. Ob er auferstanden sei? Nicht so wichtig,

denn er hat uns seinen Heiligen Geist gesandt. Dadurch sind wir mündige Christen geworden, die ihren Verstand gebrauchen und selbst entscheiden können, was wichtig für sie ist.

Die Kirchen begannen sich mehr und mehr zu leeren. Die Predigten wurden flach und sozialpolitisch. Die Priester trugen keinen Talar mehr und sogar gelegentlich Räuberzivil. Und die ersten Kapläne kamen ganz modern nach ihrer Priesterweihe in ihre erste Pfarrstelle und trugen nur noch Jeans und Turnschuhe. Sie beteiligten sich an den abendlichen Veranstaltungen im Jugendheim und tranken dabei gelegentlich mit den Jugendlichen über den Durst. Ich kann mich gut erinnern, dass manche Burschen erst mit dem Hinweis auf das Verhalten der Kapläne von ihren Eltern die Erlaubnis bekamen, ins Jugendheim zu gehen; und mit dem Hinweis auf sie wurden auch die ersten Jeans und Turnschuhe gekauft, die dann auch zum Kirchgang erlaubt wurden.

Von 1971–1975 fand das „deutsche Konzil“, die „Würzburger Synode“ statt. Hier sollten die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils auf die Ortskirchen übertragen werden. Aufgrund meines Alters und weil die modernen Medien viel bessere Möglichkeiten der Information hatten, als noch zehn Jahre zuvor, konnte ich dieses Ereignis ganz anders wahrnehmen als das Konzil selbst. Im Fernsehen, das nun fast in jedem Haushalt stand, wurde darüber berichtet, in den Tageszeitungen und natürlich in der wöchentlichen Kirchenzeitung. Es war ganz klar: der eingeschlagene Weg war richtig; man müsse jetzt alles so vorbereiten, dass die nach den Regeln der Demokratie geführten Debatten und herbeigeführten Entscheidungen umgesetzt würden und gefälligst von allen auch mitgetragen und befolgt würden. Die

Sorgen und Ängste vieler wurden abgewiegt, denn sie waren in der Minderheit und sie gehörten in den Augen der Modernisierer zu den Ewiggestrigen und Nörglern.

So vieles Wichtige aus dieser Zeit wäre noch zu berichten und zu beleuchten. Das kirchliche Durcheinander will ich mit einem resignierenden Wort meiner Großmutter beschreiben, die sagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll!“, dann setzte sie sich in ihre Küche auf einen Stuhl, zog ihren Rosenkranz aus ihrer Schürze und begann zu beten. Die Messen veränderten sich, immer weniger Latein, immer mehr die Muttersprache, immer öfter eine Jazzmesse, und keine Glaubensunterweisung mehr.

Bei all dem hatte ich meinen Glauben nicht verloren. Gott sei Dank, denn die meisten, die mit mir Ministranten waren und bei der KJG, gingen längst nicht mehr (regelmäßig) zur Heiligen Messe. Damals gab es noch Frühmessen. Ich besuchte fast jeden Morgen eine Frühmesse an meinem jeweiligen Wohnort. Meistens waren wir nur wenige, manchmal nur zu dritt. Immer war ich der Jüngste. So erlebte ich in all den Jahren, wie die Messe umgewandelt wurde. Die Priester gingen mit kleinen Büchlein (den sogenannten Faszikeln, die Anfänge des neuen Schott) an den Altar, darin standen die neuen Messtexte für den jeweiligen Tag. Immerhin, denn in so mancher Pfarrkirche habe ich besonders sonntags erlebt, wie Priester nur mit einem Zettel in der Hand zum Altar gingen; sie benutzten nur selten das Messbuch, manche überhaupt nicht. Man benötigte auch keine Ministranten mehr, es gab immer weniger und sie hatten kaum noch etwas zu tun, Wasser und Wein stellte man direkt auf den Altar, Weihrauch war verpönt. Mädchen wurden

als „Ministrantinnen“ zugelassen und verdrängten die Burschen, die, altersgemäß, mit den „Mädels“ nichts zu tun haben wollten. Die immer weniger werdenden Kirchgänger konnten neben dem „Brot des Lebens“ auch den „Wein des Lebens“ aus dem Priesterkelch empfangen, und als sich das herumsprach, wurden diese Messen besser besucht. Wenn sich mir die Möglichkeit bot, fuhr ich mit dem Auto in eine andere Kirche. Meistens suchte ich eine Klosterkirche auf. Damals gab es, zwar selten, noch die Möglichkeit, bei einem „konservativen“ Priester der Alten Messe beizuwohnen, denn manchmal zelebrierten sie noch nach dem Alten Ritus, jedoch nur an einem Seitenaltar, der sonst nicht mehr gebraucht wurde. Ich habe dabei beobachten können, wie sich von den anwesenden ca. 25 Gläubigen die meisten dem am Seitenaltar zelebrierenden Priester zuwandten und sich hinknieten. Die mutigen Priester, die die tridentinische Messe lasen, wurden immer weniger und starben langsam aus, bzw. wurden seitens ihrer Bischöfe so unter Druck gesetzt, dass nur noch wenige ganz Mutige übrig blieben. Priester, die nicht mehr ihr eigener Pfarrherr waren, durften nicht einmal mehr in der Kirche zelebrieren. So begann wieder einmal eine „Katakombenzeit“ oder „Untergrundkirche“, als den Priestern die Zelebration der Heiligen Messe ihrer Priesterweihe verboten wurde und sie nur noch heimlich auf dem Wohnzimmertisch ihrer Wohnung zelebrieren konnten. Manchmal fuhr ich auch in eine Abteikirche, um den wunderbaren lateinischen gregorianischen Gesang von Nonnen oder Mönche mitzuerleben.

Nachdem das neue Messbuch offiziell in Kraft getreten war, kam es aber nicht zum Stillstand der bis dahin weit um sich greifenden Missbräuche bei der Feier der Heiligen Messe. Zwar be-

nutzten viele treue Priester ganz regulär die erneuerten Bücher für die Liturgie, aber vielen war dies weiterhin zu wenig. Sie „experimentierten“ weiter lustig drauflos. Auch die Ehrfurcht vor dem Altarsakrament war weitestgehend verschwunden. Nicht nur, dass der Tabernakel vom Altar geholt und an die Seite gestellt worden ist war beschämend. Das Allerheiligste wurde mehr und mehr missachtet. Kniebeugen vor ihm fielen weg. Jeder nahm heilige Gefäße in die bloße Hand. Und die Kommunion wurde von Laien ausgeteilt. Über die Handkommunion will ich an dieser Stelle nicht viele Worte verlieren, selbstverständlich praktizierte ich sie auch, aber nur in den ersten Jahren. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass mit der Handkommunion ein Werkzeug zur Disziplinierung der Gläubigen geschaffen worden ist. Zwar gehen (fast) alle zur Kommunion und manche besitzen noch Respekt und Achtung vor dem Altarsakrament. Wie oft musste ich erleben, dass dem Wunsch nach knieendem Kommunionempfang und zwar als Mundkommunion, nicht entsprochen wurde, gleich ob Priester oder Kommunionsspender. Ich erlebte auch, dass der austeilende Priester sah, dass in seiner Reihe eine Person stand, die knieend die Mundkommunion empfangen wollte, er wechselte flugs mit der Kommunionshelferin seinen Standort.

Ein großes Ärgernis war und ist für mich bis heute in der Messe des Novus Ordo die Belastung meines Nervenkostüms durch unerwünschte, unerwartete und unbotmäßige mehrfache Beschallung aus dem Mund des Priesters oder anderer Personen. Von Anfang bis zum Ende wird mit Hilfe des Mikrofons und der Lautsprecher kaum eine Minute der Stille gewährt. Es wird immerzu auf die Kirchenbesucher eingeredet. Sie werden sogar aufgefordert mitzumachen, indem heute

wie selbstverständlich dem unliturgischen Tagesgruß am Beginn oder am Ende der Messe auch eine Antwort folgt, z. B. „danke gleichfalls“ oder „ihnen auch“.

Natürlich war mir früh bekannt, dass es Kritik am Konzil gab, vor allem auch an der Liturgiereform. Bereits Mitte der siebziger Jahre las ich die Zeitschrift „UNA VOCE Korrespondenz“, die sich darum bemühte, die Messe aller Zeiten nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Dadurch waren mir auch Erzbischof Marcel Lefebvre und seine „Priesterbruderschaft St. Pius X.“ bekannt. Doch das Trommelfeuer der „offiziellen Kirche“ das vor allem in Deutschland auf diese Bewegung niederprasselte, nahm mir viele Jahre lang den Mut, den Schritt zur Alten Messe zu wagen, die sogleich ein Synonym für die „Piusbrüder“ war, denn die Alte Messe gab es mittlerweile (fast) nur noch bei der Piusbruderschaft. Erst als ich vor ca. zwanzig Jahren an einer ihrer Kirchen vorbeikam, ging ich in sie hinein. Der erste Eindruck war schon überwältigend. Ich sah eine Kirche wie ich sie von früher kannte, so wie sie sein soll, klar zum Herrn hin strukturiert, mit einem Hochaltar und Seitenaltären; Heiligenstatuen usw. und vor allem mit dem Tabernakel im Zentrum, dem Hochaltar. Um zur Messe zu bleiben fehlte mir noch der Mut, denn, was, „wenn sie doch schismatisch sein sollte?“ Ich wollte mir durch solch eine Begegnung mein Seelenheil nicht nehmen lassen. Ich betete in jener Zeit viel um Klarheit. Eines Tages besuchte ich dann doch eine Heilige Messe bei der Piusbruderschaft und wusste sofort, dass dies wieder „meine“ Messe war, die „wahre Messe aller Zeiten“.

Natürlich sagte ich mir, dass ich nicht immer hundert Kilometer für eine Messe fahren könnte, das ginge einfach nicht; das sei auf Dauer viel zu teuer und



ich dürfe die Familie nicht vernachlässigen. Von nun an fuhr ich ab und zu manchmal in eine „Pius-Kirche“ und später auch zu den neu entstandenen Niederlassungen und Messorte der Priesterbruderschaft St. Petrus. Es war alles aufwändig und umständlich für mich, aber ich wusste: ich war wieder zu Hause!

Für viele gläubige Katholiken, war der Weltjugendtag 2005 in Köln ein wichtiges Ereignis und sogar ein Signal, den eingeschlagenen Weg, der Messe aller Zeiten Raum zu schaffen, damit die katholische Messe wieder eine Heilige Messe wird, nicht mehr zu verlassen. In den Tagen des August jenes Jahres wurde eine Kirche in Düsseldorf ganz „freigestellt“ für liturgische Feiern im Alten Ritus. Täglich gab es ein Pontifikalamt und weitere Liturgien, die in großer Ehrfurcht und Andacht zelebriert wurden und denen viele hundert, vor allem junge Menschen, gesammelt und betend beiwohnten. Das war großartig, denn so etwas hatte ich nun „ewig“ nicht mehr erlebt. Die vielen jungen Menschen zu sehen und zu erleben, wie sie einzig zum Zwecke dieser Heiligen Feiern aus der ganzen Welt nach Köln bzw. nach Düsseldorf gekommen waren, gaben Mut für eine bessere Zukunft der Kirche, der Kirche als einer betenden Kirche und nicht als einer Kirche der Protestanten, Sozialarbeiter und jener Theologen, die die Kirche ständig neu erfinden wollen oder immer wieder etwas neues in der Liturgie ausprobieren möchten, damit sie up-to-date sein konnten.

Auf dem Pontifikat des neuen Papstes Benedikt XVI. lagen von vornherein große Hoffnungen. Schließlich hatte er als Kardinal verschiedentlich im alten Ritus zelebriert und sich zu Fragen der Liturgie immer wieder zu Wort gemeldet. Am 7. Juli 2007 wurde sein

eminent wichtiges Motu Proprio „Summorum Pontificum“ veröffentlicht, mit dem er der Alten Messe wieder ihren gebührenden Platz im Leben der katholischen Kirche zurückgab. Zwar war sie von nun an die „außerordentliche Form des römischen Ritus“, aber allen, die ihr bisher schon anhängen und all jenen, die sie noch kennenlernen und lieben werden, ist sie die einzige und geradezu ordentliche Form der Heiligen Liturgie. Endlich konnte angstfreier mit der tridentinischen Messe umgegangen werden; schließlich hat sie der Papst wieder erlaubt und allen Diözesanbischöfen sogar einen Brief geschrieben und mit dem Wunsch versehen, sie mögen großzügig den Gläubigen diese Möglichkeit nicht nur gewähren, sondern sogar dafür Sorge tragen, dass überall dort, wo es gewünscht wird, möglich gemacht werden soll.

Leider wurden die optimistischen Erwartungen nicht erfüllt. Bis zum heutigen Tage hat noch kein einziger deutscher amtierender Oberhirte öffentlich eine Alte Messe zelebriert. Leider tat dies auch Papst Benedikt nicht; jedoch gewährte er stets jenen große Freiheiten, die diesen Weg gehen wollten. Die deutschen Bischöfe erlaubten hier und da, dass nun an manchen Orten die tridentinische Messe zelebriert werden kann und dass die sogenannten „Ecclesia Dei-Gemeinschaften“ mit ihren Priestern umfänglicher ihrem Apostolat nachgehen können. Freilich ist dies von Bistum zu Bistum verschieden.

Oft können nur unter großen Anstrengungen und mit einem langen Atem der anfragenden Gruppen, in den Ordinariaten die Widerstände gegen die Alte Messe gebrochen werden. Auch in vielen Pfarreien, vor allem bei deren für Verwaltung und Pastoral Verantwortlichen, gleich ob Priester, Diakon,

Pastoralreferent oder Vorsitzender eines Pfarrgremiums, gibt es stets große Widerstände, bis hin zu Schikanen um banale Dinge, etwa ob und welche Kirche zur Verfügung gestellt wird, oder dass zusätzliche Einnahmen requiriert werden sollen, die außerhalb der regulären Kollekte liegen. Leider wird auch oft untersagt, etwa in Pfarrbriefen auf die „Messe in der außerordentlichen Form des Römischen Ritus“ hinzuweisen; diese Messe wird nicht als ein „Angebot“ der Pfarrei verstanden und angenommen, sondern nur geduldet. Das ist auch deswegen sehr traurig, weil dadurch vielen Gläubigen und Suchenden die Möglichkeit verwehrt wird, diese Heilige Messe kennenzulernen. Ein großzügiges Entgegenkommen der Verantwortlichen könnte sich für die missionarische Kirche als fruchtbar erweisen. Dazu gehört dann aber auch, dass nicht nur die Alte Messe ohne Bedingungen zelebriert werden darf, sondern dass die Gläubigen das Recht haben in diesem Ritus etwa ihre Kinder taufen zu lassen und ihre Verstorbenen beerdigen zu können.

Man kann sich wirklich fragen, ob es diese Streitereien, Zwistigkeiten und Zuspitzungen untereinander wert sind. Hat es Sinn, sich über den Sinn und die Form der Liturgie auseinanderzusetzen? Es geht doch um die Wahrheit. Die Wahrheit ist nicht beliebig. Die Mutter Kirche kann nicht Jahrhunderte, ja zweitausend Jahre lang, eine Lehre vertreten, die sie, weil die Umstände der Zeit es angeblich verlangen, verwirft. Die Liturgie ist das Heiligste in der Kirche. Deren Grundlagen beruhen auf Jesu letztem Abendmahl, seinem Kreuzestod und der Auferstehung von den Toten. Seine Lehre wurde durch Überlieferung und Tradition weitergegeben. Wichtigste schriftliche Zeugen sind die Evangelien und die weiteren Schriften des Neuen Testa-

mentes. Die Liturgie war von frühester Zeit an Bestandteil der Überlieferung. Sie wurde mehr und mehr ausgeformt in den Traditionen, die sie mitprägten. Es entwickelten sich und es entstanden verschiedene Formen von Riten. Mehrfach mussten Konzilien einschreiten, um Korrekturen vorzunehmen. Das wichtigste Konzil war jenes von Trient (1545–1563). Es antwortete mit seinen Aussagen auf die Reformation, die die Kirche und Europa zerbrochen und in ein existenzielles und geistiges Elend entlassen hatte. Das Konzil von Trient verbot und merzte aus, was irgendwie mit den Reformatoren zu tun hatte. Die alten überlieferten Liturgien, die älter als 200 Jahre waren, konnten weiter bestehen bleiben, so etwa in den Riten der Dominikaner und Kartäuser, des Mozarabischen, des Ambrosianischen oder des Lyoner Ritus. Jüngere Riten wurden aufgehoben und gingen im Römischen Ritus auf. Dieser war nun verbindlich für all jene Priester, die nicht einem anderen erlaubten Ritus unterstanden. Mit kleinen Änderungen, die immer wieder in den klassischen Römischen Ritus eingeflossen sind, wie etwa neue Heiligenfeste, war er gültig bis in die Zeit des Konzils.

Die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren angebrochen. Noch immer ging ich fast täglich in die Werktagmesse, die letzte am Ort, so lange sie der alte Pater noch in einer Krankenhauskapelle zelebrieren durfte. In den Pfarreien ringsherum gab es nur noch wöchentliche Abendmessen, die leider auch bald der Vergangenheit angehörten. Zur Zeit bestehen in der hiesigen Pfarreiengemeinschaft als Werktagmesse die gelegentliche Schulmesse, eine Frauenmesse und nach Bedarf die nicht planbaren „Beerdigungsmessen“.

Die Sonntagsmessen waren für mich, besonders seit den achtziger Jahren,

immer schwerer zu ertragen. Hatte ich mich bisher immer noch zurückgehalten und gehofft, die hiesigen Priester würden wieder die ganze Messe mit den offiziellen Texten des Messbuches zelebrieren, sah ich mich mehr und mehr getäuscht. Meinen Sonntagsschott im Novos Ordo brauchte ich längst nicht mehr. Ich kaufte mir dafür einige Jahre lang das jährlich neu erscheinende Messbuch für das jeweilige Kirchenjahr, doch auch hierbei merkte ich, dass ich die Texte nicht verfolgen konnte, weil die Priester ganz andere Texte benutzten. Ich sagte mir: Wofür gibt es ein Altarmessbuch, wenn sich Priester nicht daran halten und als Kanon ohnehin nur den kürzesten, den zweiten, benutzen oder einen noch kürzeren, wahrscheinlich selbstgebastelten?

Es war der Zeitpunkt gekommen, dass ich wieder meinen alten Schott hervorholte. Zuerst benutzte ich ihn nur zu Hause, gewissermaßen zur Vorbereitung und Einstimmung auf die Sonntagsmesse. Dann nahm ich den Schott mit zur Messe und betete die vorgeschriebenen Messgebete für den jeweiligen Sonntag oder Festtag. Das tat mir spürbar gut – zunächst. Nach einer Zeit merkte ich mehr und mehr die Diskrepanzen zwischen den Texten im alten Schott und dem, was der Priester am Altar vortrug. Von Andacht und Frömmigkeit war ohnehin wenig zu spüren, doch das wollte ich einsaugen. Die heilige Messe sollte wieder meine Quelle sein, die Kraftquelle für die nächste Zeit. Die unsäglichen Reden und Ansprachen, sozialpsychologischen Ermahnungen und die vielen Wünsche für ein gutes Leben, das alles machte mich mehr und mehr auch wütend gegen dasjenige, was mir als katholisch und katholische heilige Messe angeboten wurde.

Die Kirche in unserer Zeit hat den größten Schatz, den sie hat, vergessen – nein, verschleudert. Noch heute wehrt sie sich dagegen, diesen Schatz wieder neu zu entdecken. Gott sei Dank gab es nach dem gewaltigen Niedergang nach dem Konzil, der bis heute andauert, Priester und Laien, die die „Alte Messe“ nicht vergessen haben, sondern sie vor ihrem gänzlichen Versinken bewahrten. Papst Benedikt rettete den alten Ritus endgültig vor der Versenkung. Dass dies jedoch nicht ohne Widerspruch bleiben konnte, war klar. Die Gegner der Kirche sind allgegenwärtig und noch immer kraftvoll. Einer sagte zu mir: „Wir lassen uns doch nicht das, was wir uns mit und nach dem Konzil schwer erkämpft haben, einfach so wieder nehmen!“ Diese Menschen merken nicht, dass sie nur noch einer kleinen Minderheit angehören, eine Minderheit innerhalb des Katholizismus. Sie haben die Kirchen entweiht; jetzt werden sie profaniert, verkauft, abgerissen. Manche werden noch „gerettet“, indem man aus ihnen eine „Grabeskirche“ macht.

Die heilige Messe ist die Vergewärtigung des Opfertodes Jesu Christi. Es ist aber falsch, wenn in der neuen Messe dasselbe behauptet wird, nur um sich als katholisch zu positionieren. Es mag sein, dass diejenigen Priester, die treu dem Messbuch Pauls VI. folgen, eine gültige Messe feiern. Doch wo wird die Messe so zelebriert? Zwar versuche ich, so oft ich kann zu einer Messe in der außerordentlichen Form des Römischen Ritus zu gehen. Manchmal ist es nicht möglich und ich gehe in eine ganz normale Sonntags-Eucharistiefeier. Ehrlich, ich habe eine ganz normale Messe, nach dem Messbuch Pauls VI., seit Jahren nicht mehr erlebt. Dafür gibt es hier neben verschiedenen Themengottesdiensten auch beliebte „mit-neuen-Augen-sehen-Messen“, die Jugend-

liche und junge Erwachsene ansprechen sollen, was sie z. T. auch tun. Der neueste Schrei ist nun ein Gottesdienst mit Tieren, die in die Kirche gebracht werden. Katholisch ist das nicht.

So frage ich mich: Wo ist denn noch katholisch drin, was alles als katholisch angepriesen wird? Fast jede Messe ist inzwischen ein Event, gestaltet vom Liturgiekreis oder vom Pastoralreferenten. Aber die Priester sind daran selbst Schuld, denn sie haben sich alles aus der Hand nehmen lassen. Die Bischöfe sind Schuld, weil sie meinten, die Priester müssten mehr und mehr sogenannte pastorale Mitarbeiter haben. Jetzt sitzt der Priester während der Kommunionausteilung auf seiner Sedilie und schaut zu, wie drei Kommunionhelferinnen an 45 Personen die Kommunion austeilten.

Die ursprüngliche Messform, die Alte Messe, ist strukturiert und ganz auf Gott hin abgestimmt. Nicht der Priester steht im Mittelpunkt, wie der schweigenden Mehrheit von einer dominanten Minderheit immer wieder eingeredet wird. Der Priester zelebriert die heilige Messe nach Rubriken, nach uralten Vorschriften, denen er verpflichtet ist. Er fügt ihnen nichts bei und nimmt ihnen nichts weg. Am Altar wird das Opfer Christi dargebracht in unblutiger Weise. Der Priester vollzieht kraft seiner Weihe das Opfer, hin zum Herrn. Und die Gemeinde der Glaubenden folgt ihm. Ohne eine angemessene Vorbereitung kann weder der Priester noch der Messbesucher die Messe würdig vollziehen. Man muss sich die Messtexte zu eigen machen, sie lesen, sich darauf einlassen. Alle Texte der Messe passen zusammen, bilden eine Einheit. Es ist nicht so, wie es nach der Liturgiereform oft wiederholt wurde, dass die Epistel nicht zum Evangelium passen würde. Im Einzelfall mag das stimmen, aber es geht nicht nur

um diese beiden Texte aus der Heiligen Schrift, das ganze Ordinarium mit dem Proprium bildet eine Einheit, sie gehören zusammen. Sie wird besonders hervorgehoben durch den liturgischen Gesang, den gregorianischen Choral. Besonders wenn er von einem guten und geschulten Chor oder einer Schola vorgetragen wird, ist es ein großer geistlicher Gewinn. Jede Zeit im Kirchenjahr, jeder Sonntag, jedes Fest hat gewissermaßen seine eigene Musik. Alles spielt zusammen: die Messtexte und die Gesänge der Gregorianik. So bilden der Gesang mit seiner Melodie und der Text mit seinem Inhalt die Fülle des Tagesgeheimnisses. In einer Messe nach dem Novus Ordo ist das undenkbar. Es ist zu beachten, dass die Messtexte der Sonntage auch innere Bezüge haben. Manchmal ist es gut, die Texte des vergangenen sonntags mitzulesen und vielleicht auch die des folgenden Sonntags anzusehen. Ja, die Alte Messe ist anspruchsvoll. Dabei machten mir bisher meine eher rudimentären Lateinkenntnisse nie ein Problem. Schon als Kind war es ganz einfach, mit dem Schott zu beten. Das war auch das ursprüngliche Anliegen der liturgischen Bewegung im 19. Jahrhundert; damals ging es nicht um die Messe in der Muttersprache und in einer anderen Form.

Eine sehr große Freude ist es mir, zu sehen, wie immer mehr junge Menschen den Weg zur Alten Liturgie finden. Ich habe den Eindruck, dass die meisten auch dabei bleiben. Viele von ihnen engagieren sich sogar. Das ist wichtig und notwendig. Es ist schön zu sehen, dass ich nicht mehr der Jüngste in der Kirche bin, im Gegenteil, es gibt viel mehr junge Menschen in der „Heiligen Messe in der außerordentlichen Form des Römischen Ritus“ als in so manchen Eucharistiefiern in der Pfarrkirche vor Ort.

## „Eine katholische Oase“ – 10 Jahre Institut St. Philipp Neri in Berlin

Von Michael Charlier

Im Gesundbrunnen-Viertel im Berliner Wedding sind sie bekannt wie bunte Hunde: Die stets in der traditionellen schwarzen Soutane auftretenden Priester und Seminaristen des Instituts St. Philipp Neri (ISPN). Mit dem Segen aus Rom verwirklicht die unter Papst Johannes Paul II. mit besonderer Unterstützung durch den späteren Papst Benedikt XVI. gegründete Gemeinschaft etwas, das viele für unmöglich halten: Die Verbindung von überliefertem Katholischsein – mit Latein, Weihrauch und Katechismus – mit einer zeitgemäßen Großstadtpastoral. Im Mai feiert das Institut sein 10-jähriges Bestehen.

Das ISPN, in dem heute fünf Priester (drei davon in Berlin) und vier Seminaristen tätig sind, wird von Propst Dr. Gerald Goesche geleitet. Das Institut konnte bereits kurz nach seiner Gründung Kirche und Haus des früheren St.-Afra-Stiftes erwerben, was freilich nicht heißt, es auch zu bezahlen: Noch gehört das Meiste der Bank. Trotzdem begann man sofort damit, es zu einer in die Öffentlichkeit hinauswirkenden „katholischen Oase“ für Berlin und Umland auszubauen. Daneben hat das Institut bzw. haben seine Priester im Auftrag des jeweiligen Ortsbischofs die Feier der hl. Messe im überlieferten Ritus in Potsdam, Görlitz und Trier übernommen.

Was unter einer „katholischen Oase“ zu verstehen ist, erschließt sich am besten bei einem Blick auf das, was man an Ort und Stelle sehen kann. Kirche und Stift St. Afra, in dem das Institut St. Philipp Neri seinen Sitz hat, liegen an einer der spannendsten Stellen von Berlin „Mitte“. Zweihundert Meter entfernt vom ehemaligen Verlauf der Mauer zwischen Ost und West, markiert die Graunstraße heute

eine ganz andere Grenze: auf der einen Seite Wedding und Gesundbrunnen mit ihren türkischen und arabischen Zuwanderern, auf der anderen Seite Prenzlauer Berg, wo in „bevorzugter Wohnlage“ die Mieten unerhörte Höhen erreichen. Dazwischen der „Mauerpark“ auf dem längst begrünten früheren Todesstreifen – für die einen ein innenstädtisches Filetstück auf der Suche nach optimaler Verwertung, für die anderen „grüne Lunge“ und Auslauf für Kinder, Rentner und Hunde, ideal für Flohmärkte und Open Air Konzerte. Wer an die Ränder der Gesellschaft gehen will, hat es hier nicht weit.

Die Graunstraße zeigt dann noch einmal einen Grenzverlauf besonderer Art. Auf der einen Seite die zumindest zur Straßenfront hin erhaltene und passabel renovierte Bebauung aus der Gründerzeit, auf der anderen Seite wie überall im Quartier Beton aus den abriß- und erneuerungssüchtigen 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts. Ein Teil davon wird jetzt auch schon wieder abgerissen; das eröffnet ungeahnte Ausblicke. Mitten auf der historischen Seite der Graunstraße sieht man das Vorderhaus des St. Afra-Stiftes, erbaut 1897–98 im Stil der märkischen Backsteingotik von den Architekten Carl Moritz und Josef Welz. Und da, wo Berliner Vorderhäuser sonst ein oder mehrere Hinterhäuser haben, steht, von bewohnten Seitenflügeln flankiert, die St. Afra Kirche, außen ebenfalls Backstein, innen die neugotischen Formen zum Teil bereits in Stahlbeton, ganz auf der Höhe der Zeit. Die Kirche hat im Krieg – da gingen ihre bunten Fenster zu Bruch – und bei späteren Renovierungen ihre ursprüngliche Ausmalung und den Skulpturenschmuck ver-

loren. Später wurden dann auch der Hochaltar mit einer eindrucksvollen Kreuzigungsgruppe, Kommunionbank und Kanzel wegmodernisiert. Wie es heißt, war St. Afra die erste Berliner Kirche, in der Mitte der 30er Jahre an einem hereingetragenen Tisch eine Messe „zum Volk hin“ gefeiert wurde.

Nun ist es die erste, in der wieder ausschließlich „ad Dominum“ zelebriert wird. Nach dem Erwerb der Kirche durch das Institut St. Philipp Neri wurden ein traditioneller Hochaltar und eine im Stil passende Kommunionbank wiederhergestellt. Zusammen mit den wenn auch nur reduziert erhalten gebliebenen Seitenaltären strahlt St. Afra so wieder die „katholische Atmosphäre“ aus, die man in vielen neubauten oder konsequent modernisierten Kirchen so schmerzlich vermisst. Sie bietet den Rahmen für eine würdige Liturgie, das Zentrum aller Aktivitäten rund um Haus und Stift St. Afra.

Würdige Liturgie das heißt, an jedem Sonntag gesungenes Amt mit gregorianischem Proprium und dem vom Volk im Wechsel mit der Schola gesungenen Ordinarium, an höheren Feiertagen wenn irgend möglich als Levitenamt, an höchsten Feiertagen mit Musik aus dem Schatz polyphoner Messen und Gesänge. An den Werktagen meist eine Stille Messe als Abendmesse, Samstags am Vormittag. Vor jeder Messe wird der Rosenkranz gebetet, an mehreren Tagen ist Aussetzung des Allerheiligsten, Anbetung und Sakramentaler Segen.

Die Seelsorge an St. Afra umfasst die Spendung aller Sakramente in der überlieferten Form der Liturgie. Die Beichtgelegenheit wird auch von Gläubigen genutzt, die sonst nicht an der Liturgie oder Veranstaltungen teilnehmen. In jedem Jahr gibt es Taufen und Eheschließungen, seltener – glücklicherweise – Beerdi-

gungen. Wo kirchenrechtlich erforderlich, erfolgt Abstimmung mit der jeweiligen „Heimatpfarrei“. Für Firmungen hat Erzbischof Kardinal Woelki dem Propst jeweils gerne die erbetene Delegation erteilt.

Wo Erwachsene getauft werden oder aus protestantischen Gemeinschaften zur Kirche kommen, entstehen Abfolgen, die unseren Großeltern undenkbar erschienen sein mögen: Da wird zuerst das Kind des jungen Paares getauft, dann eine Weile später die Mutter – und schließlich und zu guter Letzt auch noch die Verbindung durch die Trauung vor Gott und den Menschen bestätigt. Ideal mag derlei kaum sein – aber in der Großstadtseelsorge eher die Regel als die Ausnahme. Zumindest in der Gemeinde mit altem Ritus, der offenbar besonders überzeugend für viele wirkt, die bislang fernstanden.

Das Institut St. Philipp Neri operiert in der tiefsten Diaspora: Katholiken machen in Brandenburg und Berlin gerade einmal 5% der Bevölkerung aus – rein statistisch gesehen. Dass sie katholisch sind, wissen viele bestenfalls aus dem Kirchensteuerbescheid, die Zahl der katholischen Eheschließungen und der Taufen ist in den letzten Jahren gegenüber DDR-Zeiten noch einmal deutlich zurückgegangen. Viele Mitglieder der Gemeinde kommen aus dem Umland. Unter den Erwachsenen gibt es einen hohen Anteil von Personen, die erst nach Um- und Abwegen zur Kirche gefunden haben: Konvertiten aus evangelischen Gemeinschaften, ehemals Glaubenslose und überzeugte Atheisten. Dazu „Revertiten“ – das sind katholisch Getaufte, die irgendwann die Verbindung zur Kirche aufgegeben haben und nach Jahren oder Jahrzehnten wieder zurückgefunden haben. Neuevangelisierung wie es im Buche steht.

Katechetische Angebote bilden daher einen Schwerpunkt in der seelsorgerlichen Arbeit des ISPN. Sonntags nach dem Hochamt gibt es in 14-tägigem Wechsel den Kinderkatechismus für die Kleinen und den Jugendkatechismus für die Größeren, so ab 12. Der Zeitpunkt nach dem Hochamt ist vielleicht nicht ideal – aber der einzige, der ohne Einrichtung eines aufwendigen Fahrdienstes möglich ist. Für die Eltern und die anderen Gottesdienstteilnehmer gibt es währenddessen die Möglichkeit, die Wartezeit in der „Pforte“ bei Kaffee oder Saft, Kuchen und Gesprächen zu überbrücken.

Samstagvormittag findet am gleichen Ort der „Erwachsenenkatechismus“ statt. Seit 2013 steht die gemeinsame Lektüre der Jesusbücher des Papstes auf dem Programm. Sie bietet die Möglichkeit, viele Fragen des Glaubens zu besprechen. An Erwachsene richtet sich auch das Angebot des wöchentlichen „Oratoriums“, das in Anlehnung an eine entsprechende Praxis im Kreis um Philipp Neri konzipiert worden ist. Nach der Abendmesse und der – übrigens allabendlich gemeinsam gesungenen – Komplet gibt es zunächst einen Vortrag und eine kurze Betrachtung. Dann geht es in den Gemeindesaal unter der Kirche, wo man bei Käse, Brot und einem Glas Wein über das besondere Thema des Tages oder auch über Gott und die Welt ganz allgemein sprechen kann. Im Winterhalbjahr findet eine Vortragsreihe statt, in der ausgewiesene Sachkenner ein Thema an mehreren Samstag-Vormittagen vorstellen – im letzten Winter war das „Schlesien – Geschichte und Kunst im Land der hl.

Hedwig“. Damit erreicht das Institut auch Menschen über den Kreis der Gläubigen hinaus.

Als neuer Arbeitsschwerpunkt am Institut wurde im November 2012 die „Baronius-Akademie für Philosophie und Theologie“ errichtet, die von P. Dr. Thomas Jatzkowski geleitet wird. Sie bietet ein dreijähriges philosophisches Grundstudium und ein anschließendes dreijähriges Curriculum der Theologie an. Lehrplan und Ausbildungsziele orientieren sich an den Vorgaben für die päpstlichen Hochschulen in Rom, mit denen auch eine weitergehende Kooperation angestrebt wird. Als Dozenten wirken Wissenschaftler aus Berlin und Hochschullehrer aus ganz Deutschland. Hauptzweck der Einrichtung ist das Angebot eines Hausstudiums für Seminaristen des Instituts. Die Vorlesungen sind jedoch im Prinzip öffentlich, und dieses Angebot wird über Erwarten gut genutzt.

Mit den hier angesprochenen Aufgaben sind die in St. Afra tätigen Institutsmitglieder derzeit bestens ausgelastet. Um weitere Aufgabenfelder auszumachen, braucht es wenig Phantasie. Zwei Seminaristen stammen aus Osteuropa – also daher von wo immer mehr Menschen nach Berlin kommen. Der Bedarf an Seelsorgern in Krankenhäusern und Altenheimen übersteigt vielerorts die Leistungsfähigkeit der Gemeinden. Und die Glaubenssucher, die vom Zeitgeist und seinen Moden genug haben, werden immer mehr. Genug zu tun also für mehrere Graunstraßen.

## Buchbesprechungen

### **Alex Stock, *Liturgie und Poesie. Zur Sprache des Gottesdienstes*,**

Kevelaer: Butzon und Bercker, 2010, 237 Seiten, ISBN 978-3-7666-1357-8. 17,95 €.

Erfreulicherweise ist das Thema Liturgie in der katholischen Kirche schon seit längerem in Bewegung gekommen, bedauerlicherweise aber in das kontroverse Schema traditionalistisch / konservativ – progressiv hineingeraten: Alte Messe – neue Messe, Hochaltar – Volksaltar, Latein – Volkssprache, Klerikermesse – Laienbeteiligung, Eucharistie – Wort-Gottes-Feier, Ritual – Lebendigkeit ... Dass Kontroverse und bisweilen Streit in Gegensatzpaaren verlaufen, ist ein untrügliches Zeichen für den schon Jahrzehnte währenden Verlust des Konsenses innerhalb der Kirche auf dem zentralen Gebiet ihres Handelns und im Ausdruck ihres Selbstverständnisses. In einer solchen Situation tut Besinnung not. Doch welcher Weg sollte dafür eingeschlagen werden? Hier ist guter Rat teuer.

Der emeritierte Kölner Theologie-Professor ALEX STOCK empfiehlt in seinem wichtigen Buch „Liturgie und Poesie“ bei dieser Besinnung an der Sprache der Liturgie und dem kulturellen Gedächtnis der Kirche anzusetzen. Er exerziert diese Besinnung an einer ganzen Reihe von allgemein bekannten Beispielen aus dem liturgischen Leben der Kirche und eröffnet selbst dem mit all dem vertrauten Leser neue Blickwinkel und tiefere Einsichten. Und dies, indem er nicht Bekanntes wiederholt und bekräftigt, sondern den Leser in den Bereich führt, in dem es im kirchlichen Leben immer darum ging und geht, die Wahrheit des Glaubens und die Schönheit seines Ausdrucks zusammenzuhalten. Doch ist Schönheit nie nur rein zufällig oder rein subjektiv, sondern an benennbaren Kriterien gebunden, die Stock in dem

Wort Qualität zusammenfasst. Qualität ist in den Augen Stocks nicht ein Glücksfall, der zum normalen Ablauf der Liturgie noch hinzukommt, aber auch entbehrlich sein kann. Die Qualität des Gesagten und Gesungenen in der Kirche sagt Entscheidendes über die Botschaft selbst aus – und über diejenigen, die sie verkünden.

Es ist also die Art der kunstvollen Ausgestaltung der Sprache – die „theologische Poetik“, so der Titel seines wichtigen Hauptwerkes – auf die das Licht der Ausführungen Stocks fällt. Er sucht Schrift und Glaubenslehre aus der reichen kulturellen Kreativität der Kirche heraus zu erschließen und so auf besondere Weise zur Geltung zu bringen. So ist das Verdienst dieses Buches, aus den Grabenkämpfen der Auseinandersetzung um die Liturgie herauszuführen, indem der Sinn des geneigten Lesers geweitet und vertieft wird. STOCK bedient sich dabei eines Mittels, welches stets einen prekären Stand hat: es heißt Nachdenklichkeit. Wer nachdenkt, weiß zu unterscheiden. Wer unterscheidet, ist nicht leicht zu vereinnahmen.

Das Buch enthält eine Sammlung von Texten, die zu unterschiedlichen Zeiten und aus unterschiedlichen Anlässen heraus entstanden sind. Der Autor bietet zahlreiche Analysen an Anschauungsbeispielen aus der Liturgie der Kirche. Das Besondere dieser Analysen ist, dass der Leser nicht nur etwas erfährt. Er lernt an STOCKS Ausführungen gleichzeitig, die Kunst der Unterscheidung und die dafür notwendigen Kriterien selbst anzuwenden. Ohne dass es dem Buch irgendwie anzumerken wäre, und das ist eine seiner großen Stärken, führt es den



Leser in die anspruchsvolle Kunst ein, einen an Gründen orientierten Sinn für die Qualität der Sprache in der Liturgie zu entwickeln.

In zwei Kapitel unterteilt – „Dichten und Denken“ sowie „Römische Tradition“ – enthält das Buch Beiträge zur Auswahl von Liedern in der ersten Ausgabe des Gotteslobes, eine ideologiekritische Analyse zum Sprachwandel im Liedgut, zur Veränderung des Textes von Liedern aus der musikalischen Tradition der Kirche, eine glänzend poetisch-geistige Auslegung der O-Antiphonen des Advent und eine außerordentlich aufschlussreiche Reflexion zur Veränderung des Begräbnisrituals und der damit verbundenen Mentalitäten.

Erhellend ist, was STOCK zur Auswahl bestimmter Lieder durch die beauftragte Kommission für die erste Ausgabe des Gotteslobes zu sagen hat. Der Leser erhält Einblick in die Untiefen der damaligen Entscheidungsprozesse und die Kuriosität mancher Ergebnisse. Mit klaren und überzeugenden Gedanken führt Stock den Leser auf die Frage nach den tatsächlichen Kriterien und Motiven, die die Mehrheit der Kommission bisweilen geleitet haben mögen. Die Kontrastierung von Liedern Maria Luise Thurmairs, die neu hineingenommen, mit Liedern, die herausgefallen sind, etwa von Friedrich Spee, lässt den Leser, was die Arbeit der Kommission betrifft, verwundert zurück. Die geistlich-theologische Deutung des – seinerzeit ebenfalls herausgenommenen – *Jesus, dir leb' ich / Jesus, dir sterb' ich* ist meisterhaft. STOCKS zentrale Einsicht in diesem Zusammenhang: Lieder und Texte sind Bestandteile eines bisweilen Jahrhunderte überdauernden Glaubensgedächtnisses der Kirche und der Generationen von Gläubigen in ihr. Sie können und dürfen nicht einfach beiseite

geschoben werden. Hier ist, jenseits von schönen Gewändern und frommen Sprüchen, der elementare Ausgangspunkt für alle berechnete Besinnung auf die Tradition.

Mit an STOCKS Buch geschultem Blick kann der Leser nun an das neue, vor wenigen Monaten erschienene Gotteslob herantreten. Sehr wahrscheinlich wird er fündig werden.

Es ist eine weitere große Stärke dieses Buches, dass sein Autor, obwohl biographisch Kind des nachkonziliaren Mainstreams in der Theologie, was grundsätzlich keinem zum Vorwurf gemacht werden darf, sich nicht von diesem in ideologischer Weise vereinnahmen lässt, was jedem, dem dies gelingt, hoch anzurechnen ist. So kann er – freilich mit einer gewissen kritischen Distanz – die Inhalte der traditionsverbundenen liturgischen Bewegung der letzten Jahre und Jahrzehnte aufnehmen und auf ihre Stichhaltigkeit und Berechtigung hin prüfen. STOCKS wohlthuende und ansprechende Unbefangenheit erlaubt es ihm, die *wunden Punkte* der nachkonziliaren Liturgiereform klar und begründet anzusprechen, ohne ins andere Lager überzulaufen.

Ein ständiger Quell von Friktionen in der katholischen Kirche des deutschsprachigen Raumes ist die Übersetzung der liturgischen Texte aus dem lateinischen ‚Original‘. Die Auseinandersetzung um das neue Begräbnisrituale vor wenigen Jahren und der bisher unbekanntes Verbleib des neuen Messbuchs in deutscher Sprache sind prominente Beispiele. Wie schon der Störfall um die Deutung, denn die Übersetzung steht außer Frage, des „pro multis“ zeigt, geht es hier nicht nur um stilistische Fragen oder um den Satzrhythmus. Die Auseinandersetzung berührt die Glaubensinhalte. Auch hierfür bietet Stock An-

schauungsbeispiele. An den Übersetzungen der lateinischen Orationen im derzeit noch gültigen Messbuch deutscher Sprache können in STOCKS Buch diese Verschiebungen studiert werden.

Es folgen erhellende und vertiefende Reflexionen zu einzelnen Elementen der Liturgie. Wer kann schon von sich behaupten, den in der lateinischen Messliturgie vorkommenden Ausdruck „rationabile affectu“ erklären zu können? STOCK gelingt weiter, die Problematik der „Gabenbereitung“ in der Messe vor dem Hintergrund des Opfercharakters der Messe klar und prägnant darzustellen. Und er ruft seinen Lesern die geistige Bedeutung des doch schon nahezu vergessenen „Engelsbrotes“ in Erinnerung.

ALEX STOCK, ein allein der Wahrheit und Schönheit des Glaubens verpflichteter freier Geist, hat ein für die Umbruchzeit, in der sich die Kirche befindet, wichtiges Buch geschrieben. Es ist erhellend, anregend und wegweisend. Doch mischt sich in die Freude über ein solches Buch auch Beklemmung. Wer wird heute seiner dichten und verschränkten Gedankenführung, der Kunst der indirekten Mitteilung, seinen kunstvollen Satzkonstruktionen, den Verweis- und Bezugsreichtum seiner Wort- und Bildwahl folgen? Liegen die dafür erforder-

lichen literalen Kompetenzen auch in Theologie und Kirche nicht schon längst unter dem Schutt immer neuer Bildungsreformen der letzten Jahrzehnte? Doch ist die Geschichte der Kirche auch eine Geschichte der Renaissance.

Am Ende seines Buches bietet STOCK seinem Leser eine Erschließung des *Dies irae* an. Die Seiten zu diesem berühmten Hymnus sind ein Meisterwerk geistig-theologischer Interpretationskunst. Dieser auch kulturell und musikalisch hochbedeutsame Hymnus ist vielleicht das prominenteste Beispiel kathartischer Aktionen im Zuge der nachkonziliaren Liturgiereform. Er ist de facto aus der offiziellen Liturgie der Kirche gestrichen. Doch wer die Bedeutung eines einzigen Verses in der Mitte des Hymnus in seiner Seele wirken lässt – *Recordare, Jesu pie / Quod sum causa tuae viae / Ne me perdas ille die* – und von diesem aus die Theologie des ganzen Hymnus erschließt, kann leicht die Tragweite dieser Streichung ermessen. Dies nochmals der Kirche, also jedem Einzelnen von uns, derart eindringlich ins Gedächtnis zu tragen, kann dem Autor gar nicht hoch genug angerechnet werden.

GEORGIOS ZIGRIADIS

**Klaus-Peter Vosen, Markus Hofmann (Hgg.),**

**... und es gibt sie doch! 25 Priester in guter Erinnerung,**

Kisslegg: FE-Medienverlag, 2013, 172 Seiten, ISBN 978-3-863-570699. 9,80 Euro.

Daran habe ich nie gezweifelt: natürlich gibt es 25 Priester – und noch viel mehr –, die in guter Erinnerung geblieben sind. So gesehen scheint der Titel des Buches banal. Denn auch Priester sind Menschen, und Menschen behält man in guter Erinnerung, jedenfalls die meisten. Die

beiden Priester des Erzbistums Köln, Klaus-Peter Vosen und Markus Hofmann, haben das vorliegende Buch mit dem Titel *... und es gibt sie doch! 25 Priester in guter Erinnerung* zusammengestellt vor dem Hintergrund der im vergangenen Jahr in den Medien veranstalteten Bericht-

erstattung – oder darf man sagen: Kampagne – gegen die Kirche, insbesondere wegen der Missbrauchsvergehen, die auch unter ihrem Dach (aber nicht nur dort) vorgekommen sind. Dabei wurde alles Mögliche als Missbrauch bezeichnet, auch das, was zu verschiedenen Zeiten als Erziehungsmethode allgemeiner Brauch war. Vielleicht hat man deswegen dem Vorwort auch einen Satz von Papst Franziskus vorangestellt, um damit deutlich zu machen, dass eigentlich in den Medien eher über die Fehltritte als über das Gute berichtet wird: „Ein Baum, der umstürzt, macht mehr Lärm als ein ganzer Wald, der wächst.“ Klaus-Peter Vosen ist Pfarrer in der Kölner Innenstadt-Kirche St. Maria in der Kupfergasse und in St. Aposteln. Markus Hofmann ist Regens des Kölner Priesterseminars in Bonn und Domkapitular. Beide wollten mit diesem Buch „priesterliche Charakterbilder“ vorlegen und Facetten ihrer „geistlichen Physiognomie“ herausarbeiten. Dabei wurden nur verstorbene Priester des Erzbistums Köln ausgewählt, die von verschiedenen Autoren, die jene nach Möglichkeit noch persönlich gekannt hatten, porträtiert. Es handelt sich dabei im strengen Sinne nicht um Biographien, sondern eher um subjektive Lebensbilder, die ihrer Persönlichkeit als Priester nachspüren wollen.

Die 25 Priester werden nicht nach Rang und Bedeutung vorgestellt, sondern sie sind alphabetisch angeordnet. Unter den Ausgewählten sind zuvorderst die Vorgänger des gerade in den Ruhestand verabschiedeten Joachim Kardinal Meisner im Amt des Erzbischofs von Köln zu nennen: Joseph Kardinal Höffner und Josef Kardinal Frings. Danach, eben hierarchiegemäß, die Weihbischöfe Josef Plöger und Josef Stoffels, Generalvikar Joseph Teusch und viele weitere Prälaten, die wichtige Ämter an der kölnischen

Kurie innehatten. Aber auch von Pfarrern wird berichtet. Sogar über Kapläne, nämlich den erst 30-jährigen, im Jahre 1993 an einer schweren Krankheit verstorbenen Christoph Denneborg, sowie Johannes Flintrop, der 38-jährig 1943 in Dachau sein Leben lassen musste. Überhaupt fällt auf, dass viele Priester ob ihres Mutes nicht zu Schweigen unter dem Hitler-Regime Repressalien erfuhren und so manche von ihnen in Gefängnissen und im KZ viel Leid zu ertragen hatten. Zu den vorgestellten 25 Priesterbildern gehört auch ein Ordensmann, Pater DDr. Hubertus Pauels OSFS.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf alle Priesterbilder ausführlich einzugehen. Auf einige wenige will ich jedoch hinweisen. Zunächst soll ein Blick auf den Kölner Weihbischof Dr. Josef Stoffels erfolgen, der über seinen Namen hinaus kaum bekannt sein dürfte.

Dr. Josef Stoffels fällt ein wenig aus dem Rahmen, der diesem Buch vorgegeben ward, denn für ihn hat sich kein Autor gefunden, der ihn noch persönlich gekannt hätte, starb er doch bereits im Jahre 1923. Als Autor dieses Berichtes stützt sich Pfarrer Klaus-Peter Vosen auf einen Aufsatz, den der Bonner Professor für Kirchengeschichte Wilhelm Neuß im Jahre 1934 verfasst hatte. Eine Biographie wurde nie geschrieben, und dies scheint bei einer Persönlichkeit, von der man sagte, mit ihr „sank eine Hoffnung der Kölner Kirche ins Grab“, eher ungewöhnlich. Freilich war seinem Wirken als Bischof nicht einmal ein Jahr beschieden. Eine weitere Erklärung mag eine von Pfarrer Vosen gestellte Frage sein, die da lautet: „Was kann man heute mit einem Priester anfangen, der die Tischgemeinschaft mit seinen Mitbrüdern floh, um sich dann hinter seine wissenschaftlichen Bücher zu setzen, der den Karneval geradezu bekämpfte, weil er ihn für die

Ursache vieler seelsorglicher Probleme hielt?“

Josef Stoffels wird als „kritischer Geist“ beschrieben; in seiner inneren Haltung sei er aber ein vorbildhafter Priester gewesen. Als Direktor des Collegium Albertinum besaß er einen großen Einfluss auf die jungen Theologen. Stoffels habe eine „theozentrische Lebens- und Berufsauffassung“ besessen, nebst einer strengen Selbstzucht, aus der er „großes Seelenverständnis und seine große Güte schöpfte“. Er war ein Mann „mit absoluter Treue zum unverkürzten katholischen Glauben“. Pfarrer Vosen schreibt dazu, dass er in den Zeiten des „Dialogprozesses“ und interner Zerklüftungen ein „wahrhaft vorbildlicher Wegführer“ sein könne. Sein seelsorglicher Eifer sei das besondere Kennzeichen von Josef Stoffels gewesen. Dabei waren seine Klientel nicht jene, durch deren Kontakte sich ein Priester schmückt, sondern jene, die seiner besonderen Sorge als Priester bedurften. Offensichtlich ist dieser eifrige Priester dabei auch über seine Grenzen gegangen. „Zweifellos kann es nicht im Sinne einer zu kurz greifenden Opfertheologie darum gehen, sich als Priester unter allen Umständen und vor der Zeit unnötig zu verschleifen“, so Vosen. Das „könnte eine seiner Schwächen gewesen“ sein, besonders vor dem Hintergrund, dass Stoffels in hohem Maße an Asthma erkrankt war. Zuletzt konnte Weihbischof Stoffels nicht mehr täglich zelebrieren. Der Sterbende flüsterte noch: „Herr, nimm mich mir, Herr gib mich dir!“ Die Menschen, die ihn kannten, wussten, dass da einer war, der nicht über Gott redete, um sich zu präsentieren. Der Priester Josef Stoffels war hin geordnet auf Gott, das haben die Menschen gespürt. „Er-ahnen wir“, schreibt Vosen, „warum im Gegensatz dazu manches priesterliche

Lebenszeugnis ohne eigentliche missionarische Strahlkraft bleibt?“

Die beiden Kardinäle, über die berichtet wird, sind in Deutschland und darüber hinaus bekannt als große Erzbischöfe von Köln. Noch immer ist es erstaunlich, dass Kardinal Frings bereits während seiner Zeit beim Zweiten Vatikanum erblindet war. Er wunderte sich selbst darüber, dass er immer noch weiter Erzbischof von Köln bleiben sollte, obwohl er nichts mehr lesen konnte und stets auf Hilfe angewiesen war.

Kardinal Höffner, ein wortgewaltiger Theologe, war offenbar ein asketischer Mann. Sein „Biograph“, Weihbischof Manfred Melzer, schreibt: „Wer war dieser Mann, der wohl niemals die Rückenlehne seiner Kathedra in Münster oder Köln auch nur mit dem Rücken berührt hat, nie ein Treppengeländer zu Hilfe nahm, auf fremden Stühlen immer kerzengerade saß ...“ Ja, wer war dieser Mann? Er wurde einmal auf seinen Namenspatron, den heiligen Joseph, angesprochen und erwähnte drei Lehren, die er von ihm erhielt: „Erstens: Es ist richtig, nicht selber Vorsehung spielen zu wollen, sondern auf den Ruf Gottes zu hören, ihn auf sich zukommen zu lassen, dann aber nicht zurückzuweichen. Zweitens: Richtig ist fast immer der schwerere Weg. Drittens: Richtig ist fast immer das Unzeitgemäße, nicht der Konformismus.“

Pfarrer Karl-Ernst Jeners wurde 1975 Pfarrer in Remscheid, nachdem vorher neun Priester es abgelehnt hatten, diese Pfarrei zu übernehmen, die als schwierig galt. Ihm sei u. a. auch der Beichtdienst sehr wichtig gewesen. An jedem Samstag war er im Beichtstuhl anzutreffen, und vor „Hochfesten hatte er hunderte von Beichten“ (!?). Pfarrer Jener litt darunter, als in den 90er Jahren die Seelsorgebereiche eingeführt wurden. Aus Gewissensgründen war er nicht in der Lage,

ein Pastoralteam mit anderen Pfarren zu bilden, denn er sah sich dazu „außerstande, wenn er seinen Grundsätzen treu bleiben wollte“.

Pfarrer Dr. Josef Könn wird als kreativ, wortgewaltig und theologisch versiert angekündigt. Er war 60 Jahre Priester in Köln, langjähriger Pfarrer an St. Aposteln. Ein „Eroberer“ sei er gewesen, jemand, der sich um die Menschen kümmerte. Sie waren ihm wichtig, nicht, was „sich karrieretechnisch verbessern“ könnte oder was die Vorgesetzten über ihn dachten. Oft habe man Pfarrer Könn am Tabernakel betend angetroffen. Könn hielt schon früh „Gemeinschaftsmessen mit volkssprachlichem dialogischem Beten“. Dabei stand er an einem eigenen Altar „nach altchristlicher Sitte zum Volk gewandt“. In dem Bericht über Pfarrer Könn ist zu lesen, dass er hierbei die Rückendeckung seines Erzbischofs, Kardinal Schulte, gehabt habe; mit „hochgeschlagenem Mantelkragen“ hätte dieser sogar daran teilgenommen.

Am eindrucksvollsten sind oft jene Persönlichkeiten, von denen man fast nichts weiß, oder die man nur vom Hörensagen kennt. Der Priester Heinrich Richter war ein Blutzeuge, er ist ein Märtyrer der katholischen Kirche. 1922 erhielt er die Priesterweihe, schaffte es aber nicht zum Posten eines Pfarrers. Er hatte mindestens fünf Kaplanstellen, war Vikar, Religionslehrer und Vizepräsident des Gesellenvereins. Im Zusammenhang mit dem Hitlerattentat am 20. Juli 1944 wurde Richter am 15. August wegen Hochverrat verhaftet. Zunächst war er in Kölner Lagern und Gefängnissen untergebracht. Er musste Hunger und Not leiden wie alle anderen Häftlinge auch. Im Januar 1945 wurde er in ein KZ in Thüringen gebracht. Dort kam der schwerkranke Priester nach einigen Wochen in ein Lazarett. Als am 8. April das Lager geräumt werden musste,

verliert sich seine Spur. Er starb entweder noch im Lazarett oder auf dem Weg nach Buchenwald.

Der Bericht über Pfarrer Anton Schwarz hat mich am meisten beeindruckt. 1940 wurde er verhaftet und kam nach Dachau ins Konzentrationslager. Nach einem Jahr war er wieder in Köln, wo man für ihn eine Verwendung im Generalvikariat hatte. Der Autor des Berichtes, Dietmar Aust, hat Pfarrer Schwarz erst nach 1980 kennengelernt, als dieser schon Pfarrer in Neuenhausen war. Damals trugen nur sehr wenige Priester noch die Priesterkleidung – zu ihnen gehörte auch Anton Schwarz. In seiner Kirche gab es keinen sogenannten Volksaltar, dafür gab es noch die Kommunionbänke, und selbst die Seitenaltäre wurden weiterhin geschmückt, ja sogar die Kanzel wurde stets zur Predigt am Sonntag benutzt. Es gab eine Choralschola, die sonntags beim Hochamt und bei Andachten mitwirkte. Die Schar der Messdiener bestand nur aus Jungen. Für Mädchen richtete Schwarz eine Mädchenschola ein, die selbstverständlich zu passenden Gelegenheiten wie den Maiandachten ihre Einsätze hatte. Er kümmerte sich um die Kinder und Jugendlichen und fuhr sogar mit ihnen ins Zeltlager. Pfarrer Anton Schwarz feierte lateinische Hochämter. Bei der Fronleichnamsprozession gab es vier Altäre, an denen auch die vier Evangelien gesungen wurden; ebenfalls das Tantum ergo in verschiedenen Singweisen. Für die Erwachsenen wurden Pfarrefahrten angeboten zu Stätten der Kultur und des Glaubens. Religionsunterricht in Kindergarten und Grundschule waren für ihn selbstverständlich. Er benutzte dazu eigenes Material, weil die Religionsbücher seinen Ansprüchen nicht genügten. Obwohl der Pfarrer sich um alle Gemeindemitglieder kümmerte, kam er

nicht bei allen Pfarrangehörigen gut an. Er war nicht modern, und das wollten viele haben. „War es den Hitlerfaschisten in Dachau nicht gelungen Antonius Schwarz zu brechen, so zermürbte ihn der Kleinkrieg gegen ihn, an dem er unglücklicherweise sogar Mitbrüder beteiligt sah.“ Er bat den Erzbischof um Entpflichtung. So wurde er zusätzlich in zwei anderen Pfarreien Subsidiar. Zuletzt musste er in ein Altenheim umziehen, da er an Parkinson erkrankte und immer hilfloser wurde.

Wozu ist ein Priester da? Soll er den Menschen gefallen oder soll er die katholische Lehre verkünden? Manche Zeilen in *...und es gibt sie doch! 25 Priester in guter Erinnerung* klingen ein wenig abschätzig, überlegen oder gar überheblich. Der folgende Satz über den Priester Peter Brenner gehört vielleicht dazu: Er „war ein Priester vom alten Schlag. Obwohl theologisch gebildet und stets auf dem neuesten Stand, tat er sich mit pastoralen Neuerungen schwer. Messdienerinnen, Kommunionkatecheten und Kommunionhelfer gab es bei ihm nicht. Am klassischen Gemeindebild, in dem der Priester alles tut und für alles verantwortlich ist, und das Peter Brenner von klein auf kennen und schätzen gelernt hatte, hielt er trotz Widerstände ‚stur‘ fest. Seine Treue zur kirchlichen Lehre und die deutlichen und mahnenden Worte seiner Predigten stießen in seiner Gemeinde nicht überall auf Gegenliebe.“ Ein Pfarrer vom alten Schlag ist offenbar von vornherein einer, der zurückgeblieben ist und nicht mit der Zeit, mit der Mode gehen will. Das scheint schlecht zu sein. Doch sind die genannten „neuen Dienste“ wichtig und notwendig? Sind sie ein Fortschritt? Wenn ja: wohin und wozu? Natürlich ist der Priester in seiner Gemeinde für alles verantwortlich, ja! Aber sicher nicht mit den Überfrachtungen, die

ihm vor allem in der Nachkonzilszeit und in den letzten 20 Jahren immer mehr als Aufgaben auferlegt worden sind. Er ist Priester und Diener der Gläubigen in seiner Gemeinde. Dafür muss er nicht gleichzeitig auch Betriebswirt und Sozialarbeiter sein und dazu noch als Moderator und Manager auftreten. Er ist Diener und Herr über die Sakramente. Der Priester ist herausgehoben, er geht hinaus zu den verlorenen Schafen, die er zurückzuführen versucht. Auch die Kranken tröstet er und besucht die Gefangenen. Ja, all das. Den Kindern ist er Freund und Lehrer, den Erwachsenen vielleicht Vertrauter. Der Priester ist gesalbt, das heilige Opfer darzubringen und die Sünden zu vergeben. Der Priester tauft die Menschen, damit sie Kinder Gottes werden und, befreit von der Erbsünde, ein christliches Leben führen. Dazu wird er sie stets anhalten und ermahnen, ganz persönlich und durch seine Predigten. Vor allem wird er auch ein untadeliges Leben führen. Er wird auf der Straße als Priester erkannt und geschützt, wie er auch Verantwortung trägt für jedes Glied der Kirche, das ihm anvertraut ist. Der Priester ist ein Teil der Kirche, herausgerufen aus dem Volk Gottes, um den Gläubigen den Weg zum Himmel zu weisen. Somit ist Pfarrer Peter Brenner sicher ein Priester in guter Erinnerung.

„Ich habe dich am letzten Sonntag vermisst.“ Das sagte Pfarrer Franz Buchbender zu einem Jungen, den er nicht in der Sonntagsmesse gesehen hatte. Natürlich hoffe ich, dass ihm das nicht aufgefallen ist, als er am Altar den Menschen zugewandt war, sondern beim Predigen. Aber dieser Satz erinnert mich daran, dass der Priester den Gläubigen nachgeht wie ein Hirte seinen Schafen. Er sucht die vermissten Gläubigen auf und spricht sie an. Das ist ein großes Problem in der heutigen Zeit. Vielleicht ist es eines

der größten Probleme, dass Priester nicht suchen und missionieren.

Prälat Günter Assenmacher, der über einen seiner Vorgänger im Amt des Offizials, DDR. Heinrich Flatten, geschrieben hat, erinnert sich: „Prof. Flatten imponierte mir zunächst einmal deshalb, weil er zu jenen Professoren der Theologischen Fakultät gehörte, die eindeutig als Priester erkenntlich gekleidet waren.“ Was Assenmacher weiter berichtet, bedarf keiner weiteren Ergänzung: „Stets trug er einen schwarzen Anzug, Weste und römisches Kollar, selbst dann, wenn hochsommerliche Temperaturen oder bestimmte Umstände ‚Marscherleichterung‘ nahegelegt hätten. ‚Ist es heiß? Nur Kindern und unbeherrschten Menschen ist es heiß.‘“ Prälat Assenmacher fragt sich, ob dies etwas mit Spiritualität zu tun habe: „Nun – wenn alle Geistlichen sich an die entsprechenden kirchenrechtlichen Vorschriften über die geistliche Kleidung hielten, wäre dies zumindest ein starkes öffentliches Zeugnis, ein Beitrag zur ‚corporate identity‘. Möglicherweise wäre die entsprechende Kleidung der Priester und Ordensleute auch nie zum Karnevals-kostüm geworden. Und sicher hätte sie durch ihre Eindeutigkeit manchen Übergriff und manches Versagen erschwert, wenn nicht sogar verhindert.“

Als letzten Beitrag möchte ich jenen über den Liturgiker Theodor Schnitzler erwähnen, der in der liturgischen Bewegung aktiv und später als Konsultor der Liturgischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz tätig war. Er war auch maßgeblich an der Ausführung der Liturgiekonstitution des Konzils beteiligt. Pfarrer Dr. Thomas Vollmer, der diesen Beitrag zum Buch beisteuerte, schreibt: „Als ich Prof. Schnitzler kennenlernte, war er der nachkonziliaren Entwicklung der Liturgie gegenüber eher skeptisch eingestellt. Als er [der Abt bei einem Besuch der Abtei Ottobeuren] uns am Zugang zum Chorraum den dortigen Kreuzaltar erklärte, der natürlich versum orientem errichtet war, beschwor Prof. Schnitzler den Abt, dort nur ja nicht noch einen Altar versus populum davor zu stellen.“ Und in einem persönlichen Wort an Vollmer, mit dem ich meine Reise zu den „25 Priestern in guter Erinnerung“ abschließen möchte, schreibt Schnitzler: „Die Tradition, aus der Sie kommen, möge Sie behüten vor den Modelaunen der Gegenwart, auf dass echtes Liturgieapostolat von Ihnen ausgehe.“

HANS JAKOB BÜRGER

**Sr. Johanna Schwalbe OSB, Manfred Zieger (Hgg.),**  
*Belebe mich neu. Glaubensaussagen im Werk Gertruds von Helfta,*  
 St. Ottilien: EOS-Verlag, 2014, 192 Seiten, ISBN 978-3-8306-7651-5. 9,95 Euro.

Bereits im ersten Satz meiner Besprechung des Buches *Belebe mich neu. Glaubensaussagen im Werk Gertruds von Helfta* möchte ich dem Buch wünschen, dass es eine weite Verbreitung erlangt. Den beiden Herausgebern, der Benediktinerin Johanna Schwalbe und Herrn Manfred Zieger, ist es gelungen,

Texte der heiligen Gertrud von Helfta auszuwählen und zu erläutern, sodass die angesprochenen Leser verstehen können, was ihnen die mittelalterliche Nonne des Benediktinerinnen-Klosters Helfta, in dem die strengeren Gebräuche des Zisterzienserordens angewandt wurden, heute noch oder gerade wieder zu sagen hat.

Nachdem zunächst auf die drei wichtigen Mystikerinnen Helftas (Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hakeborn und Gertrud von Helfta) im 13. Jahrhundert und auf Gertruds Texte eingegangen worden ist, nehmen sich die Herausgeber acht wichtige Schlüsselbegriffe ihres Lebens vor. Es sind dies: Gottes Treue, Gnade, Erlösung, Herz, Eins werden mit Christus in der Kommunion, Liebe, Guter Wille, sowie Leiden und Tod.

Die heilige Gertrud, die auch mit dem Beinamen „die Große“ geehrt wird, wurde, wie die heilige Hildegard, nie offiziell heilig gesprochen. Allerdings kommt ihre Aufnahme ins römische Martyrologium 1678 einer Heiligsprechung gleich. Immerhin war das mehr als 300 Jahre nach ihrem Tod. Tatsächlich wurden Gertruds Werke erst 1536, dem Jahr des Druckes der lateinischen Fassung ihrer Texte, weiteren Kreisen zugänglich gemacht und bekannt. Übrigens war der Kölner Kartäuser Lanspergius (Johannes Justus von Landsberg) der Herausgeber.

Dass die heilige Gertrud den heutigen Menschen etwas zu sagen hat, wird auch dadurch unterstrichen, dass es aktuelle Bestrebungen gibt, ihr den Titel einer Kirchenlehrerin zu verleihen. Papst Benedikt XVI. sprach einmal während einer Generalaudienz über sie und sagte, sie habe „mit Leidenschaft und innerlicher Freude und Begeisterung ihr Leben als Ordensfrau gelebt, in der Liturgie, in der Regel, in allem, was zu diesem Leben gehört. Sie wurde so zu einer Lehrerin für viele, indem sie ganz aus dem Geist der Liturgie und der Heiligen Schrift lebte.“

Die Sprache der Mystik, ihre Gedankenwelt, wird oft missverstanden und als eine Art „Wohlgefühl stiftende Spiritualität“ angesehen. Doch echte Mystik ist etwas anderes.

Hinter den Texten von Gertrud steht eine tiefe Bildung, geprägt von einer

damals schon Jahrhunderte alten monastischen Theologie. Ohne sich Mühe zu geben ist sie für unsere Zeit schwer zu verstehen und kommt deshalb kaum noch ins Bewusstsein.

Den Autoren ging es bei allen Überlegungen zu Gertrud sicher auch darum, davon etwas sichtbar zu machen. Denn Gertruds Texte stellen Ansprüche an den Leser, mit denen er sich erst einmal auseinandersetzen muss. Vielleicht werden sie dann ganz neu erkannt und bedeutungsvoll, zumindest beispielhaft dafür, wie ein Verständnis biblischer Texte und ein Leben aus der Liturgie heraus, aussehen können. Denn von einem intensiven „geistlichen Leben“ lassen sich Zugänge zur Sprache der Mystik und zu Gertrud von Helfta gewinnen.

Tatsächlich wird der Leser des vorliegenden Buches dies alles darin finden können. Es geht in den acht Artikeln um eine vertiefte innere und äußere Hinwendung des Menschen zu Gott. „Gertrud stellt Fragen und Christus antwortet ihr so, dass auch theologisch nicht Ausgebildete ihr folgen können“, schreiben die Herausgeber. Da Gertrud „ganz in der monastischen Theologie verwurzelt ist“, heißt es weiter, gehe sie von „Bildern und Sätzen aus Bibel und Liturgie“ aus, um so zu ihren tiefen theologischen Einsichten zu gelangen. Abstrakte Begriffe sind ihr fern. Gertrud leidet an ihrer Unvollkommenheit, an ihren Sünden und ist ganz und gar auf die Gnade angewiesen. Den heutigen Menschen ist oft nicht klar, dass auch sie es sind, die darauf hoffen müssen und dafür beten sollen, dass Gott ihnen seine Gnade schenkt. Vielleicht war es „früher leichter“, hört man heute manchmal, wenn es um das religiöse Leben geht. Ja, zu Gertruds Zeiten waren die Menschen noch ganz anders in die Widerfährnisse des Naturgeschehens



verwoben. Jede kleine Krankheit konnte zu einem raschen Tod führen; nur wenige Menschen wurden alt. Das Angewiesensein auf die Mitmenschen und vor allem auf Gott war ihnen stets bewusst und immer präsent. Dieses Bewusstsein der Gott-Abhängigkeit den heutigen Menschen wiederzugeben kann eine große Chance des Buches sein. Die Sprache der Mystik, die sowohl die banalen Begriffe wie auch den „sofortigen

Genuss“ heutiger vorgegaukelter Lebensweisen als Müll entlarvt, werden verständlich erläutert und verleihen dem Wunsch Ausdruck, möglichst viele mögen sich anstecken lassen und sich nur noch bewegen zu Ihm, Christus, hin, zu „seinem Lobpreis, seinem Ruhm und seiner Liebe“.

HANS JAKOB BÜRGER

**Ursula Hacker-Klom, Jan Klom, Reinhard Feldmann (Hrsg.),**  
**„Hackers Werk wird eines Tages wieder entdeckt werden!“**  
**Zum 100. Geburtstag des Indologen Paul Hacker (1913–1979). Vorträge zur Tagung**  
**am 25. Mai 2013, Universitäts- und Landesbibliothek Münster,**  
 Münster: MV-Verlag, 2014. Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster. Reihe I,  
 Band 1, 127 Seiten, ISBN 978-3-8405-0089-3. 12,40 Euro.

**Ein großer Verteidiger des Glaubens**  
**Symposium zum Gedächtnis Paul Hackers (1913–1979)**

Schauen wir auf die Jahre nach dem Konzil, dann sind es im deutschsprachigen Raum nur wenige große Namen, die sich mit aller Kraft jener desaströsen Entwicklung entgegen gestemmt haben, die die Kirche nach dem berühmten Wort von Paul VI. in seiner Ansprache an die Alumnen des Lombardischen Seminars im Jahre 1968 „bis an den Rand der Selbstzerstörung“ gebracht haben. Das war einmal der damalige Bischof von Regensburg Dr. Rudolf Graber, der 1969 mit anderen Freunden die Initialzündung für die Gründung der „Bewegung für Papst und Kirche e.V.“ gab, deren geistlicher Spiritus Rector er wurde. In seiner Schrift „Athanasius“ warnte er beschwörend vor dem neuen Arianismus, der sich in der nachkonziliaren Kirche epidemieartig ausbreitete und in „Jesus“ nur noch den Bruder sah, der schon wisse, wo den kleinen Mann der Schuh drückt. Das war

sodann der Mainzer Kanonist Georg May. Von Anfang an wandte er sich mit einer Fülle von Abhandlungen und Aufsätzen gegen die Neuinterpretation der Glaubenswahrheiten, die sie unter sträflicher Verletzung des Grundsatzes, dass sich Form und Inhalt einer Aussage allemal entsprechen müssen, bis zur Unkenntlichkeit „aggiornierte“.<sup>1</sup> Das war weiter der unermüdliche Bamberger Philosoph Prälat Hans Pfeil, der zusammen mit anderen Freunden wie dem Salzburger Dogmatiker Ferdinand Holböck das großangelegte und angesichts der anhaltenden Verwässerung des Glaubens immer noch aktuelle Sammelwerk: „Unwandelbares im Wandel der Zeit“ herausgab,<sup>2</sup> dessen Titel für sich

<sup>1</sup> Vgl. u.a. Georg May: Der Glaube in der nachkonziliaren Kirche. In: Una Voce Korrespondenz 13. Jg. Heft 1–2 Januar–April 1983.

<sup>2</sup> Hans Pfeil (Hrsg.): Unwandelbares im

selbst spricht: ist er doch eine unmissverständliche Absage an die Ideologie des allumgreifenden Evolutionismus, die im Zeichen Pierre Teilhard de Chardins so viele innerkirchliche Wortführer in dem unreflektierten Aberglauben bestärkt hat, dass das Neue eo ipso besser als das Alte ist. Und das ist vor allem der große Münsteraner Indologe und Theologe Paul Hacker, dem die Schrift gewidmet ist, die wir hier anzeigen und die für unsere Leser ganz gewiss auch deshalb von besonderem Interesse ist, weil der langjährige Herausgeber der *Una Voce* Korrespondenz Dr. Rudolf Kaschewsky, ein Schüler Hackers zu ihr einen namhaften Beitrag geleistet hat.

Sehr einfühlsam schildert uns seine Tochter Prof. Dr. Ursula Beate Hacker-Klom das Leben ihres Vaters, der am 28. 9. 1962 in der Benediktinerabtei Gerleve in Billerbeck vom Protestantismus zum Katholizismus konvertierte und schon sehr bald zu einem der eindrucksvollsten und leidenschaftlichsten Verteidiger des Glaubens im deutschsprachigen Raum wurde. Die Konversion war auch insofern sein Schicksal, als die Situation der Kirche nach dem Konzil ihm buchstäblich das Herz zerriss. Der Verfasser dieser Zeilen kann aufgrund zahlreicher Begegnungen mit Paul Hacker und noch häufigeren, immer dramatisch verlaufenden Telefonaten mit ihm vollauf bestätigen, was der damalige Herausgeber von „Theologisches“ Wilhelm Schamoni in seinem Nachruf schrieb:

„Äußerst feinfühlig wie er war, litt er unter seinem Temperament. Er glühte immer. Darum die Funken, wenn ihn etwas traf, was er nicht ertragen konnte.... Das waren mehr als alles andere die Irrtümer, die heute in der Kirche wuchern.

Für jedes ihrer Dogmen hätte er sich, ohne mit der Wimper zu zucken, vor die Wand stellen lassen. Er fühlte sich in tiefster Seele getroffen, verletzt, zerrissen von den modernistischen Umdeutungen der Kirchenlehre. Den Infarkt, der sein physisches Herz zerriss, hat er seelisch, so möchte man sagen, dauernd erlitten.“<sup>3</sup>

Doch der Grund für dieses immense seelische Engagement ist nicht so sehr in der Psychologie zu suchen, sondern in der Natur der Sache. Immer wieder haben wir die Beobachtung gemacht, dass gerade Konvertiten unter dem Zerfall und der „Verdunstung“ des Glaubens, von der unsere Oberhirten nicht selten so sprechen, als handele es sich um ein unabwendbares Naturereignis, weit mehr leiden als unsereins, die wir in einer selbstverständlichen katholischen Umwelt aufwuchsen und den Glauben sozusagen schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Wie sollte es auch anders sein, wenn jemand nach langem Ringen sich vom Luthertum lossagt und die Kirche als Ort der Wahrheit entdeckt, um dann festzustellen, dass sie sich im Zeichen eines neuen und beflissenen Ökumenismus um jeden Preis dem Protestantismus anzunähern sucht, den man soeben verlassen hat! Wir haben die gleiche Irritation und den gleichen aufwühlenden Schmerz bei unserem Freund, dem legendären Hattersheimer Pfarrer Hans Milch erlebt, der in französischer Gefangenschaft konvertierte und sich mit uns zunächst in der Leitung der „Bewegung für Papst und Kirche e.V.“ abwechselte.<sup>4</sup> Vor allem der Eindruck der Tatenlosigkeit unserer

---

Wandel der Zeit. 2 Bde. Aschaffenburg 1976 und 1977.

<sup>3</sup> Wilhelm Schamoni: Prof. Dr. Paul Hacker zum Gedenken. In: *Theologisches* 108 (1979).

<sup>4</sup> Vgl. dazu Wolfgang Schüler: Pfarrer Hans Milch. Eine große Stimme des katholischen Glaubens. 2 Bde. Hrsg. von der Actio Spes Unica in Hattersheim 2005.

Bischöfe, die Kardinal Seper, den Vorgänger von Kardinal Ratzinger im Amt des Präfekten der Glaubenskongregation, zu der berühmten Feststellung bewog, dass die Krise der Kirche eine Krise der Bischöfe sei, war es dann, die Pfarrer Milch bewog, sich Erzbischof Lefebvre anzuschließen.

Ein bleibendes Verdienst im Kampf gegen den irregeleiteten und überbordenden Ökumenismus, der seit dem Konzil zur Pflichtübung progressiver Katholiken wurde, hat sich Paul Hacker zweifellos mit seinem Werk über „das Ich im Glauben bei Martin Luther“ erworben,<sup>5</sup> das nach unserer Einschätzung die beste, tiefste, dabei aber durchaus allgemeinverständliche Darstellung des theologischen Denk- und Irrweges Luthers ist, die in den letzten Jahrzehnten erschienen ist. Daher können wir dem Subregens am Seminar St. Lambert in Lantershofen Dr. theol. Manuel Schlögl, der zum Schülerkreis Joseph Ratzinger / Papst Emeritus Benedikt XVI. gehört, dankbar sein, dass er seinen Vortrag bei der Gedächtnisstagung für Hacker diesem grandiosen Werk und seiner Rezeption gewidmet hat. Die Beobachtung, von der er ausgeht, haben auch wir gemacht und sie ist typisch für jenes Muckertum, das auf der einen Seite mit Edelwörtern wie dem „Geist des Konzils“ und der „neuen Weltoffenheit“, auf der anderen Seite mit Totschlagworten wie den bösen „Fundamentalisten“, den „Ewig-Gestrigen“ und den „Fußkranken des Fortschritts“ operiert, am gewandtesten aber in der Kunst des Totschweigens ist

für alle Wahrheiten, Äußerungen und Publikationen, die nicht ins „aggionierte“ Weltbild passen.

„So aktuell Paul Hackers Studie zu sein scheint – so wenig präsent ist sie im ökumenischen Gespräch und in der aktuellen Lutherforschung. Ich erinnere mich noch gut, wie ich als Student um das Jahr 2000 in Passau nach dem Buch suchte und es nicht fand – weder in der Seminar- noch in der Universitätsbibliothek. Erst durch die Neuauflage im Verlag nova et vetera im Jahre 2002, dem 2009 eine zweite Auflage folgen konnte, ist das ‚Ich im Glauben‘ wieder zugänglich geworden.“<sup>6</sup> Dabei kann Hacker noch von Glück sagen, dass sein Werk nur totgeschwiegen wurde. Wir erinnern uns noch an die Schmähkritik, die der bedeutende, in Freiburg lehrende Kirchenhistoriker und Luther-Forscher Remigius Bäumer auch und gerade von prominenter katholischer Seite über sich ergehen lassen musste, weil er es in der Nachkonzilszeit wagte, eine ebenso fundierte wie kritische Charakterstudie über Martin Luther zu veröffentlichen. Totgeschwiegen, d.h. geflissentlich unbeachtet blieb in unseren Tagen auch die fundierte Kritik, die Kardinal Scheffczyk in der Zeitschrift „Theologisches“ am hektischen Ökumenismus und schließlich an der Augsburger Rechtfertigungserklärung übte, was freilich auch mit der behutsamen, von Paul Hacker so gänzlich verschiedenen Wesensart des Kardinals zu tun hatte, der auf vielen Umwegen nur andeutete, was wir unverblümt in der gleichen Zeitschrift äußerten: dass die Augsburger Deklaration Etikettenschwindel betrieb, weil die Protestanten einen ganz anderen Gnadenbegriff und damit eine völlig andere Auffassung von

<sup>5</sup> Paul Hacker: Das Ich im Glauben bei Martin Luther. Graz-Wien-Köln 1966. Neue Auflage: Paul Hacker: Das Ich im Glauben bei Martin Luther. Der Ursprung der anthropozentrischen Religion. Mit einem Vorwort von Papst Benedikt XVI. Bonn 2009.

<sup>6</sup> Manuel Schlögl S. 91 f.

„Rechtfertigung“ haben als die Katholiken.<sup>7</sup>

Was ist nun der Grund dafür, dass Hackers Studie im Rahmen der Luther-Kritiken der Remigius Bäumer, Theobald Beer und Leo Scheffczyk, die sich selbst noch in der Konzilsära mit einem beachtlichen Aufwand an Zivilcourage hervorwagten, eine so bedeutende Stelle zu kommt? Wir würden sagen, dass Hacker in beispielloser Klarheit die Konsequenzen der nominalistischen Philosophie aufgewiesen hat, die Luther schon von seinen Lehrern Jodocus Trutfetter und Bartholomäus Arnoldi von Usingen vermittelt wurde und die seitdem die leitende Philosophie – sofern von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann – des Protestantismus geblieben ist, was sich in seinem völligen Unverständnis für die Seins- und Wesensordnung der Dinge und das Naturrecht zeigt. Nominalistisch sind Luthers Invektiven gegen die „Hure Vernunft“ und nominalistisch ist die protestantische Auffassung von der Verderbtheit, also der

„natura corrupta“ unseres Geistes, die einen soliden philosophischen Zugang zu den letzten philosophischen Wahrheiten und vor allem zu einer philosophischen Gotteslehre unmöglich macht.

Wenn es aber keinen Zugang zur Wahrheit als objektiver Instanz mehr gibt, dann verwandelt sich der Glaube als „festes Für-wahr-halten“ wie von selbst in ein subjektives Erlebnis, in eine gefühlte Gewissheit, in ein zufriedenes Gefühl, das sich seiner selbst immer wieder von neuem versichern muss. Es kommt nun nicht mehr darauf an, ob ich das Heil tatsächlich ergriffen habe, sondern ob ich mir in immer neuen Anläufen gefühlsmäßig in meinem Inneren meines Heiles und meiner Rettung gewiss bin. Die Wahrheit der göttlichen Offenbarung verwandelt sich so in die subjektive Gewissheit, dass ich gerettet bin, deren ich mich in immer neuen Anläufen versichern muss. „Dass Gottes Heil mir wirklich zukomme, wird nach Luthers Meinung durch das von Gewissheit erfüllte Bewusstsein, das Heilshandeln Gottes sei „für mich“, bewirkt.“<sup>8</sup> Und: „am schärfsten scheint mir die Eigentümlichkeit des von Luther seit 1518 gelehrtten Glaubens durch die Bezeichnung ‚reflexiver Glaube‘ getroffen zu sein. Denn es ist ja die Reflexion, die Rückbeugung des Bewusstseins auf das glaubende Ich, die nach Luthers Meinung den Glauben erst zum eigentlichen und heilswirkenden macht“<sup>9</sup>

Manuel Schlögl weist in seinem Referat bei der Gedächtnistagung für Hacker darauf hin, dass dessen Luther-Deutung durchaus mit der Ratzingers übereinstimmt. „Im selben Jahr spricht Ratzinger in seiner Tübinger Antrittsvorlesung zum Thema ‚Heilsgeschichte,

<sup>7</sup> Vgl. u.a. Leo Scheffczyk: Der ökumenische Dialog und das bleibend Katholische. In: „Theologisches“ Juli/Aug. 2000; ‚Differenzierter Konsens‘ und ‚Einheit in der Wahrheit‘ In: „Theologisches“ Oktober 2000; Die Kirche unter den Religionen und Konfessionen. In: „Theologisches“ September 2001; Ökumene: Der steile Weg zur Wahrheit. In: „Theologisches“ März 2004. Walter Hoeres: Profile und Profillosigkeit – konfessionelle Zuspitzungen und andere. In: „Theologisches“ Februar 2002; Die Macht der Illusionen. Fünf Jahre gemeinsame Rechtfertigung. In: „Theologisches“ Dezember 2004; Vom Aufarbeiten der Differenzen. In: Zwischen Diagnose und Therapie (Respondeo 14) Siegburg 2001 S. 129 ff.; Ökumenische Springprozessionen, a.a.O. S. 136 ff.

<sup>8</sup> Hacker: Das Ich im Glauben, zit. nach der Erstausgabe S. 29.

<sup>9</sup> A.a.O. S. 31.

Metaphysik und Eschatologie'. Auch darin zitiert er den Kollegen und Freund in Münster, der in seinem Luther-Buch auf die Ähnlichkeit der lutherischen Formel „pro me“ mit dem modernen Existenzialismus hingewiesen habe. Die Suche Luthers nach der Gewissheit des göttlichen Heils „für mich“ löst immer mehr die Frage ab, was dieses Heil des Menschen ‚an sich‘ sei. Am Ende gibt es keine objektive Bestimmung des Glaubens mehr, sondern wie ich mir Gott vorstelle, wie er ‚für mich‘ ist, so ist er auch ‚an sich‘.<sup>10</sup>

Unsere Ausführungen können den Reichtum dieses wertvollen und vor allem auch an Vergleichen der fernöstlichen Weisheit mit der abendländischen Kultur reichen Bandes nicht erschöpfen. Hingewiesen sei noch auf den Beitrag von Prof. Christian Gnilka, der mit Paul Hacker seit der gemeinsamen Zeit in Münster in einer tiefen Gemeinschaft des Geistes und der Gesinnung verbunden war, von der Gnilka selber sagt: „Eine Gemeinschaft des Geistes gleicher Art und gleicher Intensität habe ich weder vorher noch nachher genossen“. In seinem Beitrag „Voraussetzungslose Wissenschaft? Paul Hackers Sicht der Kirchenväter“ befasst sich Gnilka mit Hackers Kritik jener „säkularistischen Konfession der humanistischen Bildung“, die selbst noch die Kirchenväter allein mit den Mitteln historischer und philologischer Textkritik begreifen will, um auf diese Weise, wie uns dies unzählige Beispiele aus der tragischen Geschichte des Humanismus beweisen,<sup>11</sup> ohne jede Bereitschaft zum Mitvollzug des Glaubens, der die Väter beseelte, deren Verständnis gänzlich zu verfehlen. Was

Hacker und Gnilka hier ausführen, ließe sich zwanglos auf die ganze historisch-kritische Exegese übertragen, die sich anmaßt, ihr Sujet so „unvoreingenommen“ zu betrachten, als handele es sich um mikroskopische Präparate und die genau damit dass verfehlt, was uns die Heilige Schrift sagt. Hinzuweisen ist in diesem Sinne auch auf das Referat von Rudolf Kaschewsky: „Wichtige Impulse, die ich Paul Hacker zu verdanken habe“, der Hackers Abkehr vom Idol der „zweckfreien Wissenschaft“ in den Worten zusammenfasst: „Und noch einen Schritt weiter geht der Theologe, wenn er bei der Abkehr von der zweckfreien Wissenschaft die Erforschung der göttlichen Seinsordnung im Sinn hat, die nur in staunenden Lobpreis und anbetende Hingabe münden kann.“

WALTER HOERES

<sup>10</sup> Schlögl S. 97.

<sup>11</sup> Vgl. dazu Heinrich Weinstock: Die Tragödie des Humanismus. Wiesbaden 1989.

## Autorenverzeichnis

**Hans Jakob Bürger**, geboren 1952 in Dieburg, Lehre als Werkzeugmacher und Ingenieurstudium, Ausbildung in der Alten- und Krankenpflege sowie Studium in Sozialmanagement, 40 Jahre im kirchlichen Dienst, davon 25 Jahre Leiter einer Pflegeeinrichtung. Er befaßt sich mit Fragen zum geistlichen Leben und zum Mönchtum, u. a. auch in Artikeln und Rezensionen in katholischen Zeitschriften (z. B. Vatican-magazin, Die Tagespost) und Online-Magazinen wie kathnet und kathnews sowie als Blogger.

**Dr. Michael Charlier**, geboren 1944 in Limburg/Lahn, Studium der Geschichte und Sprachwissenschaften. Berufliche Tätigkeit als Lehrer, Journalist und Kommunikationsberater. Gegenwärtiger Arbeitsschwerpunkt: Internetpublizistik (summorum-pontificum.de und hymnarium.de).

**S. Exz. Dr. Jean-Pierre Delville**, geboren 1951 in Lüttich. Studium der Geschichte, Philosophie und Katholischen Theologie in Lüttich, Löwen und Rom; Promotion in Bibelwissenschaften. Orgeldiplom am Konservatorium in Lüttich. Seit 1978 gehört er der Gemeinschaft Sant'Egidio an. Priesterweihe 1980. Ab 1982 Professor für Fundamentaltheologie und Kirchengeschichte am Priesterseminar und am Institut für Pastoral und Katechese in Lüttich. 1993–2005 Regens des St. Paulus-Seminars in Neu-Löwen; anschließend Regens des dortigen St. Paulus-Kollegs für Priesterstudenten. 1996 Lehrbeauftragter an der Katholischen Universität Neu-Löwen (UCL); 2002 Professor und 2010 Ordinarius für Geschichte des Christentums. Seit 2002 Redaktionssekretär und seit 2010 Schriftleiter der *Revue d'histoire ecclésiastique*. 2010 Wahl zum Vorsitzenden (auch Gründungsmitglied) des Forschungsinstituts Religionen, Spiritualitäten, Kulturen, Gesellschaften; 2011–2012 Mitglied des akademischen Rates der UCL; im Redaktionskomitee mehrerer Zeitschriften tätig. 1996–2002 Sprecher der belgischen Bischofskonferenz und ab 1999 Mitglied der bischöflichen Kommission für Evangelisierung. Seit 2013 Bischof von Lüttich.

**P. Bernward Deneke**, Mitglied der Priesterbruderschaft St. Petrus (FSSP), geboren 1968 in Düsseldorf, Abitur 1987 in Wiesbaden. 1987 Eintritt in das Priesterseminar Herz Jesu, Zaitzkofen. Ab 1988 Studium im Priesterseminar St. Petrus, Wigratzbad. Priesterweihe 1993, dann verschiedene Aufgaben im Priesterseminar St. Petrus. 2003 bis 2009 Apostolat in St. Pelagiberg, Schweiz. Seit 2009 im Priesterseminar St. Petrus mit Zuständigkeit für die Neueintritte. Neben der Priesterausbildung allgemeine apostolische Tätigkeiten sowie Exerzitien, Vorträge; Artikel für verschiedene Publikationen.

**Carsten Misera**, geboren 1991 in Aachen, seit 2010 Studium der Katholischen Theologie, Geschichte und Germanistik an der RWTH Aachen; wurde 2010 als Stipendiat in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen. Von 2010 bis 2012 absolvierte er das kirchenmusikalische C-Examen im Bistum Aachen. Im Februar 2013 erschien die Veröffentlichung seiner Komposition Sanctus im Verlag Buch und Note.

**Dr. Thorsten Paprotny**, geboren 1971 in Hannover, studierte Germanistik, Philosophie, Soziologie und katholische Theologie. Er promovierte 1998 an der Universität Hannover. Freiberufliche Tätigkeit als Journalist, Lektor, Literaturkritiker und Referent in der Erwachsenenbildung für Philosophie und Theologie. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter im Verlag Herder fünf Bände zur Geschichte der Philosophie (2003–2009 erschienen). Von 1998 bis 2010 arbeitete er am Philosophischen Seminar der Leibniz Universität Hannover als Lehrbeauftragter und wissenschaftlicher Mitarbeiter. Seit dem 1. April 2010 lehrt er am Institut für Theologie und Religionswissenschaft Systematische Theologie, Religionsphilosophie und Hermeneutik. Schwerpunkt seiner neueren Publikationen und gegenwärtigen Forschungen ist das Werk Joseph Ratzingers – Benedikt XVI.

**Uwe Postl**, geboren 1960 in Stuttgart, lebt in München. Seit dem Studium an der Musikhochschule (Rezitation/Künstlerische Sprecherziehung) als Mediensprecher, Rezitator und Kursleiter tätig. Wirkte auch als Theaterregisseur und Schauspieler. Zur Zeit mit Leseprogrammen, TV- und Radioproduktionen, Theaterprojekten sowie literarischen und publizistischen Versuchen zugange, Suche nach Formensprachen, dem Katholischen in darstellender Kunst und Literatur ein kleines Stück Terrain zu erobern.

**Dr. Guido Rodheudt**, geboren 1964 in Aachen, Priester der Diözese Aachen und Pfarrer an St. Gertrud, Herzogenrath. Nach seiner Weihe zum Priester im Jahre 1989 erwarb er 1996 den Grad eines Doktors der Philosophie mit einer Arbeit über das Werk Josef Piepers. 2001 Mitgründer des Netzwerkes katholischer Priester. Neben seiner seelsorglichen Tätigkeit publiziert er regelmäßig zu liturgischen und kulturkritischen Themen. Seit dem Jahre 2009 ist er Mitveranstalter der Kölner Liturgischen Tagung in Herzogenrath.

**S. Exz. Dr. Athanasius Schneider**, geboren 1961 in Kirgistan in einer deutschstämmigen Familie; 1973 Auswanderung nach Deutschland; 1982 Eintritt in den Orden der Regularkanoniker vom Hl. Kreuz; 1990 Priesterweihe; 1997 Promotion in Patrologie am Institutum Patristicum „Augustinianum“ in Rom; ab 1999 Professor am Priesterseminar in Karaganda (Kasachstan); seit 2006 Titularbischof von Celerina und Weihbischof von Karaganda; seit 2011 Weihbischof der Erzdiözese der Allerheiligsten Maria in Astana (Kasachstan), Vorsitzender der Liturgischen Kommission und Generalsekretär der katholischen Bischofskonferenz von Kasachstan. Veröffentlichungen u.a.. *Dominus est. Es ist der Herr – Gedanken eines Bischofs aus Zentralasien über die heilige Kommunion* (2008); *Corpus Christi. Gedanken über die heilige Kommunion und die Erneuerung der Kirche* (2014).

**Prof. Dr. Wolfgang Waldstein**, geboren 1928 in Hangö, Finnland. 1940 kam seine Familie nach Salzburg. Von 1965 bis zur Emeritierung 1992 Professor für Römisches Recht in Salzburg. 1976 ausschlaggebend an der „Aktion zur Erhaltung der tridentinischen Messe“ beteiligt, hielt er den ganzen Vorgang um die Eingabe an die damalige Österreichische Bischofskonferenz ein Jahr später in *Hirtensorge und Liturgiereform. Eine Dokumentation* fest. Von 1996 bis 1998 Ordinarius an der Zivilrechtlichen Fakultät der Päpstlichen Lateranuniversität. Seit 1994 Mitglied der Päpst-

lichen Akademie für das Leben und seit 1999 Mitglied des *Consiglio Direttivo* dieser Akademie. Ehrenvorsitzender der Laienvereinigung *Pro Missa Tridentina*. Letzte Veröffentlichungen: *Ins Herz geschrieben. Das Naturrecht als Fundament einer menschlichen Gesellschaft* (2010); *Mein Leben* (2013); *Hirntod – Organspende, und die Kirche schweigt dazu* (2013).

**Prof. Dr. Andreas Wollbold**, geboren 1960 in Saarbrücken. Studium in Trier, Rom, Poona (Indien) und München. Seit 1984 Priester des Bistums Trier. 1997–2003 Professor für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Universität Erfurt. Seit 2003 Professor für Pastoraltheologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Veröffentlichungen u.a.: *Als Priester leben. Ein Leitfadens* (2010); *Die versunkene Kathedrale. Den christlichen Glauben neu entdecken* (2013); *Licht für meine Pfade. Das christliche Leben neu wagen* (2013); *Wegweisung für Wegweiser. Reinigung und Erneuerung des priesterlichen Lebens. Exerzitien mit dem hl. Pfarrer von Ars* (2014).

**Dr. Georgios Zigriadis**, geboren 1968 in Stuttgart, studierte Philosophie und Geschichte in Passau und München, 2005 wurde er an der Universität Passau im Fach Philosophie über ein Thema zu Kants *Kritik der Urteilskraft* promoviert. Anschließend Studium der katholischen Theologie in München. Seit 2011 ist er Priester in der Diözese München und Freising.